

Das Argument

92

17. Jahrgang 1975

Widerspiegelungsdiskussion: Praxis Streitfragen materialistischer Dialektik (V)

Hans Jörg Sandkühler: Streitbarer Materialismus
oder – Streit um den Materialismus? 601

Rainer Rotermundt: Materialistische Erkenntnis-
theorie – was soll das? Zum Beitrag von W. F. Haug
in Das Argument 81 629

Rolf Zimmermann: Der Begriff der Praxis bei Marx
und die Elimination der Abbildtheorie 636

Wolfgang Fritz Haug: Wider den bloß verbalen
Materialismus 650

Besprechungen:

Marxistische Philosophie; Probleme der Linguistik;
Frauenfrage; Psychoanalyse und Gesellschaft;
Geschichte der USA; Staat 702

Hans Jörg Sandkühler

Streitbarer Materialismus oder - Streit um den Materialismus?

Das Argument führt eine Diskussion um Streitfragen der materialistischen Dialektik. Die Debatte gilt der Widerspiegelungstheorie, der dialektisch-materialistischen, der marxistischen Erkenntnistheorie. Daß es tatsächlich um die marxistisch-leninistische *philosophische* Widerspiegelungstheorie als konzeptionellen Kern der heutigen materialistischen Gnoseologie geht, droht in dieser Debatte ebenso unterzugehen wie die Tatsache, daß ihr *heute* eine wissenschafts-klassifikatorisch deutlich umrissene Position a) im System „wissenschaftlicher Sozialismus“ und b) im System der Philosophie des wissenschaftlichen Sozialismus (= materialistische Dialektik, = historischer/dialektischer Materialismus) zukommt. Kein Zweifel sollte daran aufkommen können, daß der Mechanismus-Einwand — Leist und andere huldigen ihm nach wie vor — mit der Identifizierung von „Abbild“ und „Fotokopie der Realität“ nur noch einen Popanz trifft. Dies nicht nur wegen der subjektiven Absichtserklärungen der marxistischen Diskutanden, die wünschenswert eindeutig vorliegen, sondern wegen des status quo der entwickelten Widerspiegelungstheorie. Die Widerspiegelungstheorie fällt weder hinter *Kant* noch hinter *Marx* noch hinter *Lenin* zurück: der Erkenntnisprozeß produziert aktiv mehr oder minder objektive Äquivalente der Realität; Objektwelt und Erkenntnisprodukt sind *nicht* identisch; Begriffe, Kategorien und Theorien sind der Realität nicht abgelauscht wie nach Vorstellung des Empirismus, sondern sie sind bestimmt *sowohl* durch den Entwicklungsstand der materiellen gesellschaftlichen Verhältnisse *wie auch* durch die ideelle Besonderheit der Erkenntnismittel (Kategorien etc.); die Erkenntnismittel akkumulieren historisch-*logisch* in relativer Eigendynamik und werden sozial-historisch vermittelt. Mit diesem Ergebnis ist die Widerspiegelungstheorie bei Hegels Identitätsphilosophie wie auch bei Kants „transzendentaler“ Differenzphilosophie wie auch beim Materialismus der klassischen Mechanik in die Schule gegangen; sie hat ihre theoretischen Quellen gelernt *und* kritisch bis zur Umstülpung verarbeitet.

Kein Zweifel, daß die *Argument*-Diskussion alles andere als scholastisch ist. Sie ist praktisch, ist ideologische, weltanschauliche Auseinandersetzung, weil sie nicht die Frage nach der Wirklichkeit und Mächtigkeit der Erkenntnis aufwirft, die man als Erkenntnis-an-sich von der Praxis der materiellen gesellschaftlichen Bewegung vorab losgelöst hätte. Die *Argument*-Diskussion wirft das Problem „Erkenntnistheorie“ nicht auf, um über Standpunkt und Perspektive

einer verselbständigten philosophischen Disziplin zu debattieren. Ihr Gegenstand ist der *wissenschaftlich und weltanschaulich* ungemein wichtige Streit um die *Objektivität der Weltanschauung der Arbeiterklasse* und um die Objektivität natur- und gesellschaftswissenschaftlicher Analysen im staatsmonopolistischen Kapitalismus. Der Ort der Diskussion ist nicht Utopia, sondern BRD und West-Berlin hier und jetzt. Die Überlegungen, die in Nr. 77 zum Stein des Anstoßes geworden sind¹, hatten nicht der Widerspiegelungstheorie um ihrer selbst willen gegolten, sondern ihrer einzelwissenschaftlichen Anwendung: der Literaturwissenschaft bzw. der Ästhetik und der Grundlegung einer Wissenschaft „Textanalytik“; daß diese Wissenschaft unter dem Namen einer „materialistischen Hermeneutik“ auftrat, war verwirrend; es ging nicht um eine „Bereicherung“ der materialistischen Dialektik (= Philosophie), sondern um einzelwissenschaftliche Fragen; der Name war eine wissenschaftspolitische Attacke auf die geistesgeschichtliche, geschichtsphilosophisch universalisierte „Hermeneutik“ und auf deren wuchernde Schulbildungen. Die inzwischen abgelaufene Diskussion ist am Ende wieder auf die Anwendungsfrage zurückgekommen. Das Zwischenstadium war ein notwendiger Umweg. Dabei gab es Rückschritte. Notwendige zur Gewinnung des Selbstverständnisses unserer marxistischen Theorie, anachronistische in Leists wie Zimmermanns Abrechnungen. Keinesfalls darf zwischen diesen Positionen positivistischer und „antirevisionistischer“ Kritik die goldene Mitte gesucht werden. Es gibt für die marxistische Erkenntnistheorie diese Mitte nur im System der materialistischen Dialektik. Der streitbare Materialismus geriet in der Diskussion teilweise unter die Räder eines „Pluralismus“, der nicht die wissenschaftliche Weltanschauung, sondern deren Destruktion im Auge hatte. Die Flankierung der Angriffe durch die Beiträge W. F. Haugs und F. Tombergs hätte dem entgegenwirken können. W. F. Haug stellt aber m. E. zur Disposition, was nicht disponibel ist: den *Materialismus* der Widerspiegelungstheorie. Dieser Materialismus trägt noch immer die Verantwortung, die die „Heilige Familie“ dem alten Materialismus zugesprochen hatte: die Verantwortung, auch heute eine „logische Basis“ des Kommunismus zu sein. Die logisch-philosophische Form, die verständige und verständliche Abstraktheit, dieser Basis widerspricht nicht dem Praxis-Auftrag der Wissenschaft. Das System der Gesetzesaussagen der materialistischen Dialektik, konkreter auch der Erkenntnistheorie, bedarf der Form der Allgemeinheit aufgrund der Allgemeinheit der Gesetzlichkeit von Natur-, Gesellschafts- und Erkenntnisprozessen. Philosophische Allgemeinheit und Praxis-Ferne sind nicht zu verwechseln. Jedes Veto gegen die philosophische Systematik der materialistischen Dialektik berührt die Erkenntnissicherheit, die die wissen-

1 Vgl. Thomas Metscher: Ästhetik und Abbildtheorie, in: *Das Argument* 77, 14. Jg. 1972, S. 919—976; Hans Jörg Sandkühler: Zur Begründung einer materialistischen Hermeneutik durch die materialistische Dialektik, a.a.O., S. 977—1005.

schaftliche Weltanschauung auch dem Nicht-Wissenschaftler garantiert. Widerspiegelungstheorie ist nichts als der logische und erkenntnistheoretische Ausdruck der begründeten Anerkennung, daß die objektive Realität in allen ihren Qualitäten (Natur, Gesellschaft und Bewußtsein) erkennbar ist, daß Erkenntnis nicht minder objektiv ist. Sie ist im wesentlichen die Theorie der Objektivität des subjektiven Faktors in der Produktion der Wirklichkeit durch die Menschen.

Dieser Diskussionsbeitrag ist teils eine Antwort, teils eine genauere Erklärung von zwei Kategorien: „Praxis“ bzw. „Materialismus“. Eine notwendige Erläuterung, denn im Gegensatz etwa zu Tomberg geraten bei Haug die Praxis-Perspektive und der Materialismus in Widerspruch. In Leists Mutmaßungen — mit der Position Haugs nicht vergleichbar — fehlt gar beides. Worum es nur gehen kann, hat Tomberg gesagt: der Streit um das Wort „Widerspiegelung“ mag noch Geschmacksache sein; der um die Bedeutung der Kategorie ist es nicht; und eben der wird der Widerspiegelungstheorie von Leist und anderen polemisch oder bei Bürger verständnislos angetragen. Haug begegnet ihr „kritisch“. Kann man aber fingieren, die Widerspiegelungstheorie sei noch auf der Stufe vortheoretischer Metaphorik? „Widerspiegelung“ ist zumindest seit Lenin nach Begriffsumfang und -inhalt eine systematische Abstraktionskategorie mit klar angebbarer Funktion und Objektivität. Lenin wird hier bewußt mit seiner Leistung hervorgehoben, um dem lächerlichen Umgang mit ihm als „bauernschlauem Parteitaktiker“ und philosophischem Klippschüler zu begegnen. Anti-Leninismus ist auch im Bereich der Logik und Erkenntnistheorie Anti-Marxismus und vor allem Anti-Kommunismus. Nirgends wird dies offensichtlicher als in der Roßtäuscherei der „Probleme des Klassenkampfes“: Die Abbildtheorie herrsche in den sozialistischen Staaten. „Sojettwissenschaft“ heißt die vulgäre Parole, die Vulgarität suggeriert, ohne je die differenzierte Auseinandersetzung in den „sozialistischen Staaten“ um Struktur und Funktion dieser Theorie zur Kenntnis genommen zu haben; gefestigt werde die „bürgerliche Wissenschaftsauffassung“; wie nur soll denn mit welcher sozialen Wirkung bourgeoise Ideologie „gefestigt“ werden, wenn Wissenschaft entsprechend dem Grad ihrer Vergesellschaftung und ihrer Rolle als zunehmend unmittelbare Produktivkraft in der intensiv erweiterten Reproduktion eine so offenkundig nicht-bourgeoise materielle Funktion ausübt? PROKLA zitiert Lenin und mutet dem Leser die Dummheit zu, nicht lesen zu können. Wie anders versteht sich das Lenin-Zitat über die „Materie als philosophische Bezeichnung der objektiven Realität“ im unmittelbaren Kontext der Fälschung: „Die Abbildtheorie heißt Abbildtheorie, weil in ihr der Erkenntnisakt begriffen wird als ein mechanisch-physiologischer Akt der Reproduktion“? ^{1a} Methodische Denunziation der sozialistischen Länder

1 a Die Abbildtheorie und ‚Das Argument‘. In: Probleme des Klassenkampfes 4 (1974), Nr. 4, S. 152/153.

und der sich nicht verschämt von ihnen „distanzierenden“ Kräfte im Kapitalismus, wenig mehr.

Wenn sich meine Kritik an Leist und anderen kritischen Geistern vorbei an W. F. Haug richtet, dann auf der Grundlage der Übereinstimmung in wichtigen politischen und ideologischen Fragen, — selbst um den Preis lachender Dritter. Streitbarer Materialismus um einen gemeinsamen Ansatz ist etwas anderes als der gegen bürgerliche Ideologie in „antirevisionistischer“ Maskerade. Die Kritik gilt Haug anlässlich seines Aufsatzes, der Auffassungen pointiert, „über deren Haltbarkeit“ sich der Verf. „nicht immer fraglos sicher ist“ (Das Argument 81, S. 559; im folgenden beziehen sich einfache Seitenangaben immer auf diesen Band).

Die Meinungsunterschiede zu Haug gründen in der Skepsis gegenüber der ideologischen und praktischen Wirksamkeit einer Position, die im „Kapital“ von Karl Marx den Kronzeugen sozialistischer Wissenschaft finden zu können glaubt. Sie heben an beim Satz: „Das marxistische Verständnis von Wissenschaft findet unbestritten im *Kapital* von Karl Marx, seiner *Kritik der politischen Ökonomie*, den am meisten entwickelten Ausdruck.“^{1b} „Standpunkt und sozialistische Perspektive“ von heute, — finden sie sich tatsächlich hier und nur hier? Ist die Form der „Kritik“ zitierbarer Zeuge gegen die heutige positive Wissenschaft „Politische Ökonomie des Sozialismus“? Der Meinungsstreit setzt sich fort über Haugs Erkenntnistheorie-Beitrag und die Schleifstein-Rezension bis zum Editorial in Nr. 90. Die Schleifstein-Besprechung fragt: „Ist dialektischer Materialismus als ‚philosophische Grundanschauung‘ treffend charakterisiert?“. Haug unterstellt dem, der in der materialistischen Dialektik den Ausgangspunkt, das Fundament gegenwärtiger Analyse erkennt, die Verselbständigung der Philosophie und bemüht Engels' Kritik an der *bürgerlichen* Philosophie; als sei Philosophie gleich Kritik an Philosophie, als habe Philosophie mit der materiellen Basis ihres Wirkens nicht auch ihre theoretische und methodologische Funktion für die Einzelwissenschaften *und* für die Weltanschauung der Arbeiterklasse — gerade auch der im staatsmonopolistischen Kapitalismus — verändert. Man lerne, wendet Haug ein, am besten aus „der Praxis“, folglich sei es „geradezu notwendig, den Marxismus aus der Gegenwart heraus zu ergreifen, statt ihn zu verphilosophieren“^{1c}. „Verphilosophieren“? Genügt die Diskreditierung der Philosophie schlechthin als Argument, oder setzt sie auf das Vorurteil, Philosophie sei eben Philosophie? „Verphilosophieren“ kann wohl nur „versystematisieren“ heißen. Die Warnung wird zur Forderung, liest sich dann schwerwiegend anders: der Materialismus liefere sich

1 b W. F. Haug, Die Bedeutung von Standpunkt und sozialistischer Perspektive für die Kritik der politischen Ökonomie. In: Das Argument 74, 14. Jg. 1972, S. 561.

1 c W. F. Haug, Schleifsteins Einführung in das Studium von Marx, Engels und Lenin. In: Das Argument 89, 17. Jg. 1975, S. 72; 73; 77.

flexibel der Veränderung aus und analysiere nicht Veränderung systematisch in der Form des *veränderten Systems*; berechtigter Anti-Dogmatismus schlägt hier um in eine neue (alte) Qualität. Korsch's Forderung zur nicht gegebenen Zeit kommt in Erinnerung, des Proletariats Aufgabe sei, sich schleunigst in Klassenlosigkeit zu liquidieren, auch vor seiner geschichtlichen Stunde. Hier wie im Editorial zu Nr. 90 wird eine gefährliche Alternative konstruiert: die zwischen „entscheidenden Fragen hinsichtlich des Seins und Sollens ideeller Produktion“ und „philosophischer Abstraktheit und spezialistischer Absonderung der Erkenntnistheorie“. Diese Alternative ist gefährlich, weil bei gleich welcher Entscheidung für gleich welche der getrennten Seiten die *Einheit von Wissenschaft und Weltanschauung zerstört wird*. Wird die „Konkretheit“ einzelwissenschaftlicher Anwendung der Widerspiegelungstheorie so nachdrücklich gelobt, dann um den Preis der Kritik an der „Abstraktheit“ von Allgemein- und Gesetzesaussagen der Philosophie. Philosophie = Philosophie, Abstraktheit = Abstraktheit. Die Formel ist verführerisch, aber falsch. Zwischen toter und verständiger, geltender und wirksamer analytischer Abstraktion gähnt die Kluft zwischen Metaphysik und Materialismus. Noch einmal, weil es entscheidend wichtig ist: *die Stabilität, Objektivität und Erkenntnissicherheit und Handlungsnormierung durch die wissenschaftliche Weltanschauung steht und fällt mit dem Systemcharakter ihrer wissenschaftlichen Basis*. Systemunlust führt in den Historismus und Agnostizismus relativistischer Ideologeme.

Darüber hinaus kann es auch nach Wiederholung noch keineswegs „einleuchten, daß die Beantwortung der Grundfragen materialistischer Erkenntnistheorie am Exempel der Kritik der politischen Ökonomie“ der richtige Weg sei. Ergebnis solcher falscher Beispielhaftigkeit — die Falschheit liegt nicht im Beispiel, sondern in dessen Verabsolutierung — ist, was stutzig machen muß: Die Debatte werde „im Nebel steckenbleiben, wenn nicht *ergänzend* vor allem die Funktion ideologischer bzw. theoretischer Auseinandersetzungen im Antagonismus der Klassen analysiert wird. Das Thema ‚ideologischer Klassenkampf‘ gehört deshalb zu den *Desideraten* im Redaktionsprogramm unserer Zeitschrift“. Wozu Ergänzungen fordern, wenn von nichts anderem die Rede ist? Wer die Widerspiegelungs-Diskussion außerhalb vom ideologischen Klassenkampf verortet glaubt, muß einen Materialismus vor Augen haben, dessen praktischer revolutionärer Charakter erst dann verwirklicht ist, wenn der Materialismus aufhört, Theorie zu sein. Den Materialismus in Praxis überführen heißt aber wohl nichts anderes, als die Theorie *anzuwenden*; heißt niemals, Theorie in Praxis aufzulösen. Stalinismus wird beschworen — immerhin im Zusammenhang einer Debatte mit zumindest nachstalinischen Marxisten, die in der Tat weniger Aufwand mit Stalins Hinterlassenschaft treiben als mit der lebendigen Weiterentwicklung des Marxismus-Leninismus. Die Forderung der Redaktion — immerhin in der Widerspiegelungsdiskussion erhoben — „Die

Leiche muß aus dem Schrank!“^{1d}, reizt zum Sarkasmus: wer hat die Widerspiegelungstheorie umgebracht und dort versteckt?

I. Weshalb Materialismus und nicht dessen Preisgabe?

Materialismus ist:

- die philosophisch-weltanschauliche Beantwortung der Grundfrage nach dem Verhältnis von Sein und Bewußtsein, spezieller nach dem von Praxis und Erkenntnis, mit dem Satz: daß nicht das menschliche Bewußtsein die Welt der Menschen geschaffen habe, sondern das materielle Sein in Natur und Gesellschaft die Basis aller Bewußtseinsleistungen ist, die in den Fortschritt der gesellschaftlichen Arbeit an der Natur und an der Gesellschaft schöpferisch nach determinierenden Gesetzmäßigkeiten eingehen;
- die wissenschaftliche systematische Theorie der wesentlichen natürlichen und sozialen Strukturen und Gesetzmäßigkeiten, die sich in der Dialektik der materiellen Objektivität entwickeln und durchsetzen;
- die wissenschaftliche Theorie der Geschichtlichkeit *und* Objektivität von Denken und Erkennen; Theorie der Notwendigkeits- und Möglichkeitsbedingungen des Erkennens *und* der Prozeßformen zwischen Materie und Bewußtsein *und* der Prozeßformen innerhalb des gesellschaftlichen Bewußtseins — von der empirisch-abstrakten sinnlichen Wahrnehmung bis hin zum konkret-allgemeinen wissenschaftlichen Wissen;
- als objektive Prozeßtheorie *und* als Theorie der Objektivität der Welt *und* der Erkenntnis dieser Welt *und* als wissenschaftlicher Beweis dafür, daß und wie die Menschen ihre Geschichte selbst machen im Rahmen der Dialektik von Praxis und Erkenntnis, *und* als wissenschaftliche Anleitung zur Veränderung: die *Weltanschauung der revolutionären Massen*; heute des Subjekts unserer Epoche: der Arbeiterklasse und ihrer Alliierten und ihrer Partei.

Preisgabe des Materialismus ist:

- Preisgabe jener Wissenschaft und Weltanschauung, die nur auf der Grundlage dieser objektiven Theorie der Objektivität der Prozesse in Natur, Gesellschaft und Erkenntnis mit *Objektivität* handlungsanleitend ist;
- Preisgabe jener Wissenschaft, die durch die Anerkennung der Objektivität und Gesetzmäßigkeit menschlicher Praxis und Erkenntnis zur veränderungsmächtigen Weltanschauung der Massen geworden ist und die als solche zur einzig möglichen Alternative wurde, a) zur bürgerlichen Ideologie, b) zur Herrschaft der Bourgeoisie. (Daß hier die praktische Macht der Theorie nur im Verhältnis zum materiell-gesellschaftlichen Veränderungsprozeß gesehen wird, bedarf keines Kommentars.)
- Uneingeschränktes Bestehen auf einem nirgends verschämten verbalen Materialismus und Front gegen jeden Antimaterialismus — auch den heimlichen des nur noch „praktischen“ Realismus — ist eine Forderung für alle Bereiche des wissenschaftlichen Sozialismus. Dies gilt nicht zu-

^{1d} Editorial: Anführungs-Zeichen in „Prokla“. Noch einmal zu den Zielen der Widerspiegelungs-Diskussion. In: Das Argument 90, 17. Jg. 1975, S. 189; 191; 193 (Hervorh.: H. J. Sa.).

letzt für Ontologie und Gnoseologie, weil mit dem materialistischen Monismus eben der historischen dialektischen Ontologie und gerade der historischen dialektischen Erkenntnistheorie nichts anderes auf dem Spiel steht, als was Antimaterialisten — politisch sensibilisiert — begriffen haben: ein wesentliches Instrument des *ideologischen Klassenkampfes*.

II. W. F. Haugs Eingriff in die materialistische Erkenntnistheorie

W. F. Haugs Frage „Wozu materialistische Erkenntnistheorie“ ist weniger klar gestellt, als zugunsten klarer Antworten sinnvoll gewesen wäre. Er argumentiert auf zwei Ebenen, ohne sie auseinanderzuhalten. Einmal scheint er die Beschäftigung mit Erkenntnistheorie für „abstrakt“ und den gegenwärtigen Bedürfnissen des politischen Klassenkampfes wenig angemessen zu halten. Andererseits läßt er sich in detail in eine theorie-immanente Debatte über Struktur und Funktion der Widerspiegelungstheorie ein. So kommt es zu ständigen Unschärfen, zu Verwechslungen der Perspektiven „politische Praxis“ und „Praxis“ als wichtige *Kategorie* der marxistischen Philosophie, deren Vieldimensionalität nicht auf eine universelle Grundkategorie, auch nicht auf „Praxis“ reduziert werden kann. Ohne zureichende Präzision spricht Haug von der Rolle „der“ Praxis für die Entstehung von Erkenntnissen und/oder Erkenntnistheorien. Wie argumentiert Haug? Wie sollen seine Argumente verstanden werden? Hier einiges im Wortlaut:

- Gegenstand der Erkenntnistheorie ist mit Lenin die Beantwortung der Frage, „auf welche Weise das Wissen aus Nichtwissen entsteht“ (Lenin Werke, [LW], Band 14, S. 96).
- Dieses Problem ist ein Spezialfall des allgemeineren: wie verhalten sich Sein und Bewußtsein zueinander?
- Die Lösung dieser Frage interessiert „in dem sozialen Kraftfeld, das durch das Verhältnis von materieller Tätigkeit und ideeller Tätigkeit bestimmt ist. Dies Verhältnis wiederum ist von den Produktionsverhältnissen einer Gesellschaft bestimmt“ (Haug, S. 560).
- Marx wesentliche Einsicht, den metaphysischen vom praktischen Materialismus scheidend, ist es, „daß vom gesellschaftlichen Lebensprozeß, der Lebenspraxis der Menschen, ausgegangen werden muß“ (S. 561).
- Scheinprobleme der Erkenntnistheorie ergeben sich aus der Individualisierung der Erkenntnisgenese und aus der Trennung ihrer Fragen von der Lebenspraxis.
- „Wahrheit des Denkens übersetzt Marx mit Wirklichkeit, Macht, Diesseitigkeit des Denkens und dies alles muß der Mensch in der Praxis erweisen“ (S. 562).
- „Die Ansprüche dialektisch-materialistischer Erkenntnistheorie sind exemplarisch im Hauptwerk von Marx eingelöst“ (S. 563).
- Dies vorausgesetzt, lenkt „der Streit, ob die Erkenntnis ihren Gegenstand ideell abbildet bzw. widerspiegelt oder nicht, ... ab vom Hauptproblem, das die Beschaffenheit der Realität selbst darstellt“ (S. 565). Eine Widerspiegelungstheorie, die sich „fürs Ganze“ setzt und mehr

meint, als die sinnliche Realitätsaneignung „bildhaft“ zu umschreiben, wird „zum Hemmschuh“. Ob Erkenntnis widerspiegelt, ist nur im Praxis-Kontext erklärbar. „Über die Erkennbarkeit oder Nichterkennbarkeit der Dinge zu streiten oder gar wie Sandkühler davon zu sprechen, daß die Materie „auf Erkennbarkeit hin angelegt“ sei, ist nutzlos ... Zweitens ist die Frage, ob die Welt erkennbar sei oder nicht, wenig erhellend“ (S. 565).

- Materialistische Erkenntnistheorie widmet sich deshalb dem Problem der Schwierigkeiten der Erkenntnis, der Differenz von Wesen und Erscheinung, und diese Differenz ist eine der Tatsachen selbst, nicht des Bewußtseins. Das praktische menschliche Wissen „widerspiegelt nur die Antwort der Dinge auf praktisch interessierte Fragen der Menschen; aber es ist eben doch die Antwort der Dinge“ (S. 567).
- Die Praktikabilität der Erkenntnis ist keine Erkenntniseigenschaft schlechthin, sondern ergibt sich aus deren Lebensnotwendigkeit.
- Scholastische Scheinprobleme der Erkenntnistheorie können und müssen unterlaufen werden, „wenn man vom Standpunkt des gesellschaftlichen Lebensprozesses an die Sache herangeht. Im Alltagsleben wird massenhaft die zweifelsfrei gewisse Erfahrung gemacht, daß bestimmte Erkenntnisse lebensnotwendig sind und daß es einen lebenswichtigen Unterschied zwischen richtigen und falschen Erkenntnissen gibt“ (S. 568).
- „Erkennen muß dargestellt werden als notgedrungenes Zugehen des Menschen auf die Natur, nicht als Naturgabe, d. h. als Zugehen der Natur auf den Menschen; wie ja der „Stoffwechsel des Menschen mit der Natur“ durchaus einseitig ist — der Mensch ist darauf angewiesen, die Natur nicht“ (S. 568).
- „Die Notwendigkeit des Denkens gründet in der des Brotes. Damit Lebensmittel erzeugt werden können, muß die Natur erkannt werden, muß das Wissen über unsere bloß subjektiven Vorstellungen hinausgehen, in den inneren Bau ... der Realität, wie sie außer uns und von sich aus ist, eindringen“ (S. 569).
- Die materialistische Erkenntnistheorie kann sich nicht als „Spezialfach absondern“ und ist — Haug kritisiert K. Gößler — keine Aufgabe nur für Spezialisten. Ihre Hauptaufgabe ist die Kritik der Genesis der von der Handarbeit getrennten Kopfarbeit. „Sie fördert die Wiederaneignung der entfremdeten ideellen Produktion durch die materiellen Produzenten“ (S. 571).

Über diese von Haug angesprochene Funktion der Erkenntnistheorie, d. h. ihre ideologische weltanschauliche Bedeutung, kann es keinen Dissens geben. Aber gerade weil die Erfüllung dieser Verpflichtung von Bedingungen abhängt, und weil Haugs einseitige Begründung der Erkenntnis aus Praxis — und damit eben aus jener Realität, die Erkenntnisobjektivität bis in den Kapitalismus vielfältig verhindert — diese Bedingungen theoretisch nicht erfüllt, ist Kritik notwendig. Was Haug zu gering schätzt, scheint mir zu sein: daß der Sozialismus unserer Zeit — gekennzeichnet nicht zuletzt durch die wissenschaftlich-technische Revolution und die Bedeutung der Produktivkraft Wissenschaft — *wissenschaftlicher Sozialismus* ist und nicht spontane Reaktion auf „die“ Produktionsverhältnisse. Die materialistische Er-

kenntnistheorie ist als Wissenschaft, als spezielle Wissenschaft, ohne praktizistische Scham als Bestandteil des wissenschaftlichen Sozialismus anzuerkennen. Die Kritik an Haug ist nötig, weil er davon überzeugt werden zu müssen scheint: Fragen etwa der Abstraktion und Synthesis, der Wahrheit, der formalen und dialektischen Logik weichen nicht der „Praxis“ aus, sondern qualifizieren — richtig beantwortet — unsere gesellschaftliche Praxis. Wird die Erkenntnis der Menschen — und so die Theorie über Struktur und Prozeß dieser Erkenntnis — ausschließlich an die Produktionsverhältnisse — und so an die Theorie über diese Verhältnisse, sprich: politische Ökonomie — gekoppelt, dann wird die nicht nur wissenschaftsklassifikatorisch wichtige *Spezifik* der Wissenschaft von der ideellen, produktiven Reproduktion der materiellen Praxis verwischt. Eine mechanische Einheitswissenschaft steht ins Haus.

III. Materialismus in der Erkenntnistheorie

Man muß Lenin nicht unbedingt zitieren, wenn die Qualität materialistischer Dialektik zumindest der seinen entspricht; man muß Lenin zitieren, wenn zu vergessen neigt, was Materialismus ist, wer nach materialistischer Erkenntnistheorie fragt. Wenn schließlich *nicht* mehr zitiert wird, was bei Lenin konstitutiv ist für die Widerspiegelungstheorie — „Materie“-Begriff und Materialismus —, dann sollte man hellhörig werden. Zweifellos ist „im Materialismus der Machtanspruch der materiell Produzierenden ... legitimiert“ (Haug, S. 560), — aber nicht *nur* dies. Fraglos bestimmt Lenin als Aufgabe der Erkenntnistheorie die Erklärung des Prozesses vom Nicht-Wissen zum Wissen; und niemand wird bestreiten, daß Lenin den „Gesichtspunkt des Lebens“ zu dem der Erkenntnistheorie zu machen forderte und daß Lenin das Paradigma „lebendiger“ Wirklichkeits- (Praxis- und Ideologie-) Analyse in Marx' „Kapital“ vorfand; — aber nicht *nur* dies. Denn der Gesichtspunkt des „Lebens“ ist für die *Wissenschaft* Erkenntnistheorie nicht der des erscheinenden, nicht allein des Alltagslebens, sondern des „Wesens“ der alltäglichen Lebensweise; und dieses *materiell*-praktische gesellschaftliche Leben der Massen qualifiziert sich zur Praxis nicht allein in und durch Praxis (an-sich), sondern durch eine objektive, sozial- und ideologievorgängige Materialität der wesentlichen Lebensdeterminanten. So war die Forderung Lenins, vom „Leben“ auszugehen, bereits eine Schlußfolgerung aus seinem Materie-Konzept; eine Schlußfolgerung überdies, die nur im Kontext der methodischen Anweisung zu verstehen ist, „vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen“ (nebenbei: sowohl diese Methode der Abstraktion/Konkretion/Abstraktion als auch der Weg des Erkennens selbst vom Abstrakten zum Konkreten sind Gegenstände gnoseologischer Forschung, will sie sich nicht reduzieren lassen auf die bloße Faktizität des erscheinenden Wissens): „Von der lebendigen Anschauung zum abstrakten Denken und von diesem zur Praxis — das ist der dialektische Weg der Erkenntnis der Wahrheit, der Erkenntnis der objektiven Realität“ (38, S. 160). Im Kontext der

Bestimmung, daß „das Denken, das vom Konkreten zum Abstrakten aufsteigt“, sich nicht etwa „von der Wahrheit“ entfernt, sondern sich ihr annähert (LW 38, S. 160), ergeben sich hier Auftrag und Legitimation einer Erkenntnistheorie als relativ selbständiger Wissenschaft im Verbundsystem der materialistischen Dialektik. Wesentlich ist: kritische Erkenntnisanalyse zum Zweck der rationaleren Steuerung erkenntnisgeleiteter Praxis und praxisgeleiteter Erkenntnis geht vom ‚Leben‘ aus —, gelangt aber nicht spontan, gradlinig, unmittelbar zur Praxis (zu deren Wesen), sondern schlägt ein den mühevollen Weg über das „abstrakte Denken“. Jeder Versuch — Haug neigt ihm wohl zu — einer unmittelbaren Beziehung „Erkenntnistheorie/Praxis“ unter Ausschluß spezieller Abstraktionsanalysen versandet in bürgerlicher Wissenssoziologie in der Wüstenei der erscheinenden Ideologie. Der Verlust der Kritikfähigkeit materialistischer Erkenntnisanalyse gegenüber fetischisiertem bürgerlichem Klassenbewußtsein und dessen theoretischen Supraformationen ist die unausbleibliche Folge. Der Forschungs- und Darstellungsweg der marxistischen-leninistischen Erkenntnistheorie setzt ein nicht beim „Leben“ der Alltäglichkeit, sondern beim — schließlich auch als gesellschaftliches Wissen akkumulierten — logischen Kalkül des fundamentalen „Konkret-Allgemeinen“ oder „Konkret-Abstrakten“: beim Begriff der „Materie“; und das heißt nichts anderes als: bei der Materie in ihrer historischen ontologischen Wirklichkeitsform in Natur und Gesellschaft wie im Bewußtsein; der Weg führt von hier aus über die abstrakten ideologischen — richtigen oder falschen Denkformen *zum* „Leben“, zur materiellen und ideellen Wirklichkeit.

Der Materialismus der „materialistischen“ Erkenntnistheorie ist gegenwärtig vielfach gefährdet. Repräsentative Stoßrichtung des Antimaterialismus ist die Widerspiegelungstheorie. Sieht man von idealistischen Einlassungen (à la Leist) ab, beherrschen Rechts- und Linksrevisionismen die Szene. In einem sind sie allemal einig: aus der doppelten — materiell-gegenständlichen ontologischen und sozialhistorischen wie historisch-logischen — Determinationsstruktur der Erkenntnis wird die vermeintlich mechanistische „ontologische“ Determinante herausgebrochen; übrig bleibt die verabsolutierte „praktische“ Seite. Diese „Praktifizierung“ der Determinantenanalyse findet sich vor allem in zwei Revisionismen: dem neukantianisch-neuhegelianischen Revisionismus² der jugoslawischen „Praxis-Philosophie“ und der vormals „kritischen“ Schule der Kritik aus Frankfurt; zum anderen im ambivalenten Konzept jener, die auf Praxis setzen, aber nicht mehr jene der Menschen meinen, sondern die der autonomen (Waren-) Substanz; zu nennen ist in erster Linie A. Sohn-

2 Die Kontinuität von Neukantianismus und Neuhegelianismus auch im Bereich von Marxo-Kantianismus und Hegelo-Marxismus in der sozialistischen Theorie bürgerlicher Intellektueller hat für die II. und III. Internationale (vor allem G. Lukács) R. de la Vega schlüssig nachgewiesen in: *Ideologie als Utopie. Der hegelianische Radikalismus der marxistischen „Linken“*. Diss., Gießen 1973.

Rethels Liquidation der Erkenntnistheorie durch den mechanischen Maximalismus der „Warenform-Denkform“-These.

Weniges zur weiteren Illustration:

„Traditionell behauptet der Materialismus in seiner wissenschaftlichen Argumentation, daß die Materie primär ist und daß das Leben und das Bewußtsein später erschienen sind. Aber das Durcheinander eines solchen Standpunktes besteht darin, daß er die Materie vor solcher forschenden Tätigkeit sieht und physikalische Modelle erstellt, aus denen Homunkulus sprechen müßte“³.

Diese Kritik ist erschlichen und überträgt mechanisch-materialistische Materialismusideen auf den Materie-Begriff der materialistischen Dialektik. Bürgerliche Mutmaßungen über die materialistische Erkenntnistheorie sind vergleichbar verständnislos, wenngleich naiver⁴.

Subtiler der Antimarxismus des „marxistischen“ Antimaterialismus. Seit der sozialistisch-neukantianischen Verzichtserklärung auf den Materialismus — gekoppelt mit der Dequalifikation des historischen Materialismus zur bloßen positivistischen Gesellschaftsanalyse oder (so etwa Max Adler, der Austromarxist) zur „Soziologie“ — hält sich eine „kritisch-marxistische“, in Wahrheit marxismuskritische, sich offen oder verdeckt auf Kant stützende gegen Marx, verbal gegen Hegel gerichtete Strategie bürgerlicher Ideologie durch, die den Ma-

3 R. Supek, in: Materialien zum Symposium „Die Dialektik und die moderne Naturwissenschaft“. Sammelband. Moskau 1966, S. 84 (russ.).

4 Das „Philosophische Wörterbuch“ von M. Apel (5. Aufl. in Bearbeitung v. P. Ludz, Berlin 1958) erwähnt unter „Erkenntnistheorie“ weder die antike noch die neuzeitliche und marxistische Tradition der Erkenntnistheorie. Unter „Abbildtheorie“ heißt es ohne jegliche Begründung: „die Erkenntnisse spiegeln die Wirklichkeit nur wider. Dieser ‚naive Realismus‘ des natürlichen Bewußtseins wird von der ‚kritischen‘ Erkenntnistheorie bestritten“. Das Fischer-Lexikon „Philosophie“ (Hg. v. A. Diemer / I. Frenzel, Frankfurt/M. 1967) erklärt die „erkenntnistheoretischen Abbildtheorien“ für „identisch mit den entsprechenden Wahrheitstheorien“ und verbindet diese unsachgemäße Identifizierung mit dem knappen Hinweis auf einen „korrigierten naiven Realismus, wie ihn traditionell die (Neu-) Scholastik, aber auch — meist weniger kritisch — der Marxismus bzw. der ‚sozialistische Realismus‘ zeigen. Dieser verwendet wieder eine Reihe von schillernden Begriffen, wenn er lehrt, Erkennen sei eine ‚Spiegelung‘, ein ‚Abbilden‘, ein ‚Kopieren‘ (Lenin) der — letztlich materiellen — Realität“ (S. 33). Selbst das begriffsgeschichtliche „Historische Wörterbuch der Philosophie“ (Hg. v. J. Ritter, B. I, Stuttgart/Basel 1971) verzeichnet unter ‚Abbildtheorie‘ die des Marxismus in zwei Zeilen. I. Fetscher unterschlägt den materialistischen Ansatz der marxistischen Erkenntnistheorie und begründet den „Erkenntnisoptimismus von Marx“ allein aus der Revolutionstheorie. Statt der von Fetscher beanspruchten „Dokumentation“ des Marxismus und seiner Erkenntnistheorie die Schlußfolgerung: „Die primitive Engelsche (aber auch Leninsche) Abbildtheorie ist völlig ungeeignet, die spezifische Einheit von Denken und Sein in der selbstbewußten Aktion des Proletariats zu erfassen“ (I. Fetscher. Der Marxismus. München 1967, S. 197).

terialismus als inhuman denunziert und einseitig auf „humane“ Autonomie der Praxis abhebt. H. Cohen, E. Bernstein, K. Vorländer u. a. sind Zeugen dafür, daß erkenntniskritizistischer, gegen den Erkenntnismaterialismus gewandter ‚Realismus‘ nicht allein wegen seiner bürgerlichen Klassengeneese immer als latenter oder manifester bürgerlicher Konservatismus auftritt. Der Streit um das „Ding-an-sich“, d. h. um die Objektivität der Erkenntnis, wurde in der Zweiten Internationale (Schmidt, Woltmann etc. gegen Mehring, Plechanow u. a.) um den Materialismus ausgetragen. Materialismus sei — so C. Schmidt — selbst noch in der Grenzüberschreitung über den naiven Realismus hinaus „Identitätsphilosophie“. Die materialistische Basis-Überbau-Konzeption wurde transzendentalphilosophisch unterlaufen, die materielle natürliche und soziale Basis in ein „auch geistiges Wesen“ verkehrt (Adler). Der Marxismus habe „überhaupt nichts mit Materialismus zu tun“; der Materialismus sei „eine Metaphysik“! Interessant ist diese Erinnerung wegen der Konsequenzen und Implikate dieses Revisionismus: Konsequenzen und Implikate sind *aktuell*. Sohn-Rethels Hypertrophierung der „Form-Bestimmtheit der Erkenntnis“ korrespondiert Adlers These, die „Formbestimmtheit des menschlichen Bewußtseins“ sei die „Voraussetzung und ... richtunggebende Komponente in der sozialen Kausalität“. Klassenkampf wurde für Adler wie für Lukács wie für die heutige ‚Die Intelligenzals-kollektiver-Theoretiker-des-Proletariats‘-Fraktion des linksmaximalistischen ‚Antirevisionismus‘ zum „Kulturkampf“⁵.

Die hier immer vorausgesetzte Reduktion der materialistischen Dialektik auf Praxis- bzw. Gesellschaftstheorie führt heute zur Überführung der marxistischen Erkenntnistheorie in Gesellschaftstheorie. Habermas' „Erkenntnis und Interesse“ ist nur Symptom unter anderen: Sohn-Rethels Vorschlag, gar nicht mehr von Erkenntnistheorie zu reden⁶, korrespondiert A. Schmidts kurioseem Veto, für Marx und Engels gebe es keinen „von den Inhalten der politischen Ökonomie und der Geschichte (sei es auch nur relativ) abgehobenen Wissenschaftszweig, der sich mit den Quellen, dem Zustandekommen und der Gültigkeit von Erkenntnis beschäftigt“⁷. Horror vor dem Materialismus marxistischer Ontologie und deren Folgen für die Widerspiegelungstheorie und die historische Universalisierung der „Praxis“ zur systemleitenden revisionistischen Kategorie paaren sich bei allen „kritischen Kritikern“ zu einem anti-gnoseologischen Syndrom. Vergessen, was bereits J. Dietzgen in den Anfängen dieser Wissenschaft in wirklich anti-revisionistischem Interesse betont hatte: die Erkenntnistheorie sei eine „eminent sozialistische Angelegenheit“. Dietzgens

5 M. Adler, in: Austromarxismus. Texte zu „Philosophie und Klassenkampf“. Hg. v. R. de la Vega / H. J. Sandkühler. Frankfurt/M. 1970, S. 174, 181, 183 f., 185.

6 A. Sohn-Rethel, Geistige und körperliche Arbeit. Frankfurt/M. 1972, S. 43.

7 A. Schmidt, Einleitung zu: Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie. Frankfurt/M. 1969, S. 7.

Adressat stimmt heute noch. Nicht zufällig inthronisiert Sohn-Rethel Kant, nicht zufällig streicht auch Schmidt den „Zusammenhang der Marxschen Lehre mit Kants Transzendentalphilosophie“ bewußt heraus. Kein Zufall der Kontext, in dem dies geschieht: A. Schmidt stimmt an den Refrain vom Leninschen „dogmatischen Abbild-Realismus“, wie „er in Lenins (mehr parteigeschichtlich als philosophisch relevantem) Buch ‚Materialismus und Empirio-kritizismus‘ kodifiziert wurde“; A. Schmidt weiß sich des Applauses kritischer Geister wie A. Leist sicher, wenn er — von „Materialität“ der menschlichen Lebensverhältnisse redend — eben diese Materialität als „alles andere als ontologisch“ dementiert⁸. A. Leists Berufung auf Apel, Habermas, Negt und Schmidt — Gegner bleiben weitgehend gesichtslos „die“ orthodoxen Leninisten (S. 580), „die“ Vertreter der Abbildtheorie (S. 583) — ist ideologisch interessiert und wenig aufsehenerregend. Der zaghafte Versuch, die Liaison „Marx-Kant“ zu erinnern (S. 591), decouvriert sich selbst. Interessanter, weil diametral anders interessiert, ist Haugs heimliche Materialismus-Einbuße, ist seine spröde Distanzierung von der Widerspiegelungstheorie.

IV. W. F. Haug und der Materialismus der Widerspiegelungstheorie

Um es vorweg zu sagen, — der historische und aktuelle Verweis auf Revisionismen des Materialismus und der Widerspiegelungstheorie hatte nicht die Funktion, W. F. Haug in ihm unangemessene schlechte Gesellschaft zu rücken und die Kritik vorzubereiten. Er diene dem Hinweis, daß die Erkenntnistheorie in der II. und III. Internationale zu einem Hauptkriegsschauplatz gegen den Marxismus wurde; daß hier — und viel weniger im Bereich der Politik — bürgerliche intellektuelle Theorielastigkeit — transportierte Trennung von Kopf und Hand — zur Belastung der Philosophie des wissenschaftlichen Sozialismus wurde. Vielleicht kann er Haug dazu auffordern, seine Kritik von scheinbar vergleichbarer deutlich abzuheben. Bei Leist liest sich das Verdikt gegen den Materialismus als eines gegen materialistische Ontologie, und nicht nur zwischen den Zeilen entpuppt sich bei Leist der Antimaterialismus als Anti-Leninismus (S. 600).

1. Widerspiegelungstheorie

Erinnert Haug „zunächst einmal an den Sinn dialektisch-materialistischer Erkenntnistheorie“ (S. 559), so ist dies plausibel, denn hierzulande gedeiht sie nicht eben prächtig; und doch erweckt eine solche Erinnerung den falschen Eindruck, der Sinn dieser Theorie sei allgemein umstritten. Im Sozialismus schreibt sie inzwischen nach Jahrzehnten einer komplexen und immer differenzierteren Ausarbeitung ihre eigene Geschichte. Es ist nicht gut, Nullpunkt-Situationen zu fingieren, wo z. B. in der UdSSR und in der DDR, in der ČSSR und

⁸ A. Schmidt, a.a.O., S. 8, 11.

in Ungarn theoretische Höhepunkte erreicht worden sind⁹. Und wo die DDR-Erkenntnistheorie vorkommt, sollte sie nicht karikiert werden: wo eigentlich wird im Sozialismus die Erkenntnistheorie als „Spezialfach“ abgesondert (S. 570)? Entspricht es K. Gößlers Intention, wenn er sich mit verkürztem Zitat — dann schon lieber „Zitatitis“! — als Technokrat oder Esoteriker wiederfindet (S. 570)? Was verursacht Haug Unbehagen, daß er apodiktisch notiert: „Der Streit, ob die Erkenntnis ihren Gegenstand ideell abbildet bzw. widerspiegelt oder nicht, lenkt ab vom Hauptproblem, das die Beschaffenheit der Realität selbst darstellt“ (S. 565)? Kein Erkenntnistheoretiker wird — soweit Materialist — die fundamentale Verwiesenheit seiner Wissenschaft (weil deren Gegenstands) auf die Realität und die Wissenschaft „politische Ökonomie“ bestreiten. Und kein politisch-ökonomisch interessierter Philosoph dürfte — soweit Materialist — leugnen, daß auch Bewußtsein, Erkenntnis und Wissen eine analysierbare „Beschaffenheit“ ausweisen und daß die Dialektik von Sein und Bewußtsein, von gesellschaftlichem Sein und gesellschaftlichem Bewußtsein, von Praxis und Erkenntnis *Realdialektik* auch im Bereich des Bewußtseins ist. Daraus ergäbe sich für ihn, daß die Wissenschaft „Dialektik“ klar unterscheidbare (aber nie trennbare) Gegenstandsbereiche hat und daß die Erkenntnis (weil nach der Widerspiegelungstheorie *als* dialektischer Ontologie mit Sein, gesellschaftlichem Sein und Praxis niemals *identisch*) *nicht* Gegenstand des historischen Materialismus allein sein kann. Fazit: daß sie als komplex determinierter Prozeß distinkt wissenschaftlich zu erforschen und endlich die Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus *keine Einheitswissenschaft* ist, sondern *ein System der Einheit relativ selbständiger Wissenschaften*.

Was also verführt dazu, an der Kategorie „Widerspiegelung“ nur ob ihrer „Bildhaftigkeit“ festzuhalten? Was dazu, ihren metaphorischen Ursprung höher einzuschätzen als ihre differentialdiagnostische heutige Fähigkeit?

Verführerisch ist die identitätsphilosophische Spekulation, die Dinge oder die Welt offenbaren sich *per se*. Gleich beginnen „die Dinge zu antworten“ (S. 567; bei Sohn-Rethel „sprechen die Waren“, „schwitzt das Sein Abstraktionen aus“). Ein Irrtum: die „Gebrauchsweisen der Dinge sind (zwar) wirkende Eigenschaften“, aber sie wir-

⁹ Hinzuweisen ist auf die in den letzten Jahren immer intensiver geführte Diskussion z. B. in der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ und in „Voprosy Filosofii“, auf T. Pawlows „Widerspiegelungstheorie“ (Berlin 1973), auf P. V. Koptins „Dialektik-Logik-Erkenntnistheorie“ (Berlin 1970), auf das 1968er Sonderheft der DZfPh, auf den „Marxismus-Digest“ 1/1972: „Erkenntnistheorie“. Vgl. eine Bibliographie zur Erkenntnistheorie und dialektischen Logik in: H. J. Sandkühler, *Praxis und Geschichtsbewußtsein*, Frankfurt/M. 1973, und den Band: *Marxistische Erkenntnistheorie. Texte zu ihrem Forschungsstand in den sozialistischen Ländern*. Hg. v. H. J. Sandkühler. Stuttgart 1973 (Beiträge v. Kosing, Narski, Gößler, Schliwa, Gedö, Wittich, Ruml, Koptin und Kumpf).

ken mitnichten in identischen Abbildern (S. 567). Die „Dinge“ zum Sprechen zu bringen, ihr Geheimnis aus der Vergegenständlichung, aus der Fetischwelt der Waren im Kapitalismus ausplaudern zu zwingen, — dies nannte Marx die Aufgabe der Wissenschaft. *Erscheinung* ist die Sprache der „Dinge“ im Kapitalismus; nicht aber spricht, was wesentlich ist, wenn nicht in der Sprache der Wissenschaft. So wird im Kapitalismus — Haug unterscheidet hier die antagonistischen Systeme leider nicht — nirgends im spontanen Alltagsbewußtsein, „im Alltagsleben ... massenhaft die zweifelsfrei gewisse Erfahrung gemacht, daß bestimmte Erkenntnisse lebensnotwendig sind und daß es einen lebenswichtigen Unterschied zwischen richtigen und falschen Erkenntnissen gibt“ (S. 568). Rationalistischer Optimismus kann nicht darüber hinwegtäuschen: in der BRD verfügt nicht die Arbeiterklasse über die lebensnotwendigen Produktionsmittel; Arbeiterbewußtsein ist nicht schon Klassenbewußtsein; bürgerliches Alltagsklassenbewußtsein führt nicht zu „zweifelsfrei gewissen“ richtigen Einsichten und über die Froschperspektive des „Die da oben/wir da unten“ hinaus. Die „Dinge antworten“, wie sie für das falsche Bewußtsein sind, nicht wie sie sind unter Angabe ihrer Negation.

Verführerisch ist, das unser individuelles Bewußtsein ungemein belastende Problem der Anerkennung der materiellen Einheit — der *mein Sein* und *mein Bewußtsein* umgreifenden Einheit der Materie — mit Federstrichen zu eliminieren. Der materialistische Monismus ist eine der schwierigsten Anerkennungsfragen für jeden. Die theoretische Erkenntnis, daß der materialistische Monismus wahr ist, weil der Realität widerspiegelungsentsprechend, ist noch fern dieser Anerkennung. Aber nicht erst das „praktisch interessierte“ Erkennen ist fähig, die objektive Erkennbarkeit der Welt zu begreifen. Es ist ein historisch-logischer Anachronismus, die Frage der Erkennbarkeit der Welt auf die Problemkapazität des unmittelbaren praktischen Bewußtseins zu reduzieren (S. 565). Die dialektische und gnoseologische wissenschaftliche Antwort auf diese Frage muß nicht erstritten werden; der logische Topos „Erkennbarkeit der Welt“ ist längst ein „Fazit“, „Schlußfolgerung aus der Geschichte der Erkenntnis der Welt“ (Lenin); ein Fazit, das freilich nicht sozial- und klassenunspezifisch gilt; „über die Erkennbarkeit oder Nichterkennbarkeit der Dinge zu streiten oder gar wie Sandkühler davon zu sprechen, daß die Materie ‚auf Erkennbarkeit hin angelegt‘ sei, ist nutzlos“ (S. 565) nur für Olympier. Der Streit um diese Frage ist ideologischer Klassenkampf. Die Behauptung der logischen Qualität des Bewußtseins als logischer Qualifikation der Materie über das anorganische und organische Niveau hinaus ist die Behauptung der heute *möglichen* Wahrheit des Denkens und keine Marotte des gnoseologischen oder ontologischen Fachidioten. Wer wie Haug mit Lenin der Erkenntnistheorie die Aufgabe stellt, zu erklären, „auf welche Weise das Wissen aus Nichtwissen entsteht“ (LW 14. S. 96 / Haug S. 560), sollte eine allseitige dialektische und historisch-praktische Erklärung nicht unterbinden; der wird Haug mit Lenin am unlösbaren System der Beziehungen von (nicht nur historischem) Materialismus und Abbildtheorie festhalten

und mit aller Vorsicht einräumen, daß nicht *alle* „Ansprüche dialektisch-materialistischer Erkenntnistheorie ... exemplarisch im Hauptwerk von Marx eingelöst“ sind (S. 563). Engels konnte auch nach dem „Kapital“ noch feststellen, daß das „Wie?“ der „Umsetzung und Übersetzung von Materiellem in Ideelles“ nicht umfassend beantwortet sei; Lenin konnte noch nach Marx' „Kapital“ das Problem aufwerfen, wie dieselbe Materie bewußtlos und doch widerspiegelungsfähig sei (vgl. LW 14, S. 43). Historisch-materialistische Teilantworten liegen gesichert vor; dialektisch-materialistische stehen noch heute zu gutem Teil aus.

2. *Materialismus und Widerspiegelungstheorie*

Eine der Grundlagen der Haugschen Position dürfte in seiner *Distanzierung von der Natur-Dialektik* liegen. *Erstens* schränkt er die materialistische Natur-Kategorie ein auf die Verhältnisbestimmung „Natur-Arbeit-Erkenntnis“. Aber ist in Marx' „Kapital“ (speziell Marx/Engels Werke, Bd. 23, S. 192 f.) wirklich schon gesagt, was eine materialistische Theorie bezüglich der Natur zu sagen hat? Wohl kaum! Anti-Ontologie beruft sich zwar ständig auf die Marx'sche Analyse des Natur-Arbeit-Verhältnisses, unterschlägt aber (wie z. B. A. Schmidt) penetrant die Engelssche „Dialektik der Natur“, den „Anti-Dühring“ und Lenins Aussagen über die Natur als materiellen bewußtseinsumgreifenden Prozeß. Was bedeutet es, wenn Erkenntnis nicht als „Naturgabe“, d. h. als Produkt der Einheit „Natur-Gesellschaft“ (mit Prävalenz der Natur) definiert und der „Stoffwechsel des Menschen mit der Natur“ als „durchaus einseitig“ (S. 568) beschrieben wird? Man muß wohl *zweitens* einen Natur-Begriff voraussetzen, zu dessen Inhalt die moderne Technologie per definitionem nicht gehört; man muß „den Menschen“ anthropologisch von jener Natur isolieren, in und an der die Menschen natur- und gattungsgeschichtlich (und diese beiden Geschichten bilden unsere Geschichte nur gemeinsam) ihr „Wesen“ erarbeiten; man muß die Determinationsfaktoren der subjektiven Erkenntnis als Widerspiegelung *auch* der objektiven Dialektik der Natur um die gesellschafts- und bewußtseinsvorgängigen Notwendigkeiten verkürzen, um zu einer Bestimmung der Erkenntnis allein aus *menschlicher* Naturnotwendigkeit zu gelangen; kurz: man muß die materielle Einheit der Welt gegen die Gesetze des Materialismus aufsprengen und *drittens* — um den Determinismus noch aufrecht zu erhalten — die Determinaten der Erkenntnis reduzieren auf die Kausalität zwischen gesellschaftlicher Arbeit und ideeller Reproduktion; hierbei gewinnen dann die *Produktionsverhältnisse* kurzschlüssig die Macht einer zureichenden Erkenntnisbegründung. Aber selbst in dem von Haug zitierten Kontext der Marx'schen allgemeinen Bestimmung von Arbeit erscheint der „Kopf“ selbst als „Naturmacht“, nicht aber nur als Macht gegen Natur. Lenin zählte die Erkenntnis bewußt zu den „objektiven Formen“ der Dialektik, des objektiven Prozesses (LW 38, S. 178). Jeder heutige Antimaterialismus übersieht den Charakter der materialisti-

schen Dialektik als Prozeßtheorie¹⁰. So stellt sich ihm die Scheinalternative „Dualismus oder Identitätsphilosophie“, die in der Lukács-Schule (etwa bei F. Jakubowski) zugunsten der These entschieden wird, „die gesellschaftliche Wirklichkeit erkennt sich selbst“. Der materialistische Begriff „Widerspiegelung“ gründet aber bewußt in der dialektisch-ontologischen Unterscheidung (nicht Trennung!) von Sein und Bewußtsein. Dazu Lenin:

„Das Bewußtsein *widerspiegelt* überhaupt das Sein — das ist eine allgemeine These des *gesamten*“ (auch vordialektischen, „anschauenden“) „Materialismus“. Für den Materialismus des marxistischen bewußten Historismus folgt freilich „daraus, daß die Menschen als bewußte Wesen in gesellschaftlichen Verkehr treten, ... *keineswegs*, daß das gesellschaftliche Bewußtsein mit dem gesellschaftlichen Sein identisch ist. Wenn die Menschen miteinander in Verkehr treten, sind sie sich in allen einigermaßen komplizierten Gesellschaftsformationen — und insbesondere in der kapitalistischen Gesellschaftsformation — *nicht bewußt*, was für gesellschaftliche Verhältnisse sich daraus bilden, nach welchen Gesetzen sie sich entwickeln usw.“ (LW 14, S. 326). Denken und Sein sind unterschieden in der Einheit des Seins, potenziert unterschieden in der widersprüchlichen Einheit des gesellschaftlichen vorsozialistischen Seins.

Mein Bestehen auf dem *Materialismus* der Widerspiegelungstheorie blendet nicht aus, daß „das Bewußtsein ... von vornherein ein gesellschaftliches Produkt (ist) und bleibt, solange überhaupt Menschen existieren“ (MEW 3, S. 30). Aber Materialismus ist gerade in der geschichtlichen Perspektive des sozialen Prozesses mehr als eine historistische „Praxis“-Konzeption. „Außenwelt“ ist kein objektivistisch einsetzbarer Ersatz für „Dialektik“ von gesellschaftlicher Praxis und Erkenntnis. „Außenwelt“ determiniert qua materiell-gegenständliche *und* soziale Voraussetzung der Erkenntnis¹¹. Dies vorausgeschickt, kann es kein Mißverständnis über die Funktion des Materie-Begriffs mehr geben.

Lenins Feststellung, daß „das Bewußtsein ein innerer Zustand der Materie ist“ (LW 14, S. 79), korrespondiert widerspruchslos jener zweiten, daß bei einer undialektischen Identifizierung von Materie und Bewußtsein „die erkenntnistheoretische Gegenüberstellung von Materie und Geist“ ihre Bedeutung verlöre. Allein im gnoseologischen Verhältnisfeld „Subjekt-Objekt“ sind Psychisches und Physisches qualitativ unterscheidbar; in der psychischen Tätigkeit der Wider-

10 Stellvertretend G. Lukács: er moniert Engels' Aussage, die Begriffe seien „Abbilder der wirklichen Dinge“ (MEW 21, S. 292 f.), mit dem vermeintlich konkurrierenden Hinweis auf den Prozeß der Materie; „wenn es aber keine Dinge gibt — was wird dann im Denken ‚abgebildet‘?“ L. schlußfolgert, „in der Lehre vom ‚Abbild‘ objektiviert sich theoretisch die ... Dualität von Denken und Sein“. (Geschichte und Klassenbewußtsein, S. 218/219).

11 Vgl. dazu: Zwei Determinationsfaktoren der Widerspiegelung: Zur materiell-psychischen und historisch-genetischen Grundlage der Erkenntnis. In: H. J. Sandkühler, a.a.O. S. 196—213.

spiegelung wird Objektivität-an-sich zu einer für-uns (LW 14, S. 244). *Widerspiegelung bildet deshalb keinen beliebig selektionierten Objektbereich ab, sondern lebensrelevante Objektivität.* Diese Aussage ist Resultat des Materialismus und steht in keinem Widerspruch zu ihm; denn „Lebensrelevanz“ ist über Haugs praktischen Begriff „Leben“ hinaus materielle Relevanz.

3. Materialismus bei Lenin.

Die Geschichte der Widerspiegelungstheorie beginnt bei Marx und Engels in neuer Qualität und erlebt ihren ersten Höhepunkt bei Lenin. Sie ist ein Stück Geschichte der Arbeiterbewegung und deren sozialistischer Theorie. Lenins „Materialismus und Empirio-kritizismus“ ist ein Beispiel philosophischen Klassenkampfes. Wer dies nicht wissen will, fällt flugs auf bürgerliche Theoriehypertrophie herein und liest, was da über „Materie“ zu lesen ist, als Metaphysik (wie Negt, Leist und Schmidt u. a.). Aber was bringt die Lektüre wirklich? *Daß seit der Einsicht in die doppelte Dimension der Grundfrage nach Sein und Bewußtsein (Ursprungsfrage und Objektivitätsfrage) „philosophisch“ über „Materie“ nicht mehr zu reden ist außerhalb der Rede über Erkenntnis.* Was die „Lenin-als-Metaphysiker-Gilde“ nicht in den Kopf bekommen kann, ist, daß der Materialismus dieser Materie-Konzeption „praktischer Materialismus“ ist, daß er niemals „Materie-an-sich“ ausheckt, sondern die für das Bewußtsein als dessen Basis relevante Materie historisch/dialektisch/ontologisch analysiert¹² *Der Materialismus der Materie-Konzeption ist als Ontologie/Gnoseologie praktisch, weil er die Objektivität erkenntnisgesteuerter Praxis beweist und Praxis rational anleitet.*

Lenin im Wortlaut:

„Die Dinge existieren unabhängig von unserem Bewußtsein, unabhängig von unserer Empfindung, außer uns ... Zwischen der Erscheinung und dem Ding an sich gibt es absolut keinen prinzipiellen Unterschied ... Einen Unterschied gibt es nur zwischen Erkanntem und noch nicht Erkanntem“; deshalb, d. h. aus Gründen der ontologischen Differenz von Sein und Bewußtsein und der dialektischen Tendenz der Materie, sich als Bewußtsein zu organisieren, und nicht allein frei aus gesellschaftlich-praktischer Lebensnotwendigkeit (S. 560) verlangt Lenin: „in der Erkenntnistheorie muß man ... dialektisch denken, d. h. unsere Erkenntnis nicht für etwas Fertiges und Unveränderliches halten, sondern untersuchen, auf welche Weise das Wissen aus Nichtwissen entsteht“ (LW 14, S. 96).

Dabei bedeutet dieses ‚Nichtwissen‘ nicht etwa nur ein aus Praxisgründen „Noch-nicht-Wissen“, sondern auch ein ontologisches (und historisch-logisches) Defizit. Der Gedanke, „das Leben in die Logik einzubeziehen“, ist für Lenin im Unterschied zu Haugs dominanter Praxis-Sichtweise „verständlich — und genial — unter dem Gesichtspunkt des Prozesses der Widerspiegelung der objektiven Welt in dem (zunächst individuellen) Bewußtsein des Menschen und der Überprüfung dieses Bewußtseins (dieser Widerspiegelung) durch die Praxis“ (LW 38, S. 192). „Leben“

12 Vgl. Sandkühler, a.a.O., S. 83—108, besonders S. 83—94.

ist also nicht nur aktuelle Praxis, sondern materieller, objektiver, natur- und gattungsgeschichtlicher Fortschrittsprozeß. Die Philosophie des Marxismus sei *Materialismus*, schrieb Lenin (LW 19, S. 4) mit der gleichen Nachdrücklichkeit wie den Satz, die *Dialektik* sei die Erkenntnistheorie dieser Weltanschauung (LW 38, S. 343). Nichts also von der vermeintlichen „Statik“ des „naiven Abbild-Realismus“, den Leist „kritisiert“.

Noch einmal:

„Die Welt ist die gesetzmäßige Bewegung der Materie, und unsere Erkenntnis als höchstes Produkt der Natur ist nur imstande, diese Gesetzmäßigkeit *widerzuspiegeln*“ (LW 14, S. 165); nicht mehr und *nicht weniger*, — und darauf kommt es an, kommt es noch heute an in der Auseinandersetzung mit den Erkenntnis-Krisen-Theoremen der bürgerlichen Ideologie. „Der Begriff Materie bedeutet ... erkenntnistheoretisch *nichts anderes als*: die unabhängig vom menschlichen Bewußtsein existierende *und* von ihm abgebildete objektive Realität“ (LW 14, S. 261; Hervorh. Sa.). Hier und immer wieder (vgl. LW 14, S. 37, S. 267) wird unübersehbar klargestellt: *Materie und Widerspiegelung und Dialektik beider Realitätselemente. Jede Verabsolutierung der gegenständlichen Seite der Erkenntnisdetermination führt zurück in den abbildtheoretischen Mechanismus; und jede Verabsolutierung der Subjektseite der Erkenntnis — auch der gesellschaftlich-praktischen Determinante — führt zur subjektivistischen Preisgabe des Materialismus und der Widerspiegelungstheorie oder in einen neuen praktizistischen Mechanismus.* In der marxistisch leninistischen Philosophie kann es keine Ontologie/Gnoseologie geben außerhalb der Kategorien der historischen Dialektik; jeder Versuch aber ist zum Scheitern verurteilt, die Erkenntnisse des ontologischen Materialismus praktizistisch-historistisch zu unterlaufen. Die Einheit von Materialismus und Erkenntnistheorie ist nichts als die richtige Widerspiegelung der materiellen dialektischen Einheit der Welt. Die Prioritätserklärung der Materie vor dem Bewußtsein meint niemals, Erkenntnis sei „ein Abdruck einer Petschaft auf dem Siegellack“. Todor Pawlow hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Widerspiegelung ein Prinzip der Materie ist, ein Prinzip, welches auf der Grundlage der ontologischen Materie-Qualität „Bewußtsein“, d. h. der Logik des menschlichen entwickelten Bewußtseins, „*logisch angenommen werden darf*“ — und materialistisch-wissenschaftlich zu präzisieren bleibt¹³.

Weil Lenin — entgegen allen Physikalismus-Vorwürfen — es für unzulässig hielt, „die Lehre von dieser oder jener Struktur der Materie mit einer erkenntnistheoretischen Kategorie zu verwechseln (LW 14, S. 124), betonte er die für die philosophische Erkenntnistheorie der Dialektik ausschließliche Anerkennung der „Eigenschaft“ der Materie, ... *objektive Realität* zu sein, außerhalb unseres

13 T. Pawlow, Die Widerspiegelungstheorie. Grundfragen der dialektisch-materialistischen Erkenntnistheorie. Mit einem Nachwort v. M. Buhr/P. Gindew. Berlin/DDR 1973, S. 552; vgl. S. 20 f.; vgl. I. S. Narski, Dialektischer Widerspruch und Erkenntnislogik. Berlin/DDR 1973, S. 275 ff.

Bewußtseins zu existieren“ (LW 14, S. 160). Der philosophische Materialismus bezeichnet das Denken nicht als materiell. Gleichwohl unterscheidet er keineswegs zwischen einer „reinen“ Objektivität der objektiven Realität und einer „reinen“ Subjektivität des Bewußtseins. Die Unterscheidung „Objekt-Subjekt“ liegt auf einer anderen erkenntnislogischen Ebene als die Unterscheidung „Sein-Bewußtsein“. In diesem Zusammenhang verdient ein immer wieder mißdeuteter Satz von Fr. Engels besondere Aufmerksamkeit: „Die Dialektik, die sog. *objektive*, herrscht in der ganzen Natur, und die sog. subjektive Dialektik, das dialektische Denken, ist nur Reflex der in der Natur sich überall geltend machenden Bewegung in Gegensätzen, die durch ihren fortwährenden Widerstreit und ihr schließliches Aufgehen ineinander, resp. in höhere Formen, eben das Leben der Natur bedingen“ (MEW 20, S. 481). Die Unterscheidung zwischen subjektiver und objektiver Dialektik wird durch das „sog.“ zunächst relativiert. Sie wird auf Relationen bezogen: subjektiv ist das dialektische Denken nicht im Vergleich zu einer objektiven Realität, deren Existenz, z. B. gesellschaftliche, von Leistungen des Bewußtseins unberührt wäre. „Subjektiv“ erschließt eine Dimension der Einheit der Widersprüche in der Realität selbst, insofern für deren Existenz ein *Subjekt* (Mensch) angegeben werden kann. Subjektqualität bedeutet bei Fr. Engels auf keinen Fall einen Seins-Status minderer Qualität gegenüber der objektiven Realität. Die Tätigkeit des Bewußtseins ist objektiv, insofern sie keine Fiktion eines absoluten Geistes ist; sie ist subjektiv, insofern vom Subjekt erzeugt: in der Dialektik der Objektivität. Was Fr. Engels betont, ist: für den Widerspiegelungsprozeß gelten dieselben Grundgesetze. Die Widerspiegelungstheorie hat es nicht mit einem Objektivitäts-freien Spielraum des Zufalls zu tun, sondern mit einem *erkennbaren* Gegenstandsbereich.

4. Heimlicher Materialismus-Abschied?

F. Tomberg warnt vor der Bagatellisierung der Grundfrage der Philosophie (S. 628). W. F. Haug nimmt sie begrenzt ernst. So sehr seine Fragestellung von der Leistschen Denunziation des Materialismus als „Szientismus“ (S. 578, 605) verschieden ist, überstrapaziert Haug doch Marxens These ad Feuerbach Nr. 2 und schränkt „Wahrheit“ auf „Diesseitigkeit des Denkens“ ein. Mehr noch: er bringt das ganze erkenntnistheoretische Problem der Konstitution von Erkenntnis im Prozeß sinnlicher Wahrnehmung, Abstraktion, Synthesis und theoretischer Begrifflichkeit auf die kurzgriffige Formel, „daß auch Denken vom Essen zehrt“ (S. 562). Wie Denken vom Essen zehrt, sagt er nicht. Eben dies sagt eine konsequent materialistische Erkenntnistheorie, indem sie auf folgendes verweist: a) daß das Denken, vom „Essen“ zehrend, an der Tafel von Generationen von „Essern“ sitzt; b) daß deren Erfahrungen gesellschaftlich und auch physiologisch akkumuliert als Summe der Erfahrungen aus dem

Verhältnis von Denken und materieller Produktion; c) daß „Denken“ — gefaßt als „das Denken“ — eine Abstraktion ist vom ideellen Produktionsprozeß konkreter gesellschaftlicher Individuen und daß das Subjekt des Denkens gleichwohl „die Gesellschaft“ in ihrem antagonistischen oder nicht-antagonistischen Widerspruch der Klassen ist; daß deshalb die Erkenntnistheorie im staatsmonopolistischen Kapitalismus — Klaus Holzkamps *Sinnliche Erkenntnis* folgend — Theorie der ideellen Subjektqualität „Lohnarbeiter“ als des ausgezeichneten Erkenntnisobjekts sein muß. Es gibt keine empirische Erfahrung, auch nicht beim „Essen“, die nicht gründet in vorgeformten historisch-logischen Kalkülen, die bewußt oder bewußtlos Realität parteilich zu filtern zwingen. „Essen“ = Praxis, für Haug wie für mich.

Die dominierende politisch-ökonomische Perspektive der Kritik an der Widerspiegelungstheorie ergibt sich immer wieder aus einer scheuklappenhaft verengten Sicht auf die „Natur“. Natur wird als *stoffliches Material* menschlicher Praxis aufgefaßt. Der Materialismus verkehrt sich zum *Material-ismus*. Laut Bischoff kann es für den dialektischen Materialismus „keine spezifische Theorie der Erkenntnis geben, die sich von der allgemeinen Bestimmung der Erkenntnisformen unterscheidet“; eine „eigenständige erkenntnistheoretische Begründung außerhalb der politischen Ökonomie“ wird verworfen; „auf der Basis der materialistischen Geschichtsauffassung kann es keine dialektische Logik, sondern nur Dialektik geben. Wird der innere Zusammenhang von Natur-, Gesellschafts- und Denkform richtig erfaßt, kann der abstrakte Ausdruck der Bewegung des Denkens nur Reflex der in Natur und Geschichte erfahrenen Bewegung sein“^{13a}. Sieht man von der Bornierung gnoseologischer Fragen auf die „Formen“ des Denkens ab, bleibt kein Gegenstandsbereich der Erkenntnistheorie übrig. Der Material-ismus ist schlicht und schlecht *Reflexologie*. Er glaubt sich absichern zu können durch eine an das verbreitete Vorurteil gegen Fr. Engels appellierende Kritik an der Dialektik der Natur: „Die Natur . . . , die uns in der Erfahrung gegeben ist‘, die Natur also, die *für* den Menschen ist, kann niemals von ihm unabhängig sein“. Diese Tautologie dient als Beweis der Richtigkeit der Schlußfolgerung: „Ebenso wie die Empfindungsfähigkeit sich nur entsprechend der Umgestaltung der äußeren Natur entwickelt, so ist der Gegenstand der *Empfindungen selbst* auch nicht die vom Menschen unabhängige, sondern die durch ihn bearbeitete und daher modifizierte Natur“^{13b}. Bemerkenswert, wie das eigentliche Problem ausgeklammert wird: gewiß wird Gegenstand der Empfindung, wird Objekt für ein Subjekt, nur, was nicht von ihm unabhängig irgendwo existiert. Der problematische Zusam-

13 a J. Bischoff, *Gesellschaftliche Arbeit als Systembegriff*. West-Berlin 1973, S. 53/54; 74.

13 b Projekt *Klassenanalyse, Leninismus — Neue Stufe des wissenschaftlichen Sozialismus?* West-Berlin 1972, 296. Vgl. dazu die Kritik von Klaus Holzkamp in: *Das Argument* 84, 16 Jg. 1974, 1—75.

menhang lautet freilich ganz anders: objektive Realität existiert unabhängig vom Willen und vom Bewußtsein der Menschen; erkannt wird eine Objektwelt, die *unabhängig vom Willen* der Personen und Individuen und *außerhalb — nicht unabhängig!* — ihres Bewußtseins existiert. Die Reflexologie mißversteht vollends aus Furcht und Schrecken vor der „Dialektik der Natur“, daß *diese Dialektik das Naturprodukt „Bewußtsein“ und den aufgrund seiner (auch) Naturqualität naturwissenschaftlich (etwa quantenmechanisch) zu beschreibenden Bewußtseins- und Erkenntnisprozeß enthält.* Für die ökonomistische Reflexologie sind Natur und Geist wie neukantianisch gehabt getrennt.

W. F. Haug kommt dieser Position recht nahe. Mit dem Satz „Damit Lebensmittel erzeugt werden können, muß die Natur erkannt werden“ (S. 569) unterläuft ihm Teleologie statt Kausalität: der „Stoffwechsel“ mit der Natur vermittelt der „Naturmacht Kopf“ wird einseitig vermenschlicht; der Mensch setzt Ziel und Zweck; der Satz „da die Erkenntnis ein Ausdruck auch der Naturmacht ‚Bewußtsein‘ ist, kann der Mensch die Natur erkennen; deshalb kann er die Produktion von Lebensmitteln immer besser gestalten“ kommt bei Haug nicht vor. Nur deshalb kann er als schlechte, praktisch folgenlose „Ontologie“ abwerten, was bei Fr. Engels eine Grundbedingung der Bewußtseinsentwicklung und Grundvoraussetzung der Erkenntnistheorie darstellt. Ausgehend von den Erkenntnissen der Naturwissenschaft, kommt Engels zur Aussage: „Der Witz aber der, daß der Mechanismus (auch der Materialismus des 18. Jahrhunderts) nicht aus der abstrakten Notwendigkeit und daher auch nicht aus der Zufälligkeit herauskommt. Daß die Materie das denkende Menschenhirn aus sich entwickelt, ist ihm ein purer Zufall, obwohl, wo es geschieht, von Schritt zu Schritt notwendig bedingt. In Wahrheit aber ist es die Natur der Materie, zur Entwicklung denkender Wesen fortzuschreiten, und dies geschieht daher notwendig immer, wo die Bedingungen ... dazu vorhanden“ (MEW 20, S. 479). Soviel — fern jeder Zitatitis — zur von Haug behaupteten Sinnlosigkeit der Frage nach dem Ursprung des Bewußtseins aus der Materie. Darüber hinaus: gibt es nicht — diese Frage müßte auch Haug nach seinem Hinweis auf die reine Kopfarbeit naheliegen — die ideologische Verselbständigung naturwissenschaftlicher Erkenntnis? Aber wenn es sie gibt und da es sie gibt: wo ist der Schlüssel zum Rätsel, welches den Wirkungszusammenhang von Denken und „Essen“, Erkenntnis und Praxis, fetischistisch verhüllt? Auf keinen Fall bei einer Erkenntnistheorie, die keine mehr ist, sondern sich in politische Ökonomie aufgelöst hat! Keinesfalls genügt es zur Kennzeichnung des Gegenstandsbereichs der Gnoseologie, sie aus dem *System der dialektischen Logik* (der Einheit von Dialektik/Ontologie — Logik — Gnoseologie/Ontologie) herauszulösen und sie derart entblößt vor die Aufgabe zu stellen: „materialistisch die Kopfarbeit und ihre Hervorbringung [zu] begreifen“ (S. 570). A. Sohn-Rethel hat sich einseitig auf diese Frage kapriziert mit dem Ergebnis, das sich herumzusprechen beginnt: dem Ergebnis der

Liquidation der Erkenntnistheorie, der Substantialisierung der Erscheinungen (die Waren fungieren, aber wer hat sie hergestellt?: die Warenwelt) und der Mechanisierung der Dialektik. W. F. Haugs Satz über die Erkenntnis, sie sei „autonom, aber nicht autark“ (S. 570), wird man mit Zustimmung hinsichtlich der Nicht-Autarkie gegenüber der materiellen Basis lesen; aber autonom? Autonomie kann doch nur heißen: entweder Substanz (und dann ist die Grundfrage zu ungunsten der Materie beantwortet) oder Robinsonade des autonomen Intellekts inmitten-außerhalb der materiellen Dialektik von gesellschaftlichem Sein und Bewußtsein (und dann ist die Frage nach der Erkenntniswahrheit zu ungunsten von deren Objektivität beantwortet). Kurz: hier rächt es sich, daß Haug sich dem Streit über den Widerspiegelungscharakter der Erkenntnis und über deren Objektivität *praktisch* entziehen will und nun unbeschadet des materialistischen Ausgangs dieses ideologischen Kampfes *philosophiert*. Die Autonomie-These ist das widersprüchliche Resultat seiner Praxis-Konzeption; widersprüchlich, weil dem Determinations- und Zielelement „Praxis“ entgegengesetzt; Resultat, weil der Versuch, die Objektivität von Erkenntnis noch zu garantieren, mit der Kategorie „Praxis“ allein nicht gelingt.

V. Kritisches zum politisch-ökonomischen Mechanismus

W. F. Haug formuliert seine Absage an den „Praxis-Idealismus“ mit klarer Zielsetzung. Es fällt jedoch einigermaßen schwer, diese Absage auch durchgeführt zu sehen, da er teilweise mit den terminologischen Bemühungen der „Praxis“-Philosophie sein Ziel vertritt. Die folgenden Überlegungen beziehen neben Haug auch einige Strömungen innerhalb der Erkenntnistheorieentwicklung in der DDR mit ein. Zugleich sind sie selbstkritisch: Kritik verdient, daß ich in meinem Buch „*Praxis und Geschichtsbewußtsein*“ aus Gründen des Antimechanismus und Antiobjektivismus eine Ambivalenz von Materialismus und Praktizismus mit oft widersprüchlicher Tendenz zu letzterem nicht vermieden haben.

Mit Tomberg (S. 623) zu sprechen, scheint mir in einigen Konzeptionen „die Produktion der Erkenntnis ... mehr oder weniger ganz zu einer Leistung der Dinge selbst“ zu werden; es ist kein Paradox, diese Kritik am bürgerlichen Materialismus des 18. Jh. zu modifizieren. Denn so gewiß der erkenntnistheoretische Materialismus von heute die Totalperspektive der subjektunabhängigen gegenständlichen Determination mit guten Gründen verwirft, so gewiß nistet sich erneut Materie- und Subjektunabhängigkeit überall dort ein, wo die materiell-gegenständliche Erkenntnisdeterminante zwar erwähnt, ihre Anerkennung aber nicht konsequent realisiert wird. Der Gedanke der *doppelten* Determination der Erkenntnis verschiebt sich unter der Hand zu einem tatsächlich *alternativen* Determinationsmodell. Zugleich setzt sich aber Materialismus contra legem durch: im Objektivismus der einseitig politisch-ökonomisch verstandenen

„sozial-historischen Praxis“. Doch wie für Marx die Geschichte, „tut“ auch „die Praxis“ gewiß nichts, was nicht Menschen unter hergestellten Praxis-Bedingungen tun.

Hergestellte Praxis wirkt in der Form „fortvegetierender Produktionsverhältnisse“ (Marx) als materiell-gegenständliche Determinante. Die Menschen können sich die Produktionsweise, unter deren Bedingungen sie schaffen, nicht frei aussuchen. Die Kategorie „materiell-gegenständliche Determination“ hat über ihren Inhalt, objektive Realität auch der Natur und des Bewußtseins als Widerspiegelungsbedingung auszudrücken, eine weitere wichtige, kritische Aufgabe: im Kapitalismus erscheint dem Alltagsbewußtsein der ganze Komplex menschlicher Beziehungen nicht nur als durch Produktion und Tausch *vermittelt*, sondern geradezu als *materiell-gegenständliche* Struktur der Wirklichkeit. Insofern verwahrt sich Haug zu recht gegen die Simpelei, daß in der Erkenntnistheorie „vom Ergebnis ‚das Sein bestimmt das Bewußtsein‘ ausgegangen und das Bewußtsein als mechanische Widerspiegelung des Seins aufgefaßt wird“ (S. 561). Leider aber erscheint der Mechanismus hier als notwendige Schlußfolgerung aus der Formulierung und materialistischen Beantwortung der „Grundfrage der Philosophie“. Darüber hinaus schränkt Haug die Erkenntnistheorie auf den praktischen Verweisungszusammenhang mit dem „durch Arbeit vermittelten Stoffwechsel des Menschen mit der Natur“ ein (S. 562). Abstrakte Arbeit im Kapitalismus enthält aber nur abstrakt die sozial-historisch und historisch-logisch gespeicherten Abstraktionen, deren sich *jedes* schon sinnliche Erkennen im Gebrauch sprachlicher Symbolbedeutungen bewußtlos bedient. Die Reduktion auf „Arbeit“ würde diese „naturwüchsigen“ Abstraktionen aus der Erkenntnisanalyse ausblenden. Der Zugang zum Alltagsbewußtsein wäre ein für allemal verschlossen.

Mein Eindruck ist, daß die gegenwärtige Erkenntnistheorie-Debatte, nicht nur im *Argument*, zwischen zwei Vereinseitigungen von unlösbar miteinander in der Erkenntnisrealität vermittelten Elementen pendelt und so einer allseitigen Determinanten- und Funktionsanalyse hinderlich wird: zwischen 1. einem heute weitgehend zurückgedrängten mechanisch-ontologischen Materialismus und 2. einem heute überbetonten Praxis-Historismus, der a) ein Mechanismus in neuer Form oder aber b) ein tendentiell idealistischer Subjektivismus ist; zu 1) gehört ein ultralinker Neo-Bucharinismus bzw. Neo-Stalinismus; zu 2)a) gehören Frankfurter Anti-Dialektiker im Spektrum von A. Schmidt bis A. Sohn-Rethel und, mit diesen in sonst nichts vergleichbar, einige Trends in der DDR; zu 2)b) gehört z. B. die jugoslawische Praxis-Philosophie. In dieser Situation hat es Haug zu offen gelassen, wie er die Widerspiegelungstheorie präzisieren will, obgleich er keiner dieser Richtungen zugerechnet werden will und kann. Deshalb ist Haug zu fragen, ob seine Konzeption einkalkuliert:

— daß „Praxis“ nicht das alleinige Wahrheitskriterium ist (Lenin nennt andere: LW 32, S. 85);

- daß ein einseitiger „Praxis“-Bezug zum Rationalismus der Hoffnung auf den nicht näher klassen- und formationspezifisch bestimmten Alltagsverstand oder zum Fatalismus einer rein formationsorientierten Erkenntnisdetermination unter Ausschluß möglicher Antizipation führt;
- daß eine einseitige „Praxis“-Fixierung teleologisches Denken gegenüber der materiellen Natur provoziert;
- daß eine einseitige „Praxis“-Perspektive gegen den materialistischen ontologischen Determinismus praxologischen Objektivismus in Form von Ökonomismus in Gang setzt;
- daß so die Erkenntnistheorie ihre relative Eigenart als Spezialwissenschaft verliert;
- daß die praxologische Schwundstufen-Erkenntnistheorie Detailfragen wie etwa die nach unterscheidbaren Widerspiegelungsbeziehungen ausblenden muß (Wi 1: Widerspiegelung als Tätigkeit hochorganisierter Materie/Wi 2: Widerspiegelung von Gegenständlichkeit in Aussageform usw.)

Hier wären kontrastierende Hinweise auf einige neuerliche Revisionismen in Theorie und Politik (z. B. auf den Zusammenhang von Praxis-Philosophie und Selbstverwaltungs-Sozialismus) am Platz, um Haug zu Präzisierungen zu veranlassen, die ihn vor Mißverstehen schützen. Als einen weiteren Anlaß zu korrigierender Kritik verweise ich statt dessen auf ein Beispiel aus der DDR-Erkenntnistheorie-Diskussion: auf K. Gößlers Aufsatz „Erkennen als sozialer Prozeß“ und einen in der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ soeben veröffentlichten Bericht über die 2. Arbeitstagung zu Problemen der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie (Leipzig, 9. 2. 1973); Thema war: „Gesellschaftlicher und individueller Erkenntnisprozeß“.

K. Gößlers Aufsatz von 1972 halte ich heute wie zuvor¹⁴ für einen der wichtigsten gnoseologischen Denkanstöße der letzten Jahre: die Kennzeichnung der *Erkenntnis als sozial-historischer Prozeß* und die Betonung der *doppelten Erkenntnisdetermination* sind wichtige Argumente gegenüber dem idealistischen „kritischen“ Mißverstehen der Widerspiegelungstheorie und gegenüber deren formallogischer Positivierung. Das qualitativ Neue der Widerspiegelungstheorie muß in der Einheit von materialistischer und sozial-historischer Perspektive gesehen und präzisiert werden. Dies ist K. Gößler voll gelungen. Erst die nachträgliche vergleichende Lektüre des Berichts über die von ihm eingeleitete Tagung hat mich zur Frage veranlaßt, ob bereits in seinen ersten Überlegungen Trends sich andeuten, die in der Tagung beherrschend wurden. Nicht sicher scheint mir inzwischen, ob die von ihm unmißverständlich erhobene Forderung verwirklicht wurde, historischen und dialektischen Materialismus als einheitliches Grundlagensystem der Erkenntnistheorie geltend zu machen. Im Aufsatz akzentuiert Gößler weniger die „gegenständliche Bestimmtheit des Erkenntnisprozesses“, als — dies war als deutliche Akzentsetzung zweifellos richtig — vielmehr dessen „sozial-historische Bestimm-

Marxistische Erkenntnistheorie, a.a.O., S. 59—98.

14 Vgl. H. J. Sandkühler, a.a.O., S. 21, 196. Gößlers Aufsatz vgl. in:

heit“. Der Akzent wird zum Tenor. So legitim es ist, die Blickrichtung auf die „Beziehungen“ zu richten, die Menschen in der Produktion eingehen, und so plausibel die Analogie von Arbeits- und Erkenntnisprozeß unter diesem besonderen Gesichtspunkt ist: zu fordern wäre die Anwendung aller Erkenntnisse über die gegenständliche Determination in der sozial-historischen Analyse; notwendig wäre es, den Materialismus voll zur Geltung zu bringen und die Erkenntnis nicht nur im Feld der „Produktionsverhältnisse“ verortet zu sehen, sondern als ideelle Produktivkraft im Verhältnis zu den materiellen Produktivkräften zu untersuchen. Wie bei W. F. Haug drohen auch bei Gößler die Produktivkräfte sich zu gesetzgebenden autonomen Objektivitäten zu verselbständigen. Dieser Materialismus tendiert zum mechanischen, „praktischen“, ökonomischen Materialismus und fängt so den Verlust an dialektisch-ontologischem Materialismus auf, freilich nur in Surrogat-Qualität. So werden zunehmend — sicherlich gegen Gößlers Intention — die „allgemeine“ materielle, sozialformations-unspezifische „Natur“ des Erkennens und die form- und inhalts-spezifischen konkreten sozial-historisch determinierten Erkenntnis-manifestationen geschieden, nicht aber nur unterschieden. Fraglich ist, ob nicht gerade die logischen Bestimmungen (die Allgemeinaussagen der Erkenntnistheorie, die Ursprungskategorien dieser Wissenschaft) Widerspiegelungen der materiell-ontologischen Qualitäten der Dialektik von Sein und Bewußtsein ausdrücken. Laut Gößler treten die Formen und Inhalte der allgemeinen Natur der Erkenntnis „nirgends“ konkret auf. Die Unterscheidung von realen Erkenntnisprozessen und deren kategorialer Widerspiegelung in der Wissenschaft könnte diesen Empirismus verhindern helfen. Das Anliegen der Tagung, Kriterien zur Unterscheidung individueller und gesellschaftlicher Erkenntnisprozesse zu entwickeln, muß als wichtige, über die theoretische Abstraktion „gesellschaftlicher Erkenntnisprozeß“ hinaustreibende Fragestellung begrüßt werden. Laut Bericht wurde dieses Problem historisch-materialistisch angegangen. Ob aber die philosophische Erkenntnistheorie geeignet ist, die Individualisierung des gesellschaftlichen Erkenntnisprozesses zu erklären, ob dies nicht Aufgabe anderer Einzelwissenschaften der materialistischen Dialektik (der Persönlichkeitstheorie in Soziologie und Psychologie) sein müßte, ob darunter die Spezifik der Philosophie, allgemeine Gesetzmäßigkeiten zwischen Materie, Gesellschaft und Denken systematisch auszuweisen, nicht Einbußen erleidet, — Fragen, die sich stellen. Schließlich, wo auf dieser Tagung Differenzierungen angemahnt wurden (so durch R. Rochhausen), kam zur Sprache, daß „das individuelle Abbild... nicht nur subjektiv bestimmt (ist), sondern vor allem auch objektiv durch das gesellschaftlich gespeicherte Wissen bzw. durch das Wirken eines auf Klasseninteressen beruhenden Systems der Ideologie“. Gößler bestritt nicht, „daß bestimmte Gesetzmäßigkeiten prinzipiell für alle Erkenntnisprozesse gültig seien“. Aber welche? Laut Bericht wurde auf dieser zentralen Erkenntnistheorie-Tagung der DDR nirgends davon gesprochen, daß im dialektischen Konzept „Materie/Abbild“ diese „bestimmten“ Gesetzmäßigkeiten und deren

Wirkung im individuellen und gesellschaftlichen Erkenntnisprozeß konkret namhaft zu machen sind. Die sozial-historische Determinationsanalyse hat die der materiell-gegenständlichen Erkenntnisbedingungen verdrängt. Die Objektivität menschlicher Erkenntnis kann auf dieser schmalen Basis nicht mehr definiert werden. Definiert werden kann ihre Relativität, nicht aber ihre Relation als historische (und deshalb relative) Erkenntniswahrheit zur objektiven Wahrheit¹⁵.

Wo die Wissenschaft der „Praxis“ Praxis nicht mehr als Element des Materieprozesses begreift, wird die Praxis einer Wissenschaft (hier: der Erkenntnistheorie) gefährdet, die praktische, unter Angabe von Objektivitätskriterien rational verändernde Wissenschaft sein will und sein muß.

VI. Schlussfolgerungen 1

1. Die Erkenntnistheorie hat wissenschaftsklassifikatorisch den gleichen Rang wie die politische Ökonomie. Wie die politische Ökonomie die Produktionsweisen der materiellen gesellschaftlichen Produktion erforscht, untersucht die Erkenntnistheorie die Produktionsweisen der ideellen gesellschaftlichen Produktion. Die Abhängigkeit der ideellen von der materiellen Produktion begründet eine Abhängigkeit der Erkenntnistheorie von der politischen Ökonomie; beide Wissenschaften gemeinsam rekonstruieren die Wechselwirkung von ideeller und materieller Produktion in der historischen Dialektik der Arbeit; die Erkenntnistheorie bildet zugleich eine Grundwissenschaft der historisch-materiellen Wissenschaften, weil sie die logische Konstitution z. B. auch der politischen Ökonomie als Wissenschaft erklärt. Eine Identifizierung von Erkenntnistheorie und politischer Ökonomie ist ein Rückfall in den vordialektischen Materialismus. Die Abstraktionen der Erkenntnis sind nicht allein bedingt durch die wirkliche politisch-ökonomische Abstraktheit, z. B. im Kapitalismus, sondern immer auch durch die historisch-logische Vermittlung sozial-historisch determinierten Wissens.

2. Die marxistische Erkenntnistheorie arbeitet als Einzeldisziplin im System der materialistischen Dialektik. Außerhalb dieses Systems ist sie nichts; denn ihr Gegenstand ist ein Moment im Gesamtprozeß der Produktion des Lebens, das Moment *ideelle Produktion/Reproduktion*. Ihre relative Eigenständigkeit erhält sie, weil in der Dialektik der materiellen Arbeit relativ eigenständige Qualitäten des Materieprozesses erzeugt werden: die Formen des Bewußtseins, welche auf dem ontologischen Niveau *gesellschaftlicher* Produktion neue Formen des gesellschaftlichen Seins auch „schaffen“ (Lenin). Solange die Geschichte der Produktionsweisen bestimmt ist, nicht etwa durch die abstrakte Formel „gesellschaftliche (gesamtgesellschaftliche) Arbeit“,

15 B. Okun, Gesellschaftlicher und individueller Erkenntnisprozeß. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 21 (1973), S. 1089—1096.

sondern durch die Antagonismen der Klassen um den gesellschaftlichen Nutzen und um Herrschaft, fragt sie nach den klassengeschichtlichen Bedingungen, unter denen Erkenntnisse entstehen. Das wissenschaftliche System der Erklärung der Erkenntnisbildung ist die *dialektische Logik*; in ihr fallen (erkenntnismaterialistische) Dialektik, Logik und Erkenntnistheorie zusammen: Jede Erkenntnis ist eine *formbestimmende Funktion* der materiellen Prozesse in Natur und Gesellschaft. Die Idee des Zusammenfallens von Dialektik, Logik und Erkenntnistheorie widerspiegelt die Einheit nicht allein innerhalb der Widerspiegelungsstruktur, sondern innerhalb der ontologischen Dialektik selbst. Die dialektische Logik ist die Wissenschaft von der gesellschaftlich notwendigen widersprüchlichen Einheit des Funktionszusammenhangs von Arbeit und begrifflicher Erkenntnis. Die dialektische Logik ist die historisch-genetische Wissenschaft von den logischen Strukturen ideeller Produktion. Sie ist Logik der in der Geschichte der Klassenwidersprüche, der in der Dialektik von Arbeit und Erkenntnis notwendig gewordenen und historisch-logisch akkumulierten *vergesellschafteten* Formen des Denkens¹⁶.

VII. Schlußfolgerung 2

Diese Überlegungen zur Widerspiegelungstheorie sind auch eine Antwort auf A. Leist, für den diese Theorie „kompliziert“ geworden ist. Leist mag sich trösten: sie war es immer; auch wenn niemals mit dem Materialismus der Dialektik „ein subjektloser“ definiert war; auch wenn die Erkenntnis niemals als „totale Widerspiegelung propagiert“ war; auch wenn sich die Widerspiegelungstheorie nicht bürgerlichen Ideologen zuliebe „in Praxis überführte“, um Praxis (der Erkenntnis) noch kritisieren zu können (S. 574). Leist dreht als achter Schwabe den Spieß um und unterstellt, seine erkenntnis-anthropologische Argumentation — „verhältnismäßig unmaterialistisch“ — werde „der Widerspiegelungstheorie in den Augen ihrer Vertreter gerechter“ (S. 567). Er irrt sich. Daß freilich meine antimechanistische These, Widerspiegelung produziere nicht identische Abbilder, sondern qualitativ Neues, nicht „theoretisch fruchtlos“ ist, sondern „im schlimmsten (Fall) politisch gefährlich“ für den, der die Erkenntnis auf (kapitalistische) Faktizität fixiert wissen möchte, nehme ich nicht als politische Denunziation, sondern als Kompliment (S. 608).

16 Vgl. H. J. Sandkühler, Einleitung zu: Marxistische Erkenntnistheorie, a.a.O., S. XLIII—XLVIII.

Rainer Rotermundt

Materialistische Erkenntnistheorie – was soll das?

Zum Beitrag von W. F. Haug in

Das Argument 81

Haug geht von der Frage nach dem „Verhältnis von Bewußtsein und Sein oder Denken und Sein“ (S. 560) aus. Zwar setzt er sich von Lenins Formulierung des Problems als der Frage nach Entstehung von Wissen aus Nichtwissen ab, wenn er bemerkt, der Begriff des „Nichtwissens“ sei doppeldeutig; auf diese Weise differenziert er verschiedene Formen von „Wissen“, akzeptiert aber dennoch die erkenntnistheoretische Grundfrage, statt sie als historisch bestimmte Form „verkehrten Bewußtseins“, d. h. in ihrem spezifisch bürgerlichen Charakter, zu enthüllen. Jedoch gerade dies wäre als allgemeine Voraussetzung jeder Diskussion über „materialistische Erkenntnistheorie“ zu leisten. Ansonsten nimmt man bürgerliche Erkenntnistheorie als das, was sie sich selbst dünkt: überhistorisch gültige philosophische Problematik.

I. Erkenntnistheorie als Ideologie

Die Reflexion darüber, wie das erkennende Subjekt des zu erkennenden Objekts habhaft werden könne, hat ein bestimmtes Begreifen des Verhältnisses von Subjekt und Objekt, von Begriff und Begriffenem zur Voraussetzung, nämlich ihre Trennung, ihr jeweiliges An-Sich-Sein. Und dieses ist historisches Produkt menschlichen Bewußtseins, ist Moment bürgerlicher Ideologie, da die Trennung beider Seiten erst mit Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft zur gesellschaftlichen (materiellen) Realität geworden ist.

Durch den Doppelcharakter seiner Arbeit ist die Stellung des Warenproduzenten zu den durch seine Tätigkeit hervorgebrachten gesellschaftlichen Verhältnissen *real* in einer Weise bestimmt, die jene Verhältnisse als unbeeinflussbar vorgegebene Naturzusammenhänge erscheinen läßt. Wird nämlich die gesamtgesellschaftliche Reproduktion auf der Basis privater Arbeit, als Warenproduktion geleistet, so wird das Wertgesetz zum inneren Funktionsprinzip der Gesellschaft. Da dieses aber unbewußtes (objektives) Resultat der subjektiven Tätigkeit der Produzenten darstellt, sich nur „hinter deren Rücken“ (Marx) durchsetzt, erscheint es gerade *nicht* als Ergebnis der besonderen historischen Produktionsform, sondern als überhistorisches Naturgesetz, als Resultat menschlicher Arbeit schlechthin. Demzufolge nimmt die objektive Dialektik der Hervorbringung von gesellschaftlichen Verhältnissen der Warenproduktion und der

Unterwerfung unter sie in ihrer Erscheinung die Gestalt eines Gegensatzes an; die Einheit des Widerspruchs von subjektivem und objektivem Handeln des Privatarbeiters löst sich in die Alternative von bewußtem Tun und naturhaften Zwängen auf.

„Vernunft“ und „Natur“ (worunter dann nicht allein der Gegenstandsbereich der Naturwissenschaften, sondern gleichermaßen die Gesellschaft fällt, sofern diese nicht auf bewußte Setzung — die Idee macht die Welt! — zurückgeführt wird), Subjekt und Objekt treten in einer Form auseinander, die jede Seite als sich selbst genügenden Bereich ansieht. Vernunftpostulat einerseits und Kampf um Ausstattung des Ausgeliefertseins an gesellschaftliche „Naturgesetze“ mit Rationalität andererseits bilden so die allgemeine Erscheinungsweise der objektiven Dialektik bürgerlicher Gesellschaft, das Grundproblem bürgerlichen Bewußtseins, wie auch immer die Bewältigung in den verschiedenen Epochen ausgesehen haben mag.

Im Zuge der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft geraten Subjekt und Objekt als reines Bewußtsein und bloße Objektivität zur Alternative. Zum erstenmal in der Geschichte der Philosophie wird das Erkenntnisproblem als solches isoliert, aus seiner bis dahin unauflöslichen Verschränkung mit der Frage nach dem Ursprung menschlicher Existenz herausgelöst, wird Philosophie im eigentlichen Sinne „Erkenntnistheorie“. *Ihr* Grundproblem ist „das Verhältnis von Bewußtsein und Sein oder Denken und Sein“, nicht aber ist es das Grundproblem menschlicher Erkenntnis schlechthin — als das es andererseits im Rahmen bürgerlicher Philosophie aufgrund der scheinbaren Naturhaftigkeit bürgerlicher Verhältnisse erscheinen muß.

II. Gesellschaftliche Praxis als „Leben“

„Materialistische Erkenntnistheorie“ bedeutet somit einen Widerspruch in sich. Erkenntnistheorie als Frage nach dem allgemeinen Zusammenhang von Denken und Sein kann historisch-materialistisch gar nicht betrieben werden, da es einer solchen Analyse ja darum zu gehen hätte, die konkrete Vermittlung zwischen je historisch gegebenen Bewußtseinsformen und ihnen zugrundeliegenden gesellschaftlichen Verhältnissen aufzuweisen (was als Arbeitsanweisung auch schon die konkretest-mögliche materialistische Antwort auf die Frage darstellt). Nicht umsonst spricht Marx vom „gesellschaftlichen Sein“, das das Bewußtsein der Menschen bestimme. Und nicht zufällig hat er keinen Versuch unternommen, das Verhältnis von Denken und Sein an sich zu erforschen!

Denn was bleibt vom menschlichen „Sein“, sieht man von den gesellschaftlichen Beziehungen ab? Es bleibt im Grunde nur „Physiologie“ (an deren Naturgegebenheiten man wohl — nebenbei bemerkt — gleichfalls Zweifel anmelden müßte), menschliche Natur im engsten Sinne, sofern man — was Charakteristikum bürgerlicher Theorie — nicht versucht, dem Menschen irgendwelche soziale oder psychische Naturkonstanten anzudichten.

Da Haug natürlich klar sieht, daß diese — bewußt oder unbewußt vorausgesetzten — anthropologischen Konstanten naturalisierte bürgerliche Verhältnisse darstellen, andererseits aber die allgemeine erkenntnistheoretische Grundfrage übernimmt, bleibt seinem Materialismus nichts anderes, als menschliches Sein auf „Physiologie“ zu reduzieren. Daher die Verkürzung des Praxisbegriffs: „Die Notwendigkeit des Denkens gründet in der des Brotes“ (S. 569). Eine Feststellung, die als materialistische die gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen dieser „Broterwerb“ stattfindet, ignoriert; soll jedoch nicht mehr gesagt werden, als daß Denkprozesse, um überhaupt stattfinden zu können, die Existenz eines menschlichen Wesens voraussetzen, handelt es sich wohl kaum um eine materialistische Aussage. Auch Haugs Berufung auf den gesellschaftlichen Lebensprozeß (S. 561) ändert daran nichts; denn im Nachsatz wird dieser als „Lebenspraxis der Menschen“, von der jeder Denker ausgehe, „solange er nicht verhungern, verdursten oder sonst umkommen will“ definiert. Materielle gesellschaftliche Verhältnisse erstarren zum „Leben“ an und für sich.

In Haugs Materialismusbegriff erscheint dieses unhistorische Praxisverständnis aufs neue: Idealismus und Materialismus unterscheiden sich schlicht durch ihre unterschiedliche Antwort auf die erkenntnistheoretische Grundfrage. Daher gelangt Haug bei Betrachtung vorkapitalistischer Gesellschaftsformen und deren Denkweisen zu falschen Einschätzungen. Denn nach platter Entgegensetzung von Materialismus und Idealismus (als ob es keinen bürgerlichen Materialismus gäbe! Oder soll dieser schlankweg unter die Rubrik „getarnter Idealismus“ eingereiht werden?) fällt es nicht schwer, diesen Gegensatz dem von Arbeiterklasse und Kapitalistenklasse analog zu setzen, ja überhaupt dem von Ausgebeuteten und Ausbeutern (womit die Bezeichnung einer Philosophie als idealistisch den letzten Rest von Aussagekraft eingebüßt hätte): „Im Idealismus ist mit dem Vorrang der Idee die Herrschaft der besitzenden Klassen indirekt legitimiert, im Materialismus der Machtanspruch der materiell Produzierenden“ (S. 560). „... im Gegensatz von Idealismus und Materialismus spiegelt (?) sich schon früh der Gegensatz und Kampf sozialer Klassen“ (S. 561). Daß dem dann auch noch der Gegensatz von Hand- und Kopfarbeit parallelisiert wird (S. 560 f.), nimmt kaum noch wunder.

Der schlichten Konstruktion „Idealismus versus Materialismus“ ist es weiterhin geschuldet, daß Haug dem Idealismus nur mehr vorwerfen kann, auf der falschen Seite zu stehen. Kritik bürgerlicher Theorie wird *ersetzt* durch Besserwisseri, durch den Vorwurf, auf die gemeinsame Grundfrage eine falsche — weil nicht materialistische — Antwort zu geben. Demzufolge werden die *wirklichen*, weil ihrer eigenen Logik entspringenden Probleme bürgerlicher Erkenntnistheorie (S. 562) als „Scheinprobleme“ denunziert, wird dem idealistischen Ansatz zum Vorwurf gemacht, er sei „nutzlos“, lenke ab vom Hauptproblem, führe nicht „weiter“ (S. 565).

Schließlich verfehlt auf dieser Grundlage Haugs Kritik auch den Idealismus Hegels: „*Paradoxerweise* wurde die tätige Seite dagegen vom Idealismus betont, wenn auch, da dieser die materielle Produktion vornehm ignoriert (sic!), ‚nur abstrakt‘, als ideelles Erzeugen der gegenständlichen Vorstellungen.“ (S. 561 — Hervorhebungen von mir, R. R.). Denn die Aufhebung der Subjekt-Objekt-Trennung in dieser Form bildet kein Paradoxon, sondern die neben der deterministisch-mechanischen einzig mögliche und folglich richtige Art der Aufhebung unter Voraussetzung des „verkehrten“ Begreifens der Warenproduktion. Diesen Zusammenhang hätte eine historisch-materialistische Analyse aufzuweisen, statt dem Idealismus eine Praxisferne vorzuhalten, die ihn definiert.

III. Naturdialektik und Wissenschaftsbegriff

Konsequent — angesichts der dem Idealismus äußerlich bleibenden Kritik — erscheint denn auch das Betreiben „materialistischer Erkenntnistheorie“ als Resultat einer freien Entscheidung des denkenden Individuums zum Besseren, als bloße Option: „Für eine materialistische Dialektik vom *Standpunkt* des Lebens, der Praxis“ (S. 570 — Hervorhebungen von mir, R. R.).

Und Dialektik fällt der schon am Praxisbegriff konstatierten Enthistorisierung anheim; wenn sich nämlich Idealismus und Materialismus in jeder Klassengesellschaft gegenüberstehen, dann verwandelt sich Dialektik von einer reell-ideellen Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft und folglich ihrer Analyse und Kritik (vorgeführt in Marxens „Kapital“) in den inneren Zusammenhang „*der Welt in ihrer Bewegung*“ (S. 563 — Hervorhebung von mir, R. R.). Dialektik muß so zum Prinzip des Materialismus werden, d. h. zu einem Denkschema, das jedweder Form von Klassengesellschaft aufgepappt wird, um daraufhin die Behauptung zu legitimieren, es sei diesem Sein selbst abgelauscht.

Doch damit nicht genug. Wenn Dialektik das Prinzip „*der Welt*“ darstellt, dann muß sie auch in der Natur, „in den Dingen“ (S. 563) zu finden sein. Es handelt sich daher keineswegs um einen Zufall, wenn Haugs Thesen schließlich darin gipfeln, der Dialektik in der Natur nachzuspüren. Haugs naturalisierter Materialismus feiert in der Analogie von gesellschaftlichen und Naturprozessen fröhliche Urständ.

Der Verkehrung des Werts der Ware Arbeitskraft in Wert der Arbeit wird umstandslos die Beziehung von Fallgesetz und ungleichem Fall einer Flaumfeder bzw. eines Stückes Blei (in der theoretischen Qualität) gleichgesetzt. Daß aber mit der Kategorie des Wertes schon deren Erscheinungsform als Tauschwert gesetzt ist, letztlich die Geldform schon vorgegeben, mit der Kategorie Ware Arbeitskraft die Verwandlung ihres Wertes in den „Wert der Arbeit“, hingegen das Fallgesetz gerade nichts aussagen kann über den *wirklich* unterschiedlichen Fall einer Flaumfeder und eines Stückes Blei und sich

somit als eine der Marx'schen völlig entgegengesetzte Form von „abstrakter“ Kategorie erweist, entgeht Haugs Analogie vollkommen. Denn sowenig das Fallgesetz die verborgene „Wahrheit“ der verschiedenen Arten empirisch feststellbaren Falls ist, sondern deren durch Abstraktion gewonnener kleinster gemeinsamer Nenner, so wenig ist das Wertgesetz eine bloße Reduzierung der mannigfachen Erscheinungsformen in der bürgerlichen Gesellschaft auf ihre allgemeine Gemeinsamkeit, sondern die *sich selbst verkehrende* „Wahrheit“ der bürgerlichen Gesellschaft.

Doch in Haugs Verständnis wird das spezifisch bürgerliche, historisch-gesellschaftlich bedingte Element „moderner“ Naturwissenschaft für „materialistische Erkenntnistheorie“ reklamiert: die Isolierung abstrakter Gesetze, die absolut nichts mit den Marx'schen Kategorien zu schaffen haben, da sie weder die Dialektik von reeller und ideeller Kategorie in sich bergen, noch ihre eigene „verkehrte“ Konkrektion als Widerspruch enthalten¹.

Lohn als Preis der Arbeit verwandelt sich in eine von *der* Wissenschaft aufklärbare „trügende Erscheinung“; der Klassencharakter der Möglichkeit (wie auch deren Abhängigkeit vom Stand der Klassenkämpfe) zur Erkenntnis beispielsweise des Wertgesetzes im Unterschied zu der des Fallgesetzes degeneriert zum „Auftrag“ an die Wissenschaft, dort, „wo die Erscheinung der Dinge, wie sie von der unmittelbaren Erkenntnis einfach reproduziert wird, die entscheidenden Zusammenhänge nicht zeigt“ (S. 566), diesen nachzuspüren. Konsequenz weitergedacht, existiert gar kein qualitativer Unterschied (Klassencharakter) von bürgerlicher Wissenschaft und Marx'scher Theorie, er reduziert sich auf schlechteres gegenüber besserem Wissen, was politisch heißt: „Marx an die Uni!“²

1 Gerade die mit der Erscheinung unvermittelte Abstraktheit naturwissenschaftlicher Kategorien kann ja die Kluft zwischen „Gesetz“ und Empirie nicht überbrücken, was sich im Bewußtsein von Naturwissenschaftlern „auf den Kopf stellt“, so daß die empirische Bewegung der Natur als unvollkommene Umsetzung ihrer wirklichen Prinzipien begriffen wird; nicht das Naturgesetz hat die Natur unvollständig begriffen, sondern die Natur das Gesetz! Zeigt denn nicht schon die Atomphysik, daß diese vorgeblichen Naturgesetze nichts sind als hohle Abstraktionen aus einem begrenzten Ausschnitt empirischer Beobachtungen, mitnichten aber das innere Wesen der Naturprozesse? Müssen sich Physiker nicht noch heute z. B. mit dem Kraftbegriff helfen, ein Begriff, von dem niemand weiß, was er — außer Verlegenheit — wirklich bezeichnet! Wäre es daher nicht überlegenswert, ob all diese Probleme nicht etwas mit der naturwissenschaftlichen Kategorienbildung zu tun haben und daher nicht unbedingt objektive Grenzen durch den gegenwärtigen Stand der Begrifflichkeit gesetzt sind?

2 Letztlich folgt daraus die Regression des Marx'schen Ideologiebegriffes auf Priestertrug. Verdinglichtes Bewußtsein wird zum fehlerhaften, zu platter Täuschung: inadäquate Reproduktion der wirklichen Verhältnisse, womit zwar die Falschheit des „falschen Bewußtseins“ getroffen wird, nicht aber dessen richtige Seite, daß falsches Bewußtsein nämlich ideelle Form realer Verkehungen ist — in ihre(r) Erscheinungsform verkehrte gesellschaftliche Verhältnisse.

Die Kritik bürgerlicher Wissenschaft bleibt dieser kategorial äußerlich: man kann ihr — wie der idealistischen Philosophie — nur mehr vorwerfen, auf der falschen Seite zu stehen, ihre — in ihrer Objektivität damit unbestreitbar gemachten — Resultate im Interesse der falschen Seite (des Kapitals) einzusetzen bzw. ihre geistigen Potenzen nicht den „Hauptproblemen“ zu widmen. Diesem Verständnis fügt sich — um nur ein Beispiel zu nennen — der Begriff einer gesellschaftsneutral vorgestellten „wissenschaftlich-technischen Revolution“ bruchlos ein, da die Entwicklung der Technologie ihm nur mehr in ihrem dinglichen Charakter erscheint. Im Rahmen dieser Logik ist es zu verstehen, daß angeblich Sozialismus wie Kapitalismus den technischen Fortschritt als solchen unterschiedslos vorantreiben (woran sich unmittelbar der Gedanke der Systemkonkurrenz anschließt!) und sich auch zunutze machen können.

IV. Was kann Kritik bürgerlicher Naturwissenschaft heißen?

In ihren kategorialen Grundlagen kann nach Haugs Ansatz Naturwissenschaft überhaupt nicht mehr kritisiert werden. Historisch gesetzte Grenzen, die die gegenwärtige Naturwissenschaft als bürgerliche in sich birgt, geraten aus dem Blick. Die Bestimmung von Form und Inhalt der Technologie durch den Kapitalverwertungsprozeß verschwindet.

Eine historisch-materialistische Analyse aber hätte folgendes zu erarbeiten: Auf der allgemeinsten Ebene wäre nach dem Zusammenhang von gesellschaftlich verallgemeinerter Warenproduktion und naturwissenschaftlicher Kategorienbildung zu fragen. Das meint, herauszufinden, inwiefern Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft durch das veränderte Verhältnis des bürgerlichen Individuums zur Natur nicht allein erst möglich wurden, sondern auch in ihrer spezifischen Form (etwa in der Abstraktheit des Gesetzesbegriffes!) bestimmt sind. Beispielsweise bildet das Verständnis außermenschlicher Natur als sich selbst genügendes, von menschlich-gesellschaftlicher Praxis unabhängiger Bereich die ideologische Basis dafür, daß das Kausalitätsprinzip verstanden als Zuordnung bestimmter Ursachen zu bestimmten Wirkungen im Sinne eines *Naturgesetzes* erst zu Beginn der Neuzeit gefunden wurde (vgl. Engels' Hinweis auf den Zusammenhang dieses Kausalitätsbegriffes mit dem frühbürgerlichen Arbeitsbegriff: Dialektik der Natur. Notizen und Fragmente, in: MEW 20, S. 497 f.). Daneben wäre auch zu fragen, ob nicht die für die Physik des 17. Jahrhunderts erstmals zentrale Kategorie der Bewegung, die entscheidende vorwärtstreibende Erkenntnis, nicht Ruhe, sondern gleichförmige Bewegung sei normale Zustandsform der Materie, nur von Wissenschaftlern einer Gesellschaft formuliert werden konnte, deren Prinzip nicht mehr statisches Beharren, sondern rastlose Fortentwicklung darstellte. Die Liste der Beispiele ließe sich noch beliebig verlängern, man denke nur an den oben bereits angeführten Begriff der Kraft, der übrigens in der frühbürgerlichen empirischen Philosophie eine ganz ähnliche Funktion besitzt wie in der

Physik: Überbrückung der Kluft zwischen Objekt und Subjekt bzw. zwischen Naturphänomenen, die stets aufeinanderfolgend beobachtet werden.

Umgekehrt folgt aus alledem, daß sich die Methode bürgerlicher Naturwissenschaft „mit Tücken herumschlägt, die sie selbst mit ihrer besonderen Form der Naturerkenntnis hervorbringt“ (Richard Vahrenkamp, *Theorie und Praxis des Produktionsprozesses in ihrem Verhältnis, historisch betrachtet*, in: *Politikon* 41/42 (1972), S. 33). Letztlich ließe dies auf Grenzen schließen, die bürgerlicher Naturerkenntnis durch ihre bestimmte ideologische Form der Kategorienbildung gesetzt sind, und daraus wiederum ginge hervor, daß Naturwissenschaft einer sozialistischen Gesellschaft nicht einfach geradlinige Verlängerung ihrer gegenwärtigen Form sein kann, sondern einen qualitativ anderen Charakter besitzen wird, über den derzeit allenfalls Spekulationen angestellt werden können. Er muß sich konkret im historischen Prozeß selbst herausbilden und kann nicht durch einen gedanklichen Kraftakt am Schreibtisch entworfen werden.

Doch das heute viel wichtigere und auch lösbare Problem liegt in der Kritik bürgerlicher Naturwissenschaft, die auf einer zweiten Stufe den Zusammenhang von Kapitalbewegung (insbesondere relativer Mehrwertproduktion) und Naturwissenschaft sowohl hinsichtlich des Forschungsgegenstandes (woraus erst eine nicht ausschließlich moralisch fundierte Kritik beispielsweise der Kriegsforschung ableitbar wäre) als auch der Forschungsweise (von der Universitätsstruktur bis hin zur Zerstörung des Objektivitätsanspruchs von Technik) zu betrachten hätte.

Schließlich drittens wäre im Zusammenhang der beiden ersten Aufgaben Naturwissenschaft als Ideologie (z. B. technokratisches Bewußtsein als objektive Erscheinungsform spätkapitalistischer Herrschaftsverhältnisse) zu untersuchen.

Neben einer Fülle anderer Resultate müßte dieser Prozeß eines erweisen: daß Naturwissenschaft nicht Vorbild des Materialismus, sondern dieser ihre Kritik zu sein hat!

Rolf Zimmermann

Der Begriff der Praxis bei Marx und die Elimination der Abbildtheorie

Wenn die Fortführung der Diskussion zur „Widerspiegelungs- bzw. Abbildtheorie“ Sinn haben soll, dann nur so, daß die gegensätzlichen Positionen ihre Stellungnahme zu einigen zentralen Punkten weiter verobjektivieren und nicht in bloßer Polemik steckenbleiben. Ich greife daher im folgenden die Frage auf, wie der Marxsche Praxisbegriff erkenntnistheoretisch zu interpretieren ist, nicht zuletzt auch deshalb, weil der Text der „Feuerbach-Thesen“, in denen Marx „Praxis“ antithetisch zur erkenntnistheoretischen Tradition und vorgreifend auf seine eigene positive Theorie einführt, nach wie vor große Interpretationsprobleme bietet¹. Ein sachlicher Fortschritt ist in dieser Frage also nicht nur im Rahmen der bisherigen „Widerspiegelung-Diskussion“ des *Argument*, sondern auch im Interesse einer möglichst exakten Rekonstruktion der Marxschen Theorie geboten.

Meine Interpretation stützt sich auf die Feuerbach-Thesen unter Einbeziehung der Schriften davor, insbesondere wichtiger Passagen der „Deutschen Ideologie“. Sie soll die These abstützen, daß vom Marxschen Ausgangspunkt her eine erkenntnistheoretische Abbildtheorie weder nötig noch möglich ist². Die stärkere These, daß

1 Dies wird jeder bestätigen, der an die ausführlicheren Interpretationen die Frage stellt, wieweit sie über die Wiederholung zentraler Marxscher Ausdrücke hinaus ein wirkliches Textverständnis erzielen (vgl. etwa Bloch, Ernst: Weltveränderung oder die 11 Thesen von Marx über Feuerbach, in: ders., Über Karl Marx, Frankfurt/M., 1968, S. 53—116; Hook, S., From Hegel to Marx, London² 1938, Kap. 8; Cornu, A., Marx' Thesen über Feuerbach, Berlin/DDR 1963).

Was die Lukács/Pannekoek/Korsch-Tradition betrifft, so hat sie zwar in ihrer Betonung des systematischen Primats des Praxis-Begriffs und der Ablehnung der allgemeinen Abbildtheorie recht, doch bleiben in ihr sowohl interpretatorische Fragen zu Marx wie zur Problematisierung des Verhältnisses von spezifisch historischen und allgemeineren Fragen der Erkenntnistheorie offen.

2 Ich setze im folgenden meine Unterscheidung zweier Begriffe von „Widerspiegelung“, gegen die noch kein ernsthaftes Argument gekommen ist, voraus: der erste Begriff ist nur eine Metapher im Rahmen der Basis-Überbau-Theorie und steht hier *nicht* zur Debatte. Der zweite betrifft „Widerspiegelung“ als „Abbild“ im Sinne eines allgemeinen Prinzips der Erkenntnistheorie, wodurch das Verhältnis Bewußtsein-Sein bestimmt sein soll. Um ihn geht es hier (vgl. R. Zimmermann: Semantik, „Widerspiegelung“ und marxistische Erkenntnistheorie, in: Das Argument 85, 1974, S. 187 ff.).

sie nicht möglich ist, werde ich zwar auch erläutern, doch wäre für den vorliegenden Diskussionskontext die argumentative Überzeugung zugunsten der schwächeren These, daß sie nicht nötig ist, bereits Erfolg genug. Daher soll im Anschluß an die Interpretation des Marxschen Ansatzes gezeigt werden, wie der Abbildbegriff zu eliminieren ist, ohne daß damit irgend etwas an sachlicher Substanz verlorengeht.

Ich muß vorausschicken, daß auf den wenigen Seiten hier nur die Grundzüge einer Interpretation gegeben werden. Zur Verdeutlichung an Alternativen befaße ich mich abschließend kurz mit früheren Beiträgen von W. F. Haug und F. Tomberg und mit dem polemischen Beitrag von J. Meyer-Ingwersen³.

I.

Zunächst ist festzuhalten, daß von „Praxis“ in den Feuerbach-Thesen (und auch sonst) in verschiedenem Sinn die Rede ist. Die 1. These bestimmt Praxis als „sinnlich menschliche Tätigkeit“, die 3. These entwickelt den Begriff der „revolutionären Praxis“⁴, und in der 8. These wird durch den allgemeinen Begriff der „menschlichen Praxis“ angegeben, worauf die gesellschaftlichen Lebensäußerungen, insbesondere die mystifizierend theoretischen, jeweils zurückzubeziehen sind⁵. Dies zu konstatieren genügt, um die Frage nach der erkenntnistheoretischen Funktion des Praxis-Begriffs, die vor allem an die erste Bedeutung anzuknüpfen ist, als *eine* unter anderen einzuordnen. Außerdem sollte klar sein, daß es Marx nicht darum geht, den Historischen Materialismus erkenntnistheoretisch abzuleiten. Worum es sich handelt, ist, die eigene Position als eine von dem Ausgangspunkt der bisherigen theoretischen Philosophie radikal verschiedene zu kennzeichnen. Erst so kann auch die Frage entstehen, was „Erkenntnistheorie“ bei Marx noch heißen kann und in welcher Weise erkenntnistheoretische Konzeptionen der Tradition, wenn überhaupt, für eine marxistische Theorie aufzunehmen sind.

Zur Interpretation im einzelnen ist bei der ersten These anzusetzen:

„Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus (den Feuerbachschen mit eingerechnet) ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefaßt wird; nicht aber als sinnlich menschliche Tätigkeit, Praxis, nicht subjektiv.“

³ Vgl. die Angaben in Anm. 31, 34, 39.

⁴ Vgl. MEW 3, S. 6: „Das Zusammenfallen des Änderns der Umstände und der menschlichen Tätigkeit oder Selbstveränderung kann nur als *revolutionäre Praxis* gefaßt und rationell verstanden werden.“

⁵ Vgl. ebda, S. 7: „Alles gesellschaftliche Leben ist wesentlich *praktisch*. Alle Mysterien, welche die Theorie zu Mystizismus veranlassen, finden ihre rationale Lösung in der menschlichen Praxis und in dem Begreifen dieser Praxis.“

So wichtig bereits dieser erste Satz ist, so zweideutig ist er vom Text her. Soll er sagen, daß „der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit“ im Gegensatz zum bisherigen Materialismus nicht „unter der Form des Objekts oder der Anschauung“, sondern *unter der Form von sinnlich-menschlicher Tätigkeit, Praxis* und so „subjektiv“ gefaßt werden soll, oder ist diese Gegenüberstellung so zu lesen, daß von nun an „der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit“ verstanden werden soll im Sinn von sinnlich-menschlicher Tätigkeit, Praxis, wie die 5. These gleichfalls nahelegen scheint⁶? Oder ist beides der Fall, und wie verhalten sich dann die beiden Aspekte zueinander?

Aus dem Paralleltext der „Deutschen Ideologie“ geht hervor, daß beide Aspekte zu berücksichtigen sind. Als Erläuterung von Praxis im Sinne der Formgebung von Wirklichkeit kann die Passage dienen:

„So sehr ist diese Tätigkeit, dieses fortwährende sinnliche Arbeiten und Schaffen, diese Produktion die Grundlage der ganzen sinnlichen Welt...“⁷

Als Erläuterung der als Praxis gefaßten Wirklichkeit steht die Wendung:

„... die sinnliche Welt als die gesamte lebendige sinnliche Tätigkeit der sie ausmachenden Individuen aufzufassen...“⁸

Beide Aussagen sind gegen Feuerbach gewendet, an dem kritisiert wird, daß bei ihm weder der Begriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit im Verhältnis Mensch-Natur, noch im Verhältnis Mensch-Mensch eine systematische Rolle spielt⁹.

Die erste Richtung der Kritik ist ausgeführt im weiteren Text der 1. These und erläutert Marx' eigene Position:

„Feuerbach will sinnliche — von den Gedankenobjekten wirklich unterschiedene Objekte: aber er faßt die menschliche Tätigkeit selbst nicht als gegenständliche Tätigkeit. Er betrachtet daher im ‚Wesen des Christentums‘ nur das theoretische Verhalten als das echt menschliche, während die Praxis nur in ihrer schmutzig jüdischen Erscheinungsform gefaßt und fixiert wird.“

Feuerbach will die erkenntnistheoretische Unterscheidung zwischen der Subjektivität und der von ihr unabhängig gegebenen Objektwelt dadurch erreichen, daß er auf die sinnliche Anschauung

6 Vgl. ebda, S. 6: „Feuerbach, mit dem *abstrakten Denken* nicht zufrieden, will die *Anschauung*; aber er faßt die Sinnlichkeit nicht als *praktische* menschlich-sinnliche Tätigkeit.“

7 MEW 3, S. 44.

8 Ebd., S. 45.

9 Der Unterscheidung dieser Aspekte entspricht auch die (im Manuskript gestrichene) Anmerkung: „Bisher haben wir hauptsächlich nur die eine Seite der menschlichen Tätigkeit, die *Bearbeitung der Natur* durch die Menschen betrachtet. Die andere Seite, die *Bearbeitung der Menschen durch die Menschen*...“, ebd., S. 36.

zurückgreift, durch die Gegenstände unmittelbar gegeben und von bloß gedachten abgehoben werden. Er versteht jedoch sinnliche Anschauung (durchaus konform mit der Tradition) als rezeptiv, als bloße Hinnahme des Gegebenen; daher stellt die Zugangsweise über die Anschauung die subjektive Seite unter die „Form des Objekts“. Hinzu kommt, daß Feuerbach in der Anschauung die ausgezeichnetste Form des theoretischen Verhaltens zur gegenständlichen Welt sieht bzw. theoretisches Verhalten als eigentlich anschauendes faßt¹⁰. Feuerbachs „sinnlicher Mensch“ bleibt so bei allem Pathos das Subjekt der theoretischen Philosophie.

Marx' Begriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit, Praxis, bewirkt demgegenüber zweierlei: erstens wird prinzipiell „der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit“ unter der „Form des Subjekts“ gefaßt, das heißt von der subjektiv-tätigen Seite her bestimmt. Zweitens wird das Verhältnis der subjektiven Seite zu der Objektwelt von vornherein als praktisches verstanden. Der Grundbegriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit bringt die Lebenswirklichkeit des menschlichen Verhaltens zur äußeren Natur in allgemeiner Weise zum Ausdruck. Insofern er dies tut, reflektiert er ein faktisches Grundverhältnis, zu dem die Faktizität der äußeren Natur genauso gehört wie die Faktizität konkreter Menschen. Daher heißt es in der „Deutschen Ideologie“ weiter:

„Übrigens löst sich in dieser Auffassung... jedes tiefsinnige philosophische Problem ganz einfach in ein empirisches Faktum auf. Z. B. die wichtige Frage über das Verhältnis des Menschen zur Natur... zerfällt von selbst in die Einsicht, daß die vielgerühmte ‚Einheit des Menschen mit der Natur‘ in der Industrie von jeher bestanden und in jeder Epoche je nach der geringeren oder größeren Entwicklung der Industrie anders bestanden hat, ebenso wie der ‚Kampf‘ des Menschen mit der Natur, bis zur Entwicklung seiner Produktivkräfte auf einer entsprechenden Basis“¹¹.

Die Frage, ob hier ein schlicht „empirisches Faktum“ bzw. eine befriedigende Selbstreflexion der Kritik der traditionellen Philosophie vorliegt, mag dahingestellt sein. Jedenfalls ist mit dieser Auffassung das erkenntnistheoretische Problemschema, ob das „Subjekt“ zum von ihm unabhängigen „Objekt“ kommt oder nicht, verlassen. Das „Subjekt“ ist schon immer beim „Objekt“ und zwar so, wie es dem durch den Begriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit erfaßten Grundverhältnis entspricht. In allgemeiner Weise drückt Marx dies in der „Heiligen Familie“ sehr treffend so aus,

10 Vgl. Feuerbach L., Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie, in: Werke, Bd. 2, hrsg. v. F. Jodl, Stuttgart 1959², S. 235. Vgl. für Marx' Hinweis auf Feuerbachs „Das Wesen des Christentums“, in Werke, Bd. 5, S. 333 (Ausgabe von Schuffenhauer, Berlin/DDR 1973): „... die Welt... in ihrer Herrlichkeit offenbart nur die Theorie; die theoretischen Freuden sind die schönsten intellektuellen Lebensfreuden... Die praktische Anschauung ist eine *schmutzige*, vom Egoismus befleckte Anschauung.“

11 MEW 3, S. 43.

daß es darauf ankomme, „in ein wahrhaft gesellschaftliches Verhältnis zu einem wirklichen Gegenstand“¹² zu treten. Formaler gesprochen, liegt hierin der Ausgangspunkt einer als fundamental angesetzten praktischen Einheit von Intersubjektivität und Objektivität der Welt¹³.

Mit diesem Ausgangspunkt wird das „erkenntnistheoretische Subjekt“ der Tradition verabschiedet. So wie die sinnlich-menschliche Tätigkeit als „gegenständliche“ immer schon beim Objekt ist, so ist sie als menschliche immer schon praktisch intersubjektiv.

Demgegenüber sind die Fragestellungen der traditionellen Erkenntnistheorie dadurch gekennzeichnet, daß sie eine abstrakte Individualität fixieren, getrennt von ihrem praktisch-intersubjektiven Charakter. Diese abstrakte Individualität wird das sich rein theoretisch auf die Wirklichkeit beziehende isolierte Subjekt der Erkenntnistheorie. Es entspricht der objektiv-gesellschaftlichen Funktion der bürgerlichen Philosophie, die unter der Bestimmung des „rein theoretischen Verhaltens“ steht, ohne diese ihre Bestimmung freilich als Produkt einer sozial fixierten Verhaltensform zu reflektieren und so dem Versuch zu entgehen, scheinbar voraussetzungslos einen theoretischen Bezug zur „Welt“ eingehen zu können. Daher kann auch nur für einen theoretischen Ansatz, der sich vom Grundmuster der reinen, isolierten theoretischen Subjektivität leiten läßt, überhaupt in systematischer Weise zum Problem werden, ob „das Denken“ zur Wirklichkeit kommt oder nicht. Und weil Marx mit dem Grundbegriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit über einen solchen Ansatz immer schon hinaus ist, betrachtet er ein solches Problem als „scholastische Frage“¹⁴. Nicht daß dadurch schon alles zur Analyse des Denkens und des Erkennens in Orientierung am Grundbegriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit gesagt wäre, sowohl was die Erkenntnisfunktionen des Denkens im Verhältnis Mensch(en)-Natur und ihre gesellschaftliche Geformtheit im Verhältnis Mensch(en)-Mensch(en) betrifft. Was jedoch gesagt ist, genügt, um das Grundmodell der traditionellen theoretischen Philosophie in dem Sinn zu suspendieren, als es für Marx nicht mehr sinnvoll ist, hinter die als fundamental angesetzte praktische Einheit von Intersubjektivität und Objektivität der Welt *erkenntnistheoretisch* so zurückzugehen, daß in Abstraktion von dieser Einheit der

12 MEW 2, S. 167.

13 Vgl. hierzu auch meinen früheren Beitrag, in: Das Argument 85.

14 Vgl. die 2. Feuerbach-These, MEW 3, S. 5: „Der Streit über die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des Denkens — das von der Praxis isoliert ist — ist eine rein *scholastische Frage*“. Vgl. auch die „Deutsche Ideologie“, ebd., S. 435: „Wir haben gesehen, daß das ganze Problem, vom Denken zur Wirklichkeit und daher von der Sprache zum Leben zu kommen, nur in der philosophischen Illusion existiert, d. h. nur berechtigt ist für das philosophische Bewußtsein, das über die Beschaffenheit und den Ursprung seiner scheinbaren Trennung vom Leben unmöglich klar sein kann.“

Ausgangspunkt bei einem mit seinen „Vorstellungen“ beschäftigten einsamen „Ich“ genommen wird, dessen Verhältnis zur Welt allererst noch theoretisch zu konstruieren ist.

Dem entspricht ein gegenüber der Tradition veränderter Bewußtseinsbegriff und seine systematische Abhängigkeit vom Grundbegriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit. Letzteres drückt sich u. a. aus in der Bestimmung des Bewußtseins als der Form, in der das Verhältnis zur Welt und anderen Menschen *als* Verhältnis existiert¹⁵. Vorausgesetzt hierfür sind die durch den Praxisbegriff reflektierten Grundverhältnisse der Menschen zur Natur und untereinander, die immer dann zu betonen sind, wenn gegen die Tradition der Erkenntnistheorie der Primat des theoretischen Verhaltens kritisiert werden soll:

„Aber die Menschen beginnen keineswegs damit, ‚in diesem theoretischen Verhalten zu *Dingen der Außenwelt* zu stehen‘. Sie fangen, wie jedes Tier, damit an, *zu essen, zu trinken* etc., also nicht in einem Verhältnis zu ‚stehen‘, sondern *sich aktiv zu verhalten*, sich gewisser Dinge der Außenwelt zu bemächtigen durch die Tat...“^{15a}

Abgesehen von der hierin enthaltenen Kritik idealistischer Positionen, bringt die soweit gegebene Charakterisierung des Marxschen Ansatzes die Abbildtheorie in Schwierigkeiten. Da in dieser Theorie das Bewußtsein als Abbild des äußeren Seins bezeichnet wird, reproduziert sich, wenn auch in materialistischer Absicht, die Zugangsweise der traditionellen theoretischen Philosophie über das am Leitbegriff des Bewußtseins festgemachte Konstrukt eines „erkenntnistheoretischen Subjekts“, das sich nolens volens am Grundmuster eines *theoretischen* Verhaltens zum „Sein“ orientiert. Systematisch gesehen, ist dies der Hauptmangel der Abbildtheorie, der jedem Streit über Passivität oder Aktivität des „Bewußtseins als Abbild“ vorausliegt. Die Abbildtheorie formuliert eine Alternative innerhalb einer mit dem Idealismus geteilten Grundorientierung von Erkenntnistheorie an Bewußtseinstheorie, die Marx mit dem Praxisbegriff durchbricht.

Darin liegt *nicht*, daß nun „Bewußtsein“, „Denken“, „Erkenntnis“, „theoretisches Verhalten“ keine Themen mehr sind; es bedeutet aber eine systematische Verschiebung dieser Begriffe in Abhängigkeit vom Grundbegriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit, Praxis. Insofern dieser Begriff das Definiens für „materialistisch“ abgibt, besteht ein Gegensatz zu einer mit dem Terminus „materialistisch“ etikettierten Abbildtheorie. Die weitere Diskussion dieses Gegensatzes, den ich nicht nur wegen der genannten allgemeinen Gründe für unaufhebbar halte, sondern auch wegen der spezifischen Falschheit eines Bewußtseinsbegriffs qua Abbild, lasse ich hier deshalb auf sich beruhen, weil mir der einfachere Weg, die Abbild-

15 Vgl. MEW 3, S. 30.

15a Marx, „Randglossen zu Wagner“, MEW 19, S. 362.

theorie loszuwerden, in dem Nachweis zu liegen scheint, daß sie, wenn nicht falsch, so doch überflüssig ist, um die mit dem Marx'schen Ansatz verbundenen erkenntnistheoretischen Auskünfte zu geben.

II.

Die Elimination der Abbildtheorie kann daran gezeigt werden, wie Marx die sinnlich-menschliche Tätigkeit in Richtung auf praktische Intersubjektivität zum Grundansatz seiner Theorie macht, wie die scheinbar so brennenden Fragen der erkenntnistheoretischen Tradition eine Antwort finden und wie diese Antwort unabhängig ist von einer Abbildtheorie. Damit ist zugleich die zweite Richtung der Feuerbach-Kritik angesprochen, die das Verhältnis Mensch-Mensch betrifft. Eine Orientierung an dieser verhilft auch dazu, Marx' eigenständigen Ansatz positiv zu charakterisieren.

Hatte Marx in den „Pariser Manuskripten“ Feuerbach noch „die Gründung des *wahren Materialismus* und der *reellen Wissenschaft*“ zugebilligt, „indem Feuerbach das gesellschaftliche Verhältnis ‚des Menschen zum Menschen‘ ebenso zum Grundprinzip der Theorie macht“¹⁶, so kritisieren die Feuerbach-Thesen, daß Feuerbachs Verhältnis „des Menschen zum Menschen“ kein gesellschaftliches ist¹⁷, weil das bedeutet, „die Menschen... in ihrem gegebenen gesellschaftlichen Zusammenhange, unter... ihren vorliegenden Lebensbedingungen“¹⁸ aufzufassen, während Feuerbach in seiner Theorie nur soweit kommt, „den ‚wirklichen, individuellen, leibhaftigen Menschen‘ in der Empfindung anzuerkennen, d. h. er kennt keine anderen ‚menschlichen Verhältnisse‘ ‚des Menschen zum Menschen‘, als Liebe und Freundschaft, und zwar idealisiert“¹⁹.

Marx selbst erreicht so erst das „Grundprinzip der Theorie“, indem er die idealisierte Intersubjektivität durch die gesellschaftlich-praktische ersetzt. Nachdem dies geschehen ist, kann er seine Theorie mit der genuin Feuerbachschen Einsicht verbinden, die er in den „Pariser Manuskripten“ so charakterisiert, daß Feuerbach, „der Negation der Negation, die das absolut Positive zu sein behauptet, das auf sich selbst ruhende und positiv auf sich selbst begründete Positive entgegenstellt“²⁰. Diese Bewertung bezieht sich auf Feuerbachs Kritik der angeblich voraussetzungslosen Philosophie, der er als systematischen Ausgangspunkt den „wirklichen Menschen“ entgegenstellen wollte.

Indem Marx durch den Grundbegriff der gesellschaftlich-praktischen, sinnlich-menschlichen Tätigkeit den „wirklichen Menschen“ allererst theoretisch erfaßt, wird dieser als das positiv auf sich selbst

16 MEW, 1. Erg.Bd., S. 570.

17 Vgl. die Feuerbach-Thesen 6 und 9, MEW 3, S. 6 f.

18 Deutsche Ideologie, MEW 3, S. 44.

19 Ebd.

20 MEW, 1. Erg.Bd., S. 570.

begründete Positive gegen Hegel der Ausgangspunkt „als eines vorausgesetzten Subjekts“²¹ der wirklichen Geschichte. Daher erfolgt in der „Deutschen Ideologie“ die Betonung des nicht voraussetzungslosen Charakters der positiven geschichtsmaterialistischen Theorie:

„Diese Betrachtungsweise ist nicht voraussetzungslos. Sie geht von den wirklichen Voraussetzungen aus, sie verläßt sie keinen Augenblick. Ihre Voraussetzungen sind die Menschen... in ihrem wirklichen, empirisch anschaulichen Entwicklungsprozeß unter bestimmten Bedingungen“²².

An anderen Stellen werden solche Passagen geradezu als Definition von ‚materialistisch‘ verwendet^{22a}.

Es ist hier nur festzustellen, nicht weiter zu entwickeln, daß so, wie der Grundbegriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit, Praxis gegenüber der bürgerlichen theoretischen Philosophie in seiner kritischen Potenz ausgespielt wird, er umgekehrt die systematische Orientierung der geschichtsmaterialistischen Empirie übernimmt. Dies ist daran zu sehen, daß der Rekurs auf empirische Verhältnisse von vornherein einen „materialistischen Zusammenhang der Menschen untereinander“²³ zeigen soll, was nur möglich ist, wenn der Grundbegriff der Praxis sowohl im Verhältnis Mensch-Natur als auch Mensch-Mensch zugrundegelegt wird.

Was nun wird unter solchen Voraussetzungen aus den allgemeinen Fragestellungen der theoretischen Philosophie, die der Abbildtheorie so sehr am Herzen liegen: ob das Denken zum Sein kommt, ob es eine Außenwelt gibt, ob es subjektunabhängige Gegenstände der Erkenntnis gibt? Die Antwort auf solche Fragen nimmt aufgrund des Marxschen Ausgangspunktes die Form einer Erinnerung an Selbstverständlichkeiten an, die auf derselben Ebene liegen wie die folgende:

„Die erste Voraussetzung aller Menschengeschichte ist natürlich die Existenz lebendiger menschlicher Individuen“²⁴.

Entsprechend ist es natürlich auch eine Voraussetzung des Grundverhältnisses des Menschen zur Natur, wie es im Begriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit gefaßt ist, daß eine äußere Natur überhaupt existiert und daß die sinnliche Tätigkeit sich an dieser abarbeiten bzw. als „gegenständliche“ an einmal geschaffenen Gegenständen angreifen kann. Und genauso natürlich ist es, daß die sinnliche Tätigkeit, insofern sie menschliche ist, mit Bewußtsein vollzogen und damit fähig wird, Erkenntnisse über die Gegenstände zu gewinnen, mit denen sie es zu tun hat.

21 Ebd.

22 Deutsche Ideologie, a.a.O., S. 27.

22a Ebd., S. 217, 419.

23 Ebd., S. 30.

24 Ebd., S. 20.

Die Aufführung solcher Selbstverständlichkeiten ist systematisch so zu interpretieren, daß es darum geht, gegen idealistische Positionen, ob sie sich nun auf die Geschichte oder die äußere Natur beziehen, auf Grundtatsachen zu verweisen, die mit Sinn nicht zu bestreiten sind und von denen eine materialistische Theorie auszugehen hat²⁵. Weil es sich jedoch hier um *Grundtatsachen* handelt, ist es eine falsche Alternative zur idealistischen Erkenntnistheorie, wenn in materialistischer Absicht versucht wird, die Frage der Existenz der Außenwelt in dieser Weise zu lösen, daß man ihren theoretischen Beweis unternimmt. Damit würde anerkannt, es sei hier irgendetwas zu beweisen, und solange dies nicht geschehen sei, könne nicht von der Existenz der Außenwelt ausgegangen werden.

Im Gegenteil: gerade weil hier positiv nichts zu beweisen ist, handelt es sich bei solchen Grundsachverhalten um jenes „auf sich selbst ruhende und positiv auf sich selbst begründete Positive“. Dadurch wird Marx' Ansatz beim Grundbegriff der Praxis im Sinne der sinnlich-menschlichen Tätigkeit, die immer schon eingebettet ist in die Faktizität der äußeren Natur und die Faktizität konkreter gesellschaftlicher Menschen; nicht schwächer, sondern stärker. Stärker deshalb, weil das „auf sich selbst begründete Positive“ dadurch, daß es theoretisch grundlos ist, noch unangreifbarer dasteht. Wenn überhaupt, dann ist es eine solche Einsicht, die den Ansatz der Marxschen Theorie als erkenntnistheoretische Selbstreflexion leitet.

Von dieser Darstellung aus läßt sich die Elimination der Abbildtheorie folgendermaßen geben:

1. Die von Marx am Leitbegriff der Praxis zum Ausgangspunkt gemachten Grundverhältnisse Mensch-Natur und Mensch-Mensch enthalten als eine ihrer Seiten — „oder um für die Deutschen klar zu schreiben... „Momente““²⁶ — sowohl die „Existenz der Außenwelt“ wie einen Begriff von „objektiver Erkenntnis“ in dem Sinn, daß Erkenntnis sich auf subjektunabhängige Sachverhalte bezieht. Um dies auszudrücken, bedarf es keiner Abbildtheorie. Soll die Abbildtheorie nicht mehr sein als die Formulierung solcher im Grundansatz von Marx enthaltener Voraussetzungen, ist sie eine zwar windschiefe, aber mit einiger terminologischer Toleranz ertragbare *façon de parler* —, wenn nur immer dazu gesagt wird, daß mit dem Diktum „das Bewußtsein ist das Abbild des Seins“ eigentlich gemeint ist „Gegebenheiten der Welt existieren unabhängig von den sich auf sie beziehenden Subjekten“ und daß mit dem „Abbildcharakter der Erkenntnis“ nur auf den vom erkennenden Subjekt unabhängigen Sachverhalt verwiesen wird, der erkannt wird, oder daß eine prinzipielle Möglichkeit „richtiger Abbilder“ nicht mehr sagt als eben die prinzipielle Möglichkeit, die Wahrheit zu erkennen. Streit um Worte lohnt nicht, wenn es nur um Worte geht. Anderer-

²⁵ Ebd., S. 28.

²⁶ MEW 3, S. 29.

seits ist jedoch anhand der gegebenen Formulierungen die Abhängigkeit der Rede von „Abbildern“ gegenüber der Rede von „subjektunabhängiger Existenz“, „Erkenntnis“, „Wahrheit“ klar. Die erste Redeweise setzt die zweite voraus, *aber nicht umgekehrt*. Das wiederum heißt, daß die vom Marxschen Ausgangspunkt als selbstverständlich geltenden Voraussetzungen wie die Existenz der Außenwelt etc. sich völlig unabhängig von einer „Abbildtheorie“ vertreten lassen. Diese ist aus dem materialistischen Ansatz von Marx eliminierbar.

2. Keine Frage bloßer Worte ist die Abbildtheorie dann, wenn die These „Bewußtsein als Abbild“ *als Bewußtseinsbegriff* ernst genommen werden will. Tut man dies, so ergibt sich a) die unüberwindliche Schwierigkeit, diesen Begriff etwa mit dem oben angeführten Bewußtseinsbegriff (die Form, in der das Verhältnis zur Welt als Verhältnis existiert) in Einklang zu bringen; b) die unüberwindliche Schwierigkeit, aufgrund der Sprachgebundenheit des Bewußtseins — von der Marx und Engels ausgehen — eine Abbildtheorie der Sprache vertreten zu müssen, die inzwischen elementaren semantischen Einsichten widerspricht. Dies ist hier nicht nochmals auszuführen²⁷. Jeder der angeführten Punkte reicht hin, um die Falschheit der Abbildtheorie zu beweisen. An *dieser Stelle* also kommt der oben zu Zwecken der Eliminationsstrategie ausgeklammerte Gegensatz aufs Grundsätzliche zurück. Die Beweislast freilich hat die Abbildtheorie²⁸.

3. Die allgemeine Abbildtheorie, um die es bislang ging, kann sich zur Absicherung nicht auf die neben Engels, Lenin etc. auch von Marx gebrauchte Widerspiegelungs- bzw. Abbildmetapher *im Rahmen der Basis-Überbau-Theorie* beziehen. Wie sich zeigen läßt²⁹, geht es in diesem Kontext gar nicht um die obigen erkenntnistheoretischen Fragen, sondern um die jeweilige Konkretisierung der Entsprechung zwischen gesellschaftlichem Sein und Bewußtsein, die analysiert werden kann, ohne daß man die Metapher der Widerspiegelung oder Abbildung braucht:

„Je mehr die normale Verkehrsform der Gesellschaft und damit die Bedingungen der herrschenden Klasse ihren Gegensatz gegen die fortgeschrittenen Produktivkräfte entwickeln, je größer daher der Zwiespalt in der herrschenden Klasse selbst und mit der beherrschten Klasse wird, desto unwahrer wird natürlich das dieser Verkehrsform ursprünglich *entsprechende* Bewußtsein, d. h., es hört auf, das ihr *entsprechende* Bewußtsein zu sein...“³⁰.

27 Vgl. meinen früheren Beitrag, a.a.O., und auch A. Leist: „Widerspiegelung der Realität — Realität der Widerspiegelung“, in: Das Argument 81 (1973), S. 592 ff.

28 Vgl. zur Kritik des Bewußtseinsbegriffs der Abbildtheorie auch B. v. Greiff/H. Herkommer, „Die Abbildtheorie und das ‚Argument‘“, in: Probleme des Klassenkampfes 16 (1974).

29 Vgl. meinen früheren Beitrag, a.a.O., S. 187 ff.

30 MEW 3, S. 274. Betonung von mir.

In diesem Zitat haben die Autoren der „Deutschen Ideologie“ selbst die Möglichkeit der Elimination des Abbildbegriffs im Rahmen der Basis-Überbau-Theorie demonstriert. Das zeigt, daß es sich hierbei nur um eine Metapher, keinen Grundbegriff handelt. Wer dennoch von einem die Verkehrsform etc. „widerspiegelnden“ oder „abbildenden“ Bewußtsein reden will, mag dies — wie auch gelegentlich Marx — tun. Nur: sofern es sich hier um eine Theorie handelt, geht es um die Basis-Überbau-Theorie; sofern um „Abbilder“, dagegen um eine Redeweise. Dies macht deutlich, daß in der Basis-Überbau-Theorie noch überhaupt kein allgemeiner Bewußtseinsbegriff im Sinne der Doktrin „Bewußtsein als Abbild“ impliziert ist.

Aufgrund meiner Argumentation stelle ich abschließend die Gegensätze zu den Beiträgen von W. F. Haug, F. Tomberg und J. Meyer-Ingwersen in einigen Punkten heraus:

1. W. F. Haug orientiert sich zwar in seinem Beitrag³¹ einerseits am Praxis-Begriff der Feuerbach-Thesen, indem er Marx' Charakterisierung der Frage, ob das Denken zur Wirklichkeit kommt oder nicht, als „scholastisch“ in Richtung auf „Scheinprobleme“ aufgreift (übrigens merkwürdig, daß ihm das von Meyer-Ingwersen nicht auch den Vorwurf des „Neo-Positivismus“ einbringt), und verweist ferner richtig auf den oben interpretierten Gesichtspunkt der „Voraussetzungen“ bei Marx; andererseits aber übernimmt er das für Marx *in dieser Form* gar nicht mehr relevante erkenntnistheoretische Problemschema des Verhältnisses von Sein und Denken einfach von Engels und tut so, als sei innerhalb dieses Schemas ein erkenntnistheoretischer Abbildbegriff mit dem Marxschen Ansatz ohne weiteres verträglich. Die Konzession an den Engels-Leninschen Traditionalismus geht dann so weit, daß er schließlich von der „Kategorie der ‚Widerspiegelung‘“³² bei Marx spricht, als sei mit der gelegentlichen Verwendung dieser Metapher bei Marx eine Kategorie eingeführt. Mit demselben Recht ließe sich etwa die Verwendung des Terminus ‚Charaktermaske‘ zur Einführung einer Kategorie stilisieren. Halbherzig bleibt die Verbindung von Marx und Abbildtheorie deshalb, weil W. F. Haug die Antwort auf die mit Engels aufgeworfene Frage des Verhältnisses von Sein und Denken schließlich „wenig erhellend“³³ findet und wenigstens ansatzweise die Abbildtheorie problematisiert, freilich ohne jede systematische Konsequenz.

2. F. Tomberg³⁴ kann sich die Bestimmung einer materialistischen Position zur Erkenntnistheorie ohne den Begriff „Widerspiegelung“, „Abbild“ einfach nicht vorstellen³⁵, obwohl er im Sinne der

31 W. F. Haug, „Was soll materialistische Erkenntnistheorie?“, in: Das Argument 81 (1973), S. 559—573.

32 Ebd., S. 564.

33 Ebd., S. 565.

34 F. Tomberg, „Über den praktischen Sinn des Widerspiegelungstheorems“, in: Das Argument 81 (1973), S. 613—628.

35 Vgl. ebd., S. 626.

oben bestimmten Voraussetzungen und deren Stellenwert bei Marx den „Materialismus der alltäglichen Praxis“³⁶ im Verständnis der „Alltagserfahrung einer objektiv gegebenen Welt“³⁷ formuliert, ohne zu merken, daß er weder für diese Feststellung noch für den Erkenntnisbegriff (Erkenntnis subjektunabhängiger Realität) die „Widerspiegelung“ braucht. Stattdessen lehnt er sich an die Autorität Lenin an und verordnet schlicht die Identität von Materialismus und Abbildtheorie³⁸. Daß diese Identität unhaltbar ist, habe ich gezeigt.

3. Sofern man angesichts der Polemik bei Meyer-Ingwersen³⁹ von einer Argumentation sprechen kann, reduziert sie sich auf einen Grundfehler, den ich hier zur Klarstellung meiner Interpretation aufzeige:

Meyer-Ingwersen sieht nicht ein, daß das, was des Beweises nicht bedürftig ist, eben dadurch nicht theoretisch unsicher wird, sondern als fundamental zu gelten hat. Daher folgt aus dem Umstand, daß es nicht nötig ist, theoretische Gründe für die Existenz der Außenwelt anzuführen, *nicht* die theoretische Unsicherheit, wie sie für agnostizistische, skeptische oder subjektiv-idealistische Positionen kennzeichnend ist⁴⁰, geschweige denn ein „Sich-Herumdrukken“ um die sogenannte „Grundfrage der Philosophie“⁴¹. Was ich entwickelt habe, ist nur der Ausdruck dafür, daß mit Marx an der Faktizität des durch den Begriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit interpretierten praktischen Grundverhältnisses zur „Welt“ festgehalten wird, und zwar gerade so, daß diese Faktizität zum Leitfaden der weiteren Untersuchung wird. Erkenntnistheoretische Alternativen werden nicht dadurch destruiert, daß man sich auf die „erkenntnistheoretische Einstellung“ einläßt und diese Faktizität zu beweisen sucht, sondern dadurch, daß die Wurzel solcher Alternativen in dieser Faktizität aufgezeigt wird und sie damit auf diese zurückgeführt werden⁴².

36 Ebd., S. 619.

37 Ebd., S. 625.

38 Ebd., S. 626. Insofern ist Tomberg repräsentativ für den eklektischen Dogmatismus früherer Beiträge von R. Albrecht („Die Kritik von Korsch und Pannekoek an Lenins ‚Materialismus und Empiriekritizismus‘“, in: *Das Argument* 74 (1972)), Th. Metscher („Ästhetik als Abbildtheorie“, in: *Das Argument* 77 (1972)) und H. J. Sandkühler („Zur Begründung einer materialistischen Hermeneutik durch die materialistische Dialektik“, in: *Das Argument* 77 (1972)).

39 J. Meyer-Ingwersen, „Mit Marx und Sprache gegen den Materialismus?“, in: *Das Argument* 85 (1974), S. 202—219.

40 Vgl. ebd., S. 211.

41 Vgl. ebd., S. 204 und 210. Im übrigen ist es eine maßlose, historisch falsche Übertreibung, hier von der „Grundfrage der Philosophie“ zu reden. Engels hatte wenigstens noch die Bescheidenheit, sie auf die Neuzeit einzuschränken.

42 Damit ergibt sich auch gegenüber der Tradition eine interessante Perspektive. So etwa die Frage, ob Kants Begriff der „Synthesis“ nicht eine mystifizierte Form der „sinnlich-menschlichen Tätigkeit“ ist.

Deshalb ist es von Marx her begründet, Meyer-Ingwersens „Grundfrage der Philosophie“ als theoretische Scheinfrage zu bezeichnen: insofern sie überhaupt eine Frage ist, ist sie durch die Faktizität des menschlichen Grundverhältnisses, das Marx zum Ausgangspunkt seiner Theorie macht, immer schon beantwortet.

Insofern eine solche Antwort erfolgt, geschieht sie nicht im Rückgang auf theoretische Gründe, sondern ruft die Grundverhältnisse menschlicher Praxis in Erinnerung und bringt sie zur Geltung⁴³.

Daher fügt sich auch Marx nicht einfach der Tradition der Erkenntnistheorie ein, die es mit Kant für einen „Skandal der Philosophie“⁴⁴ halten konnte, daß die Existenz der Außenwelt noch nicht schlüssig bewiesen sei. Für Marx ist es eher ein Skandal der theoretischen Philosophie, hierin eine Beweisaufgabe zu sehen und damit eine selbstverständliche Voraussetzung praktisch-menschlicher Verhältnisse aufgrund theoretischer Erwägungen nicht als Voraussetzung zu betrachten. Marx' Besonderheit besteht gerade darin, keine Differenz zwischen den Voraussetzungen des materiellen Lebens der Menschen und den Voraussetzungen anzuerkennen, auf denen auch eine Theorie der Erkenntnis steht.

Die Originalität des so verstandenen Marxschen Ansatzes wirft die Frage nach vergleichbaren Positionen und weiteren Verobjektivierungen auf. Aus diesem Grund erscheint mir die Parallele zum späten Wittgenstein wichtig⁴⁵. Die oben im Anschluß an Marx erläuterte Struktur einer fundamentalen Einheit von praktischer Intersubjektivität und Objektivität von Gegebenheiten der Welt erreicht Wittgenstein durch eine Analyse von semantischen Grundbeziehungen und des daraus resultierenden Verhältnisses von Welt und Sprache. Hierauf ist an dieser Stelle nur zu verweisen, um Perspektiven zu nennen, die sich von daher ergeben: Erstens ermöglicht eine ausgewiesene erkenntnistheoretische Übereinstimmung zwischen Marx' Historischem Materialismus und Wittgensteins Semantik auf der hier in Frage stehenden allgemeinen Ebene eine systematische Orientierung für die Fragestellung einer „materialistischen Sprachtheorie“, die diesen Titel auch verdient. Zweitens wird die von Wittgenstein geleistete Externalisierung des Bewußtseins in die Sprache für einen materialistischen Bewußtseinsbegriff frucht-

43 Meyer-Ingwersen hat sich ein Verständnis meiner Position dadurch verbaut, daß er mich mit dem Terminus „theoretische Scheinfrage“ in den „Neopositivismus“ verbannt. Freilich konstruiere nicht ich, sondern er „frei nach Carnap“ einen Begriff von „Scheinfrage“ (vgl. a.a.O., S. 204), während ich mich „frei nach Marx“ mit der Anknüpfung an die Wendung „scholastische Frage“ begnüge. Wenn Marx hier Neopositivist ist, soll mir's recht sein. Ein Vergleich mit Carnap („Empiricism, Semantics, and Ontology“, Anhang zu *Meaning and Necessity*, Chicago/London 1964) könnte zeigen, daß die Positionen nicht zusammenfallen.

44 Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, B XXXIX.

45 Vgl. meinen Beitrag, a.a.O., S. 198 ff.

bar gemacht. Drittens wirken die auf dem inzwischen erreichten Niveau erzielten Klärungen produktiv auf die Interpretation von Marx zurück. Neben den genannten Gesichtspunkten wäre dies auch an einer Präzisierung des Praxisbegriffs qua sinnlich-menschliche Tätigkeit weiter zu diskutieren. Wenngleich am Paradigma des Arbeitsbegriffs gewonnen, so ist der Praxisbegriff doch weiter. Diesem Sachverhalt müßte unter der Fragestellung Rechnung getragen werden, wie der Arbeitsbegriff sich zu anderen Handlungsbegriffen verhält und wie aufgrund dessen die erkenntnistheoretische Interpretation zu spezifizieren ist.

All das ist freilich uninteressant, wenn man mit der Schablone der „Abbildtheorie“ oder der „Grundfrage der Philosophie“ mißt. Doch dies, so zeigt sich, ist kein materialistischer Maßstab.

Noch ein Nachwort zur Interpretation von Marx: ich habe bewußt auch auf solche Passagen der „Deutschen Ideologie“ zurückgegriffen, von denen bekannt ist, daß Engels an ihnen einen mindestens genauso großen Anteil hatte wie Marx. Im Interesse der Sache kann es nicht darum gehen, Marx die reine Lehre und Engels den schwarzen Peter zuzuschieben. Andererseits ist einfach festzuhalten, daß Engels später den Ausgangspunkt des Historischen Materialismus mit einer allgemeinen philosophischen Abbildtheorie zu verbinden versucht, deren Überflüssigkeit sich selbst später an einzelnen Formulierungen zeigt⁴⁶ und für deren Übernahme historisches Verständnis, aber keine Rechtfertigung aufzubringen ist. Entsprechendes gilt für Lenin. Genau dasselbe wäre zu sagen, wenn Engels' spätere Schrift oder Lenins „Materialismus und Empirio-kritizismus“ von Marx stammen würde und wenn Engels oder Lenin der Verfasser der „Feuerbach-Thesen“ wäre.

46 Vgl. etwa Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, MEW 21, S. 292: „Die Trennung von der Hegelschen Philosophie erfolgte auch hier durch die Rückkehr zum materialistischen Standpunkt. Das heißt, man entschloß sich, die wirkliche Welt — Natur und Geschichte — so aufzufassen, wie sie sich selbst einem jeden gibt, der ohne vorgefaßte idealistische Schrullen an sie herantritt... Und weiter heißt Materialismus überhaupt nichts.“

Wolfgang Fritz Haug

Wider den bloß verbalen Materialismus

1. Vorbemerkung

Am Schluß einer Diskussion wird mit Recht ein zusammenfassender Beitrag erwartet. Das Bedürfnis macht sich geltend, daß auf Dutzende von Problemen, auf zahllose Einzelheiten einzugehen sei. Mißverständnisse sollen aufgelöst, tendenziöse Entstellungen korrigiert werden. Die Notizen häufen sich.

Alles kann man nicht machen. Wie gewichten?

Der Verfasser hat versucht, zwei Aufgaben so gut er konnte zu vereinbaren. Die eine ergibt sich aus dem Charakter eines Schlußwortes. Es gilt zu versuchen, die Hauptfrage dieser Diskussion abschließend zu verdeutlichen, ihren Streitwert zu zeigen und einen Lösungsvorschlag zu unterbreiten, der die Erfahrungen dieser Diskussion berücksichtigt. Die andere Aufgabe resultiert daraus, daß der Beitrag, den der Verfasser vor gut zwei Jahren an den Anfang dieser Diskussion gestellt hat¹, heftige Kritik aus entgegengesetzten Richtungen provoziert hat. In einigen Punkten sind Mißverständnisse aufzuklären, in anderen selbstkritisch Korrekturen, Präzisierungen, Ergänzungen anzubringen. Dabei ist, um die beiden Aufgaben zu vereinbaren, nach Nähe zur Hauptfrage der Diskussion auszuwählen und zu versuchen, Probleme und Divergenzen auf eine Weise verallgemeinernd auszutragen, daß das Ergebnis auch dem noch nützt, der mit der vorgeschlagenen Position nicht einverstanden ist.

Aber was ist die Hauptsache, worum dreht es sich bei dieser Diskussion, die ihren Namen von der Kategorie *Widerspiegelung* hat? Deren theoretischer Gebrauch² war der Stein des Anstoßes. Die Versuche, diesen Begriff — je nach Standpunkt — zu destruieren oder zu rechtfertigen oder zu klären, entfesselten eine Dynamik, die das marxistische Verständnis von Sein und Bewußtsein, von der Welt und dem Denken, von Weltanschauung und Wissenschaft aufzurollen nötigt. Auch wer den Widerspiegelungsbegriff nicht für

1 W. F. Haug, Was soll materialistische Erkenntnistheorie? in: *Argument* 81, 15. Jg. 1973, S. 559—573.

2 In den Aufsätzen von R. Albrecht, Die Kritik von Korsch und Pannekoek an Lenins „Materialismus und Empiriokritizismus“, in: *Argument* 74, 14. Jg. 1972, S. 586—625, T. Metscher, Ästhetik als Abbildtheorie, in: *Argument* 77, 14. Jg. 1972, S. 919—976, und H. J. Sandkühler, Zur Begründung einer materialistischen Hermeneutik durch die materialistische Dialektik, in: ebda., S. 977—1005.

einen der zentralen Begriffe des Marxismus hält, wird einsehen, daß er sich als Stein des Anstoßes für einen Nachvollzug der marxistischen Theorie in ihren allgemeinsten Zügen bewährt, weil er eben anders als im Gesamtzusammenhang nicht beurteilt werden kann.

Wenn das Entscheidende des dialektischen Materialismus (im Gegensatz sowohl zum Idealismus als auch zum mechanischen oder metaphysischen Materialismus) der Zugang zur Theorie von der Praxis her ist, so ist dadurch zugleich die Hauptfront dieser Diskussion gegeben. Auf der einen Seite wird der Materialismus absorbiert durch die Auffassung einer *gegenstandskonstitutiven Bedeutung der Praxis*, auf der anderen Seite wird die Bedeutung der Praxis dadurch aufgehoben oder entscheidend abgeschwächt, daß quasi metaphysisch *vom materialistischen Resultat fix und fertig ausgegangen wird*. Beide Positionen verkümmern die Dialektik. Die zweite Position nimmt auch die Dialektik als festes Resultat, was ein Widerspruch in sich ist; die erste beschränkt sie auf Subjekt-Objekt-Dialektik unter Bedingungen privater Warenproduktion, negiert somit beides, Materie und Dialektik in genau genommener Bedeutung. Beide Positionen fürchten, sich in ihrem Gegenteil zu verlieren. Beiden fehlt der Sinn für die Bewegung, den Übergang. Die eine sucht überall nach subjektiver Zutat, um sie undialektisch als „transzendentalen Zuschuß“ (Leist) festzuhalten, die andere fürchtet sich vor „Praktizismus“ (Sandkühler) und hält die „Anerkennung der Materie“ hoch, als wollte sie deren Idee rein bewahren vor dem Risiko ihrer Ansteckung durchs Gegenteil, nämlich durch die materielle Realisierung und Vermittlung des Ideellen in Gestalt der Praxis.

Deshalb ist es notwendig, noch einmal an den Anfang der Diskussion zurückzukehren und den Sinn der marxistischen Erkenntnistheorie zu rekonstruieren. Zu diesem Zweck ist es unumgänglich, an die radikale Philosophie-Kritik von Marx und Engels und an ihren neuen Begriff der „einfachen wissenschaftlichen Weltanschauung“ anzuknüpfen. Die materialistische Weltanschauung wiederum kann nicht beurteilt werden, ohne daß man sich über die „Dialektik der Natur“ verständigt. Im Ergebnis ist es möglich, die berühmte „Grundfrage aller, speziell neueren Philosophie“ und ihre materialistische Beantwortung zu beurteilen. Was in diesem Verhältnis zwischen Philosophie-Kritik, dialektisch-materialistischer Weltanschauung und materialistischer Beantwortung der Grundfrage der Philosophie impliziert ist, ist die allgemeine Erkenntnistheorie des Marxismus. Zentrales Thema für ihre Erörterung bildet die Bedeutung der Praxis.

Im Anschluß an die Nachzeichnung der Umriss der Weltanschauung und, innerhalb ihres Rahmens, der Erkenntnistheorie von Marx und Engels folgt die Auseinandersetzung mit den einzelnen Beiträgen zur *Widerspiegelungsdiskussion*. Dabei konnten gewisse Wiederholungen und Überschneidungen nicht vermieden werden. Zwei Schwerpunkte schälen sich in diesen Einzelausinandersetzungen heraus entsprechend der Front zwischen konstitutionsphilosophischem Subjektivismus einerseits und tendenziell metaphysischem

Materialismus andererseits. Am Schluß wird deshalb das anfangs positiv entwickelte Verständnis von dialektisch materialistischer Erkenntnisauffassung polemisch gegen die Tendenz, hinter Marx und Engels zurückzufallen, verteidigt. Daher der Titel: *Wider den bloß verbalen Materialismus!*

Dem eiligen Leser sei empfohlen, die allgemein-orientierenden ersten Abschnitte aufmerksam zu lesen. Sollte er nur „allgemeine marxistische Wahrheiten“^{2a} finden, möge er in den Einzelausinandersetzungen an Stichproben nachprüfen, *wogegen* sich diese Rekonstruktion der marxistischen Weltanschauung im Umriß richtet. Um die Orientierung zu erleichtern, stelle ich den Abschnitten jeweils stichwortartige Überschriften voran. Sie sollen selbstverständlich nicht den Anspruch mitteilen, es würde im folgenden jeweils auch nur entfernt alles Notwendige zu diesem Stichwort gesagt.

Dem Verfasser und den Editorials ist übel genommen worden, daß *die Frage nach dem Sinn* bestimmter marxistischer Grundbegriffe und eben auch der materialistischen Erkenntnistheorie, des Widerspiegelungs-Theorems usw. gestellt worden ist. Es erwecke dies den falschen Eindruck, befürchtet z. B. Sandkühler³, als sei dieser ihr Sinn allgemein umstritten. „Es ist nicht gut, Nullpunkt-Situationen zu fingieren, wo z. B. in der UdSSR und in der DDR, in der CSSR und in Ungarn theoretische Höhepunkte erreicht worden sind.“ Ähnlich klingt es aus den Zeilen der *Prokla*⁴. Auf meine Bemerkung in *Was soll materialistische Erkenntnistheorie*, am Anfang einer Diskussion sei es angebracht, sich in allgemeiner Form den Sinn materialistischer Erkenntnistheorie zu vergegenwärtigen, ruft es: „Das ist falsch und irreführend! Haugs Thesen stehen am Ende einer wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzung, die mindestens so alt ist wie Lukács' ‚Geschichte und Klassenbewußtsein‘ aus dem Jahre 1923.“ Wird nicht an deren Resultate angeknüpft, „dann wird der Eindruck suggeriert, auf diesem Gebiet sei noch alles offen“.

Dem lebendigen Interesse, die Rechnung jeweils neu aufzumachen⁵, kommt eine Diskussion über dialektisch-materialistische Erkenntnis-

2a Vgl. dazu im folgenden S. 680—685; der oben zitierte Topos findet sich auf S. 682.

3 H. J. Sandkühler, *Streitbarer Materialismus oder — Streit um den Materialismus?* im vorliegenden Heft. — Wann immer im folgenden Sandkühler ohne besondere Quellenangabe zitiert wird, handelt es sich um diesen Aufsatz.

4 Bodo v. Greiff und Hanne Herkommer, *Die Abbildtheorie und „Das Argument“*, in: *Probleme des Klassenkampf (Prokla)* 16, 4. Jg. 1974, S. 151—176. Das folgende Zitat stammt von S. 167.

5 Lange schon hat man sich im *Argument* mit der Entwicklung seit „Geschichte und Klassenbewußtsein“ herumgeschlagen. Es ist naiv und irreführend anzunehmen, wir seien nicht gerade ausgehend von Resultaten einer Entwicklung, die wir *nicht* einfach fortsetzen wollten, zur Einsicht in die Notwendigkeit gelangt, den Begründungszusammenhang des dialektischen Materialismus noch einmal „von vorn“ nachzuvollziehen, um uns *anzueignen*, was uns einleuchtet und was uns weiterbringt!

theorie entgegen. Als dialektische, weil sie keine fertigen Ergebnisse als endgültig kennt, weil sie in der Bewegung und Vermittlung zuhause ist. Als materialistische, weil sie keine Verselbständigung von Ideen gegen die materielle Realität duldet. Deshalb ist die „Nullpunktsituation“, von der Sandkühler in einem Sinn völlig berechtigt feststellt, daß sie eine Fiktion sei, in anderem Sinn eine absolute Notwendigkeit für Leute, die nicht einfach abgespeist werden wollen. Wenn der Materialist mit Engels keine anderen Voraussetzungen anerkennt als die wirklichen Voraussetzungen des materiellen Lebensprozesses, dann hat er Interesse daran, keine Ideen als fix und fertig voranzusetzen, sondern sie auf ihren Anfang und auf ihre Basis zurückzuverfolgen, um sie von dort ableiten zu können. Dies ist nicht nur bekanntlich die einzig wissenschaftliche Methode, sondern es ist auch die einzige Methode, in der jeder eine Überzeugung gewinnt, die ihn gerade in dem Maße, in dem er sie nicht von fremder Autorität übernimmt, mit anderen verbindet. Für eine Bewegung der selbständigen Aneignung des dialektischen Materialismus ist deshalb der erkenntnistheoretische Aspekt besonders ergiebig. Er zwingt, jedes Wissen vom Gesichtspunkt seiner Ableitbarkeit zu behandeln.

Als wollten sie diesem Aneignungsprozeß entgegenwirken, haben v. Greiff und Herkommer mit Unterstellungen eingegriffen⁶. Schon mit den Mitteln des magischen Symbolismus, wie sie Springers *Welt* noch immer gegen die DDR anwendet, wollen sie ihre Nichtanerkennung der *Widerspiegelungs-Diskussion* des *Argument* bekunden: sie setzen *Diskussion* in Anführungszeichen. Für sie ist alles schon gelaufen, deshalb kann im *Argument* gar nicht mehr diskutiert werden. — Greiff/Herkommer haben mit ihrem Aufsatz etwas erreicht, was nicht in ihrem Sinn war. Nicht nur gaben sie, wie man im folgenden sehen wird, Anlaß zu Verdeutlichungen und Verbesserungen einer Position, die sie verdrängen wollten. Sondern ihr Angriff rief eine Erwiderung in der *Prokla* hervor, in der A. Neusüß und F. Unger das Urteil des kurzen Prozesses, den Greiff/Herkommer mit der Abbildtheorie gemacht hatten, kassieren und die Beweisaufnahme wieder eröffnen⁷. Hier das Ergebnis zweiter Instanz: „Da es sich bei den Auslassungen (von Greiff/Herkommer) nicht um Meinungen und Interpretationen handelt, die sich noch innerhalb des Bereichs wissenschaftlicher Textanalyse artikulieren“, könne es sich zunächst nur darum handeln, *Fälschungen* aufzudecken und anstelle der Fälschung das Original zu retablieren. Neusüß und Unger arbeiten nun sorgfältig die Positionen heraus, die vor allem im *Philosophischen Wörterbuch* aus der DDR ausgedrückt sind. Dadurch wird die Diskussion für ihren Fortgang mit wertvollem Material versehen. Man sieht, die *Widerspiegelungs-Diskussion* weitet sich aus. Eine weitere Zeitschrift,

6 Vgl. hierzu unsere Auseinandersetzung im Editorial zu *Argument* 90, 17. Jg. 1975, S. 189—198, „Anführungs-Zeichen in ‚Prokla‘. Noch einmal zu den Zielen der *Widerspiegelungs-Diskussion*“.

7 A. Neusüß und F. Unger, Das neueste Problem des Klassenkampfes — der Kampf gegen die Abbildtheorie, in: *Prokla*, 5. Jg., Oktober 1975.

die *alternative*, machte in einem „Aufruf“ bekannt, sie wolle „diese so wichtige Diskussion aufgreifen und weiterführen“⁸. Damit keine Mißverständnisse aufkommen, sei übersetzt: unter dieser „so wichtigen Diskussion“ versteht *alternative* jenen von Neusüß und Unger inzwischen der Fälschung überführten Artikel von Greiff/Herkommer. Auf die Widerspiegelungs-Diskussion im *Argument* nimmt die *alternative*-Redaktion Bezug als auf die „Diskussion‘ (die nie eine war)“. „Daß heute — nach den großen neueren Zäsuren theoretischen Denkens (Epistemologie etc.) — immer noch, wenn auch in ‚differenzierter‘ Form, mit der sog. Widerspiegelungstheorie einem obsoleten Sensualismus das Wort geredet wird, liegt u. E. auch an dem Anteil von ‚gesundem Menschenverstand‘, der hier seine Wirkung tut.“ Zumindest dieser Aufruf macht in der Tat nicht sichtbar, daß gesunder Menschenverstand in ihm besonders viel Wirkung täte. Ob es der *alternative* gelingt, ihren inzwischen demodierten Strukturalismus gegen die materialistische Dialektik anzubringen, sei bezweifelt. Aber indem sie sich zum Forum dieser Diskussion gegen die „Diskussion“, die nie eine war, macht, werden weitere konkurrierende Auffassungen aus dem Halbdunkel heraustreten; die Auseinandersetzung kann dadurch nur an Transparenz gewinnen — und nichts brauchen wir dringender.

Noch ein Wort zu dem „Nullpunkt-Problem“. Die *Ableitung* der Positionen ist desto wichtiger, als der Streit der fertigen Resultate von der Mehrzahl der *Argument*-Leser nicht mehr mitvollzogen zu werden droht, sondern als „zu abstrakt“ und für die je eigenen Probleme irrelevant empfunden wird. In mehreren Editorials zu dieser Diskussion⁹ hatte die Redaktion fast beschwörend darauf hingewiesen, daß in der abstrakt scheinenden Materie politische, weltanschauliche und methodologische Konsequenzen für jeden lauern und daß es deshalb nicht angehe, sie in ein gedachtes Gebiet einer „Philosophie“, mit der man als „Nicht-Philosoph“ nichts zu tun hat, abzuschieben. Denn für eine solche Haltung gilt, was Engels von den Naturwissenschaftlern sagte, die die Auseinandersetzung mit der fortgeschrittensten Philosophie ablehnen: sie fallen, ohne es zu merken, der schlechtesten Metaphysik zum Opfer, dem herabgesunkenen Abhub bürgerlicher Philosophie¹⁰. Dazu meldet sich Sandkühler, der diese Bemerkung mißversteht: „Hier wird eine gefährliche Alternative konstruiert: die zwischen ‚entscheidenden Fragen hinsichtlich des Seins und Sollens ideeller Produktion‘ und ‚philosophischer‘ Abstraktheit und spezialistischer Absonderung der Erkenntnistheorie.

8 *alternative* 102/103, 18. Jg. 1975.

9 Editorials zu den Heften 81, 85 und 90.

10 „Die Naturforscher mögen sich stellen, wie sie wollen, sie werden von der Philosophie beherrscht. Es fragt sich nur, ob sie von einer schlechten Modephilosophie beherrscht werden wollen oder von einer Form des theoretischen Denkens, die auf der Bekanntschaft mit der Geschichte des Denkens und ihren Errungenschaften beruht“ (Friedrich Engels, Dialektik der Natur, MEW 20, S. 480).

Diese Alternative ist gefährlich, weil bei gleich welcher Entscheidung für gleich welche der getrennten Seiten die *Einheit von Wissenschaft und Weltanschauung zerstört wird.*“ Ganz recht — eben deshalb der wiederholte Hinweis der *Argument*-Redaktion. Nur daß das Auseinanderfallen von allgemeiner Relevanz und spezialistischer Absonderung nicht von der Redaktion *konstruiert* wurde, sondern eine *tatsächliche*, objektiv wirksame Tendenz ist, *verbreitete Haltung*, der allerdings die Denkweise und Sprache auch so manches Philosophen, der dem Marxismus anhängt, kräftig Vorschub leistet. — Es ist eine verbreitete Unsitte, nicht nur von Philosophen, durch Verweis auf heilige Autoritäten die Anerkennung der eigenen literarischen Hervorbringung als notwendig und nützlich einklagen zu wollen. Wir Theoretiker sollten endlich lernen, daß die Beweislast für die Nützlichkeit dessen, was wir vorbringen, *bei uns* liegt.

2. Die Philosophie-Kritik von Marx und Engels

Fangen wir an mit der berühmten „Grundfrage aller, speziell neueren Philosophie“: „Wie ist das Verhältnis von Bewußtsein und Sein oder Denken und Sein?“¹¹ Diese Frage sollte von Marxisten niemals als „die Grundfrage“ schlechthin apostrophiert werden. Die Formulierungen von Engels können nämlich nur richtig begriffen werden, wenn man sie im Zusammenhang einer rücksichtslosen Kritik der „ganzen Philosophie im bisherigen Sinn des Worts“¹² interpretiert — im „bisherigen Sinn“ heißt: in einer vormarxistischen Auffassung dessen, was Theorie kann und soll. Es gibt eine ganze Reihe von Formulierungen, die darauf hindeuten, daß es nach der Auffassung von Marx und Engels nicht sinnvoll sei, davon zu sprechen, daß eine marxistische Philosophie an die Stelle der vormarxistischen trete. Der Begriff für das zu entwickelnde Neue ist der Begriff der *Weltanschauung*. Um zur „Dialektik der Natur“ Stellung nehmen zu können, muß man sich diesen Zusammenhang von Philosophiekritik und Weltanschauung bei Marx und Engels verdeutlichen. Es kann dies hier nur skizziert werden, wobei die Skizze sich auf eine breite philologische Grundlage stützt, ohne daß es möglich ist, diese hier auszubreiten.

Marx bemerkt einmal beiläufig über die Philosophie, daß sie „sich erst in der religiösen Form des Bewußtseins herauskonstruiert und damit einerseits die Religion als solche vernichtet, andererseits positiv (sich) selbst nur noch in dieser idealisierten, in Gedanken aufgelösten religiösen Sphäre bewegt.“¹³ In der Tat deuten viele Äußerungen von Marx und Engels in diese Richtung, „Philosophie“ als eine besondere Form der „Ideologie“ zu sehen, die genetisch zwischen Religion und Wissenschaft den Übergang als selbständige Entwicklungs-

11 F. Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, MEW 21, S. 274. — Von mir verarbeitet in: Was soll materialistische Erkenntnistheorie?, aaO, S. 560.

12 Engels, aaO, S. 270.

13 K. Marx, Theorien über den Mehrwert, MEW 26.1, S. 22.

stufe des Wissens darstellt. „Genetisch“ heißt natürlich nicht „historisch nacheinander“, sondern bezieht sich auf die Entstehung und auf das Entwicklungsniveau einer Form; wie überall existieren auch auf ideologischem Gebiet unterschiedliche genetische Stufen historisch nebeneinander. Aus der zitierten Äußerung von Marx läßt sich die Auffassung herauslesen: Philosophie entsteht bei der Auflösung der Religion, betreibt diese Auflösung; sie löst die Religion in Gedanken auf, d. h. entwickelt den Weltzusammenhang aus dem Denken, konstruiert aus dem Kopf; sie verbleibt mit dieser Methode, also genau mit ihrer die Religion negierenden Kraft, dem auf sich selbst gestellten Denken, ans Negierte gebunden, bewegt sich in der „in Gedanken aufgelösten religiösen Sphäre“¹⁴. Für diese idealisierte Sphäre der Religion ist begründend ein Vernunftgebrauch, der das Verhältnis von Ausgangspunkt und Resultat der Erkenntnisgewinnung auf den Kopf stellt. Diese Sphäre ist also aufgebaut aus abgehobenen, verselbständigten Aktionen. Was macht diese Sphäre plausibel? Was brachte die fortgeschrittensten Theoretiker mehr als zwei Jahrtausende lang dazu, sich in ihr zu bewegen? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder auf Erfassen einer Rangordnung seien einige Gründe angedeutet. Die gleichsam neutrale Möglichkeit für die Entstehung einer derartigen Denkweise weist Marx in der Gesetzmäßigkeit unseres Erkenntnisvermögens auf, komplexe Gegenstände nur auf dem Wege der theoretischen Rekonstruktion erkennen zu können¹⁵. Das „Ganze“ eines komplexen Gegenstands erscheint zunächst als chaotische Vorstellung, bis durch Analyse einfache Bestimmungen gefunden sind, aus denen es sich zusammensetzt. Das begriffene Ganze, „wie es im Kopf als Gedankenzug erscheint, ist ein Produkt des denkenden Kopfes“, seiner „Verarbeitung von Anschauung und Vorstellung in Begriffe“. Das Konstruieren aus dem Kopf hat darin eine gewisse Grundlage seiner Plausibilität. Das philosophische Bewußtsein, dessen Methode dieses Konstruieren ist, hypostasiert („übertreibt“) jenes Moment; es ist so bestimmt, daß ihm „das begreifende Denken als der wirkliche Mensch und daher die begriffene Welt als solche erst das Wirkliche ist“. Seine spezifische Formbestimmtheit gründet also in der Verkehrung des Verhältnisses von Begriff und materieller Wirklichkeit. Wird dieselbe Erkenntnisstruktur weiter substantialisiert, entspringt die allgemeinste Grundauffassung des Idealismus, der „die Bewegung der Kategorien als der wirkliche Produktionsakt erscheint . . . , dessen Resultat die Welt ist“.

Vermutlich macht nichts so sehr die „idealisierte Sphäre“ plausibel wie die Getrenntheit des Philosophen von der materiellen Praxis.

14 Entsprechend schrieb Marx schon in den „Pariser Manuskripten“: „Feuerbachs große Tat ist: 1. der Beweis, daß die Philosophie nichts anderes ist als die in Gedanken gebrachte und denkend ausgeführte Religion; eine andere Form und Daseinsweise der Entfremdung des menschlichen Wesens; also ebenfalls zu verurteilen ist . . .“ (MEW, Erg.Bd. I, S. 569).

15 K. Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Einleitung, Berlin/DDR 1953, S. 22. Von hier stammen die folgenden Zitate.

Historisch ist es die Unentwickeltheit des wirklichen Wissens, später die zur Verteidigung der Herrschaftsverhältnisse erfolgende Tabuierung bestimmter gesellschaftlicher und natürlicher Zusammenhänge für die wissenschaftliche Analyse, die jene „idealisierte Sphäre“ aufrechterhält. Zudem ist die „Konstruktion aus dem Kopf“ eine Methode, die der Wissenschaftsentwicklung jahrhundertlang fruchtbare Impulse gab, indem sie ihr begrifflich und logisch vorarbeitete. Auch bringt diese Methode ihren Vertretern wichtige Resultate für ethische Fragen der Lebensführung. Sie ist also lange Zeit fortschrittlich und produktiv; sie ist transitorisch notwendig. Sie enthält bei aller Verkehrtheit eine begeisternde Freisetzung der menschlichen Vernunft, einen Anspruch, der noch heute die Attraktion von Philosophie für viele vom betriebsblinden Pragmatismus und vom Kommerziellen abgestoßene Studenten darstellt. — Hinzu kommt sehr viel später, wenn schon das Praktischwerden der Philosophie auf der Tagesordnung steht, eine — in ihrer Bedeutung oft unterschlagene — eigentümliche Nebenwirkung des ideologischen Klassenkampfes, worauf Engels einmal hinweist: „Die Zensur nötigt von vornherein allen mehr oder minder mißliebigen Elementen die möglichst abstrakte Ausdrucksweise auf; die deutsche philosophische Tradition . . . lieferte diesen Ausdruck.“¹⁶ Die abstrakte Terminologie mystifizierte freilich auch den Protest, der sich ihrer bediente.

Im Unterschied zu Philosophie verstehen Marx und Engels unter *wissenschaftlicher Theorie* die begriffliche Verarbeitung konkreter Gegenstände; Abstraktionen gelten in der Wissenschaft letztlich nur als Resultat eines nach bestimmten Kriterien durchgeführten Abstraktionsprozesses, ausgehend von der materiellen Wirklichkeit. Wenn die Fortschritte der Wissenschaft auf eine Klasse treffen, die sich die bewußte vernünftige Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse zum Ziel setzt, dann gilt: „Die selbständige Philosophie verliert mit der Darstellung der Wirklichkeit ihr Existenzmedium. An ihre Stelle kann höchstens eine Zusammenfassung der allgemeinsten Resultate treten, die sich aus der Betrachtung der historischen Entwicklung der Menschen abstrahieren lassen. Diese Abstraktionen haben für sich, getrennt von der wirklichen Geschichte, durchaus keinen Wert. Sie können nur dazu dienen, die Ordnung des geschichtlichen Materials zu erleichtern, die Reihenfolge seiner einzelnen Schichten anzudeuten. Sie geben aber keineswegs, wie die Philosophie, ein Rezept oder Schema, wonach die geschichtlichen Epochen zurechtgestutzt werden können.“¹⁷ Der Kernsatz ist hier wohl die Bestimmung der heuristischen Funktion dieser Abstraktionen, ihr Leitfadenscharakter für die wissenschaftliche Forschung und Darstellung. Selbstverständlich können nach dieser Auffassung einzelne wissenschaftliche Arbeiten von diesen allgemeinsten Resultaten *ausgehen*, muß die gesamte Ableitung nicht jederzeit durchgeführt werden. Aber letzt-

16 F. Engels, Über die Losung der Abschaffung des Staates und die deutschen „Freunde der Anarchie“, MEW 7, S. 419.

17 K. Marx und F. Engels, Die deutsche Ideologie, MEW 3, S. 27.

lich, im Gesamtzusammenhang der Wissenschaft, haben diese Abstraktionen keinerlei selbständigen Wert. Nötig ist ein Bewußtsein dieses ihres erkenntnislogischen Status, das ihren Gebrauch begleitet.

Philosophie entspringt also der transitorisch notwendigen, gegen die Religion fortschrittlichen Begeisterung für die menschliche Vernunft, die sich anschickt, aus sich heraus die Welt zu konstruieren, sie also vernünftig zu konstruieren, die Widersprüche theoretisch aufzulösen. „Sobald wir einmal eingesehn haben . . . , daß die so gestellte Aufgabe der Philosophie weiter nichts heißt als die Aufgabe, daß ein einzelner Philosoph das leisten soll, was nur die gesamte Menschheit in ihrer fortschreitenden Entwicklung leisten kann — sobald wir das einsehn, ist es auch am Ende mit der ganzen Philosophie im bisherigen Sinn des Worts. Man läßt die auf diesem Weg und für jeden einzelnen unerreichbare ‚absolute Wahrheit‘ laufen und jagt dafür den erreichbaren relativen Wahrheiten nach auf dem Weg der positiven Wissenschaften und der Zusammenfassung ihrer Resultate vermittelt des dialektischen Denkens. Mit Hegel schließt die Philosophie überhaupt ab . . .“¹⁸ Die dialektische Zusammenfassung der Wissenschaftsresultate bekommt eine Bedeutung, die ganz anders ist als die eines Leitfadens für die Forschung. Es sei denn, wir fassen sie in einem andern Sinn als Leitfaden auf, als den Ariadnefaden, der im Labyrinth den Weg finden hilft, so wie Engels an Hegel rühmt, daß er uns, „wenn auch unbewußt, den Weg zeigt aus diesem Labyrinth der Systeme zur wirklichen positiven Erkenntnis der Welt“¹⁹. Jene Zusammenfassung mit orientierendem Charakter wird von Engels als *Weltanschauung* bezeichnet.

3. Leists Szientismus-Vorwurf und die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Weltanschauung

Wenn Wissenschaftler Wissenschaftlern „Szientismus“ vorwerfen, dann kann dies entgegengesetzte Bedeutung annehmen, die vom Vorwurf einer borniert-arbeitsteilig verstümmelten Wissenschaftlichkeit bis zu dem einer Ausdehnung des wissenschaftlichen Standpunkts auf die Beziehung zur ganzen Welt reichen. Leist richtet den Vorwurf des Szientismus an Engels und Lenin²⁰. Zunächst spricht er von

„der szientifischen Einstellung Engels' und Lenins, wenn sie die Naturwissenschaften selber als materialistische Potentiale betrachten. Engels sieht den dialektischen Materialismus auf den neuzeitlichen *Naturwissenschaften* gegründet, materialistische *Naturanschauung* heißt für ihn ‚weiter nichts als einfache Auffassung der Natur so, wie sie sich gibt, ohne fremde Zutat‘, Naturwissenschaftler seien bereits qua Naturforscher ‚unerbittliche Materialisten‘ . . .

18 Engels, Ludwig Feuerbach . . . , MEW 21, S. 270.

19 Ebda.

20 A. Leist, Widerspiegelung der Realität — Realität der Widerspiegelung? in: *Argument* 81, S. 578 f.

Das Szientistische in solchen Auffassungen ist die Reduktion einer vom Arbeitsbegriff ausgehenden Bestimmung der Natur auf ein wiederum bloß ‚anschauendes‘ Bewußtsein der naturwissenschaftlichen Theorie, dem seine instrumentelle Bedeutung als Produktivkraft nicht gegenwärtig ist.“

Leists Terminologie ist hier wie an anderen Stellen mit dem doppelten Boden des Bedeutungsschmuggels versehen. Zuerst heißt es „szientifisch“, was ja nichts als „wissenschaftlich“ in einer Ausdrucksweise bedeutet, die ihr Verwender irgendwie als besonders „wissenschaftlich“, kurz szientifisch empfinden mag; am Ende der zitierten Satzfolge ist unversehens der Vorwurf des Szientistischen daraus geworden. Betrachten wir zunächst das Kriterium für „Szientismus“ Leistscher Prägung: „Reduktion auf ein bloß ‚anschauendes‘ Bewußtsein der naturwissenschaftlichen Theorie“. Es wäre dies der Vorwurf, der in der Sprache von Marx und Engels als „Metaphysik“-Vorwurf fungiert und der bedeutet: herkömmlich philosophische, d. h. den Gegenstand aus dem Kopf konstruierende, aus Prinzipien ableitende Denkweise. Die Frage aber, ob den Konstruktionen des Kopfes „gegenständliche Wahrheit zukomme“, heißt es in der im Verlauf dieser Diskussion immer wieder zitierten zweiten Feuerbachthese, „ist keine Frage der Theorie, sondern eine praktische Frage“²¹.

Aber wie kommt Leist darauf, ausgerechnet den Erfahrungswissenschaften von der Natur „bloß anschauendes Bewußtseins“ vorzuwerfen? Prüfen sie nicht im Experiment und in mannigfacher Anwendung ständig die „Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit“ ihrer Theoreme? Hier schiebt Leist ein Zusatzkriterium für „bloß anschauendes Bewußtsein“ nach. Der Satz ist allerdings sehr unklar, streng genommen widersinnig gebaut: „... Reduktion ... auf ein wiederum bloß ‚anschauendes‘ Bewußtsein der naturwissenschaftlichen Theorie, dem seine instrumentelle Bedeutung als Produktivkraft nicht gegenwärtig ist.“ Was ist das, „das Bewußtsein der Theorie“? Ist es die Denkweise des Theoretikers, insofern sie seine Theoriebildung bestimmt? Dann müßte der Satz so lauten: „Szientismus nenne ich, Leist, die Reduktion der Naturbestimmung auf ein Bewußtsein, das insofern wieder bloß anschauend ist, als ihm die instrumentelle Bedeutung der von ihm gebildeten naturwissenschaftlichen Theorie als Produktivkraft nicht gegenwärtig ist.“ Ebenso könnte er definieren: „anschauend nenne ich dasjenige Bewußtsein, das zwar selber praktisch-empirisch, also nicht-bloß-anschauend ist, dem aber die weitere praktisch-gesellschaftliche Relevanz seiner Hervorbringungen nicht gegenwärtig ist“. Anschauend ist das nicht-anschauende Bewußtsein, soweit es seine gesellschaftliche Relevanz nicht anschaut? Wie man es dreht und wendet, man stößt auf Widersinn. Die von Leist zitierten Textstücke von Engels und Lenin scheinen zwar sehr viel klarer als Leists Kommentar, aber doch weiterer Klärung bedürftig. Wenn man die zitierten Stücke *im Zusammen-*

21 K. Marx, Thesen über Feuerbach, MEW 3, S. 5.

hang des Originals liest, macht man die Entdeckung, daß dort nicht nur z. T. das Gegenteil dessen steht, was Leist unterstellt, sondern sich auch die Lösung des Problems findet, bei dessen Formulierungsversuch sich Leist in soviel Widersinn verstrickt.

Leist wollte Engels' Auffassung wie folgt wiedergeben: Dialektischer Materialismus gründet sich umstandslos auf „weiter nichts als einfache Auffassung der Natur so, wie sie sich gibt, ohne fremde Zutat“. Lesen wir bei Engels nach:

„Heute liegt die ganze Natur als ein wenigstens in den großen Grundzügen erklärtes und begriffenes System von Zusammenhängen und Vorgängen vor uns ausgebreitet. Allerdings heißt materialistische Naturanschauung weiter nichts als einfache Auffassung der Natur so, wie sie sich gibt, ohne fremde Zutat, und daher verstand sie sich bei den griechischen Philosophen ursprünglich von selbst. Aber“ — das alles stimmt für uns so gar nicht ohne weiteres, denn: „zwischen jenen alten Griechen und uns liegen mehr als zwei Jahrtausende wesentlich idealistischer Weltanschauung, und da ist die Rückkehr auch zum Selbstverständlichen schwerer, als es auf den ersten Blick scheint. Denn es handelt sich keineswegs um einfache Verwerfung des ganzen Gedankeninhalts jener zwei Jahrtausende, sondern um seine Kritik, um die Losschälung der innerhalb der falschen, aber für ihre Zeit und den Entwicklungsgang selbst unvermeidlichen idealistischen Form gewonnenen Resultate aus dieser vergänglichen Form. Und wie schwer das ist, beweisen uns jene zahlreichen Naturforscher, die innerhalb ihrer Wissenschaft unerbittliche Materialisten sind, außerhalb derselben aber nicht nur Idealisten, sondern selbst fromme, ja orthodoxe Christen.“²²

Engels' Problem ist die unwissenschaftliche Weltanschauung von Leuten, die in ihrem Fach und womöglich auf engstem Spezialgebiet ausgezeichnete Wissenschaftler sind und dies nur sein können, indem sie zugleich „unerbittliche Materialisten“ sind, was den reflektierteren Geistern unter ihnen auch bewußt ist. Warum stellt sich dieser Sachverhalt immer wieder ein? Nach Engels deshalb, weil die Aufdeckung des Gesamtzusammenhangs und die Überwindung des der Zusammenhanglosigkeit entspringenden gesellschaftlichen Bewußtseins so schwierig ist und zuerst geleistet und von jedem einzelnen angeeignet sein muß. Worauf aber sollte diese Kritik Fuß fassen, wenn nicht auf der Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen jenes Sachverhalts? Wie also ohne Berücksichtigung von Klassenstruktur und Arbeitsteilung, vor allem auch der Absonderung geistiger Tätigkeiten, wie ohne Berücksichtigung des Entwicklungsstands der Produktivkräfte sollte diese Kritik geleistet werden? Erst die Ergreifung und Verallgemeinerung der praktisch-erfahrungsmäßig gewonnenen Erkenntnisse der Naturwissenschaften vom Standpunkt jener umfassenden Kritik des gesellschaftlichen Zusammenhangs, in dem diese Erkenntnisse gewonnen wurden und angewandt werden, vom Standpunkt einer Kritik, die in der Perspektive der vergesellschafteten

22 F. Engels, Dialektik der Natur, MEW 20, S. 469.

Menschheit die Entfremdung theoretisch aufhebt, um sie praktisch aufhebbar zu machen, — erst dieser umfassende Zusammenschluß des vorhandenen Wissens über Gesellschaft, Natur (und auch über Erkenntnisgewinnung) bildet den Dialektischen Materialismus. Gegen diese umfassend wissenschaftliche Auffassung der Welt mag von religiöser oder irgend irrationalistischer Seite der Vorwurf des „Szientifischen“ oder gar des „Szientismus“ erhoben werden. Vom Standpunkt dieser Seite wäre der Vorwurf verständlich. Denn die wissenschaftliche Weltanschauung, zu deren Ausbildung auf Basis der geleisteten Kritik der politischen Ökonomie und der empirischen Naturerkenntnis Marx und Engels aufforderten, verweist die Menschen radikal auf sich selbst und ihr werktätiges, sozial geformtes Verhältnis zur Natur. Alle Ideen, die diesem werktätigen und revolutionären Selbstbewußtsein der gesellschaftlichen Menschen entgegenstehen, erscheinen im Lichte dieser wissenschaftlichen Weltanschauung als un- oder vorwissenschaftliches, mehr oder minder reaktionäres oder illusionäres falsches Bewußtsein.

Versteht Leist diesen Zusammenhang nicht oder fühlt er sich dadurch bedroht? Ist es vielleicht gerade die rücksichtslose Kritik des aus mehr als zweitausendjähriger idealistischer Tradition übriggebliebenen und in den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen immer wieder neu dienstbar gemachten Gedankenmaterials, die ihn trifft, wo er in dieses Gedankenmaterial verstrickt bleibt oder es als Materie für einen bürgerlichen Beruf wahren möchte?

Zurück zur wissenschaftlichen Weltanschauung des dialektischen Materialismus. Es ist wahr, daß mit diesem Begriff Schindluder getrieben worden ist, daß unter diesem Namen auch schon Gedankengebäude aufgerichtet wurden, die ihre Verbindlichkeit nicht der wissenschaftlichen Evidenz vom Standpunkt der vergesellschafteten werktätigen Menschheit verdanken, sondern dem Instanzenweg. Andererseits ist es nicht weniger wahr, daß sich die verschiedensten Verwirrungstaktiken der ideologischen Kapitalagenten besonders auf den Engelsschen Begriff der Weltanschauung konzentriert haben. Es geht bei diesem Begriff um nichts Besonderes, sondern um eines jener „schwer zu machenden Einfachen“, von denen Brecht spricht.

Es wäre ganz und gar irreführend zu meinen, „Weltanschauung“ wäre an sich etwas Besonderes, ja überhaupt etwas Vermeidbares. Selbst wenn man davon absähe, daß mit überwältigender Macht ausgestattete ideologische Agenturen in der bürgerlichen Gesellschaft auf die weltanschauliche Formierung jedes einzelnen hinarbeiten, bliebe etwas bestehen, was jedermann spontan und weitgehend unausdrücklich, zum Teil bewußtlos, zum Teil aber auch sehr bewußt produziert und sogar mit bestimmten Ritualen zelebriert: der Reim, den man sich auf die Dinge dieser Welt macht. Wie reimt man sich die verwirrende, höchst widersprüchliche und zum Teil schlechterdings chaotische Mannigfaltigkeit des Vorkommenden zusammen? Man schafft sich seine Erklärung des Weltlaufs, der Zusammenhänge

— und das bedeutet immer mehr oder weniger unmittelbar eine Orientierung des eigenen praktischen Verhaltens. Auf diese Weise versucht man die Widersprüche zwischen Anspruch und wirklichem Tun mehr schlecht als recht aufzulösen. Die *private Weltanschauung* ist das solchen Bedürfnissen und Verarbeitungsmechanismen entspringende, das „Bewußtsein“ im Sinne der praktischen Orientierung ausrichtende Ergebnis. Um zur Stabilisierung einer Privatperson beizutragen *muß* eine solche private Weltanschauung, soweit es bei der privaten Isolation bleibt, die Negativität und Irrationalität des gesellschaftlich erfahrenen Weltzusammenhangs teils in positive Bestimmung umlügen, teils kompensatorisch überdecken, vor allem aber resignativ verarbeiten. Das geht nicht ohne Patentlösungen, Kurzschlüsse, die teils mehr sektiererisch, teils wahnhaft sind. In den vielen privaten Weltanschauungen steckt, in unzählige Scherben zerbrochen und zusammengeworfen, eine „Religion des Alltagslebens“²³, in vielem ungleich reaktionärer und geistloser als die offiziellen religiösen Systeme. Wie die Privatleute *als solche* nichts zu ändern — es sei denn als in der Konkurrenz einander vernichtende — und nichts zu bessern vermögen und ihre Vernünftigkeit nur Kannegeßerei und Beckmesserei werden kann, so wird auch ihre spontane Weltanschauung erst durch den Zusammenschluß mit anderen, durch die Aufhebung der privaten Atomisierung, also durch die Verwandlung der Privatleute in *Genossen*, auf eine Weise veränderbar, die ihr den sektiererischen, verkrüppelten Mystizismus der Religion des Alltagslebens nicht nur entbehrlich, sondern hinderlich werden läßt. Was früher spontan-privat und weitgehend bewußtlos geschah, die ideelle Verarbeitung des eigenen Schicksals, kann und muß jetzt bewußt-gemeinschaftlich geschehen. Alles, was von der bisherigen Geschichte an Erfahrung, Wissen, Produktivkraft zu erben ist, wird von den bewußt gesellschaftlich sich verhaltenden Genossen zu ihrem Organ gemacht. Was nur an sich als menschliches Gattungswesen, zerstückt, in der bürgerlichen Gesellschaft entwickelt wurde, wird jetzt bewußt zum menschlichen Wesen zusammengeschlossen. Alles, was die Wissenschaft bisher an Wissen über die Gesetze von Natur und Gesellschaft, von Naturentwicklung und Sozialgeschichte bereitstellt, wird für die bewußt-gemeinschaftliche Anstrengung der Menschen, ihr Wesen zu bestimmen, um es zu verwirklichen, gebraucht.

In der Absage gegen diese Anstrengung, in ihrer Denunziation, in den plumpen Versuchen, sie ins 19. Jahrhundert als ins Zeitalter der Wissenschaftsgläubigkeit abzuschieben etc., steckt bestenfalls, wenn man von dem massiv betriebenen bewußten ideologischen Klassenkampf absieht, die unbewußte Verzweiflung des Bürgers über seinen durch seine eigene Gesellschaft herbeigeführten Untergang, steckt die Zurücknahme der besten Anstrengungen des Humanismus. Jede

23 Den Ausdruck verwendet Marx im *Kapital*, vgl. MEW 25, S. 838. Ich verwende ihn hier nicht nur zur Bezeichnung der das Zusammenwirken der grundlegenden Fetischcharaktere kapitalistischer Produktion bewußtlos reflektierenden Alltagsvorstellungen.

Lücke in der bewußt gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Orientierung läßt unweigerlich vorwissenschaftliche Bewußtseinsformen wiederauferstehen. Überhaupt existieren in den kapitalistischen Gesellschaften — und (mit entscheidenden Einschränkungen!) auch noch in allen heutigen sozialistischen Gesellschaften — die objektiven Formen privater Existenz fort und damit die materiellen Bedingungen, denen spontan immer wieder die private Weltanschauung entspringt. Solange diese materielle Basis fortbesteht, kann daher die wissenschaftliche und solidarische Weltanschauung nicht einfach aufgrund theoretischer Überlegenheit und historischer Richtigkeit sich beweisen und damit ein für allemal zu einer ruhigen Selbstverständlichkeit werden. Sie kann nur der fortbestehenden Basis der privaten Weltanschauung die permanente Anstrengung entgegensetzen. Abgesehen davon, kann sie nie endgültig als „System“ ein für alle Male geschlossen werden; als dialektische und materialistische gründet sie in der Einsicht in die ständige Weiterentwicklung der Realität und in die Wertlosigkeit von gegen die Realität verselbständigten Abstraktionen. So verweisen die werktätigen Menschen in ihrer Weltanschauung sich bewußt auf ihre gemeinschaftliche Kraft zu arbeiten und zu kämpfen im Besitz des Leitfadens der erkannten Gesetze der Natur und der Gesellschaft.

Zurück zur „Grundfrage aller, speziell neueren Philosophie“. Außerhalb des Rahmens der Engelsschen Philosophiekritik verändert diese Formulierung ihren Sinn entscheidend. Es entsteht der Schein einer unhistorischen Absolutheit dieser Frage, als wäre sie die Grundfrage des Menschen schlechthin oder zumindest die Grundfrage des wissenschaftlichen Sozialismus. In Engels' Auffassung ist sie die Grundfrage innerhalb einer ideologischen Form, die der Klassengesellschaft und dem niederen Stand der Naturbeherrschung entspringt. Andererseits bleibt sie bestehen, solange diese Form bestehen bleibt. Die Fortexistenz und weiterwirkende Mächtigkeit von „philosophischem Bewußtsein“, wie Marx und Engels es bestimmt haben, zwingt die Kämpfer für eine vom Klassengegensatz befreite menschliche Gesellschaft zur Beantwortung dieser Frage, genauer: zur permanenten Kritik der idealistischen, die historische Arbeit für die solidarische Menschheit entmutigenden Antwort. Zugleich darf sich die Anstrengung nicht im Beantworten der Grundfrage, schon gar nicht im dezisionistischen oder glaubensartigen Beantworten erschöpfen. Sondern vor allem muß ein Bewußtsein über die natürlichen gesellschaftlichen und geschichtlichen Zusammenhänge entwickelt werden, in denen diese Grundfrage dieser Bewußtseinsform entstand. Die Grundfrage der Philosophie muß zugleich beantwortet und materialistisch aus den Angeln gehoben werden. Redlow ist zustimmen, wenn er schreibt:

„Damit verliert die Grundfrage der Philosophie auch den Anschein des apriorischen Charakters, der mit ihrer unhistorischen Fassung verbunden war. Die materialistische Beantwortung der Grundfrage hört auf, nur die Gegenposition zum Idealismus zu sein,

weil die marxistisch-leninistische Philosophie den Idealismus selbst und seinen Gegensatz zum Materialismus in ihrer gesellschaftlich-geschichtlichen Bedingtheit erklärt und ihn damit theoretisch überwindet.“²⁴

Und weiter, nicht ohne eine gewisse Ironie an die Adresse derer, die die Grundfrage loslösen und im vormarxistischen Sinne „philosophisch“ auffassen und überall Abweichungen anklagen, wo ihnen nicht gefolgt wird:

„Der materialistische Nachweis, auf welche Weise die Grundfrage der Philosophie aus dem praktischen Lebensprozeß hervorgeht, mindert ihre theoretische und praktische Bedeutung nicht im geringsten herab, wie gelegentlich befürchtet wird.“

4. Dialektik der Natur

Im Rahmen dieser Aufgabe, alles, was man weiß, zu einer Weltanschauung zusammenzufügen, ist die *Dialektik der Natur* von Engels als eine bahnbrechende Vorarbeit von großer Bedeutung zu werten. Die Aufgabenstellung findet sich bereits in den *Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten* von Marx, wenn auch noch ungenügend versehen mit den begrifflichen Instrumenten ihrer Lösung. Die Geschichte wird dort bekanntlich in visionären Formulierungen als „Teil der *Naturgeschichte*, des Werdens der Natur zum Menschen“²⁵ aufgefaßt. Im Kontext spricht Marx über die religiöse Vorstellung von der Schöpfung — „eine sehr schwer aus dem Volksbewußtsein zu verdrängende Vorstellung“. Und Marx nennt ein anderes, in der *Dialektik der Natur* von Engels ausgeführtes Beispiel: „die Wissenschaft, welche die Erdbildung, das Werden der Erde, als einen Prozeß, als Selbsterzeugung darstellte“, wodurch die religiöse Vorstellung von der „Erschaffung“ der Erde „einen gewaltigen Stoß erhalten“ habe^{25a}. Es folgt das Thema des Stücks der Dialektik der Natur, das unter dem Titel *Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen* vielleicht das bekannteste ist. Marx 1844:

„Indem aber für den sozialistischen Menschen die ganze sogenannte *Weltgeschichte* nichts anderes ist als die Erzeugung des Menschen durch die menschliche Arbeit, als das Werden der Natur für den Menschen, so hat er den anschaulichen, unwiderstehlichen Beweis ... von seinem *Entstehungsprozeß*. Indem die *Wesenhaftigkeit* des Menschen und der Natur ... sinnlich anschaulich geworden ist, ist die Frage nach einem *fremden* Wesen, nach einem Wesen über der Natur und dem Menschen — eine Frage, welche das Geständnis von der Unwesentlichkeit der Natur und des Menschen einschließt — praktisch unmöglich geworden.“²⁶

24 Götz Redlow, Die marxistisch-leninistische Weltanschauung — geistige Grundlage des Sozialismus, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie (DZfPh)* 17. Jg. 1969, H. 5.

25 MEW, Erg.Bd. I, S. 544.

25a Ebda., S. 545.

26 Ebda.

Ich zitiere die Äußerungen des jungen Marx — die stellvertretend für viele stehen — deshalb, um zu beweisen, daß die Aufgabenstellung für die *Dialektik der Natur* von vornherein, sozusagen von seiner Geburtsstunde an, dem Marxismus zugehört. Sie zeugen von einem weltanschaulichen Bewußtsein des jungen Marx, dem der dialektische Entwicklungszusammenhang der Natur, vor allem aber das Werden der Natur *zum* Menschen und, vermittelt der Arbeit, für den Menschen vor Augen stand und das dadurch die religiöse Entfremdung, die durch ein fremdes Wesen über Natur und Mensch vorgestellt wird, für sich aufgehoben hatte. Ohne ein solches, sich über den Weltzusammenhang im großen Ganzen klar seiendes voranleuchtendes Bewußtsein hätte Marx seine theoretische Hauptaufgabe, die Kritik der politischen Ökonomie, ebensowenig übernehmen und durchstehen können wie seine praktische, die Organisierung und Anleitung der internationalen Arbeiterbewegung.

Nun aber zu den Fragmenten von Engels. Eines muß klipp und klar vorweg gesagt werden: der zitierte Passus aus der *Deutschen Ideologie*, demzufolge die aus der Betrachtung der historischen Entwicklung der Menschen gewonnenen Abstraktionen „für sich, getrennt von der wirklichen Geschichte, durchaus keinen Wert“ haben²⁷, hat, wie es ja aus der erkenntnistheoretischen Reflexion dieser Geltungsbeschränkung selbstverständlich hervorgeht, volle Gültigkeit für die dialektisch-materialistische Naturanschauung. Im *Anti-Dühring* und in der *Dialektik der Natur* wird dies immer wieder eingeschärft. „Die allgemeinen Resultate der Untersuchung der Welt kommen am Ende dieser Untersuchung heraus, sind also nicht *Prinzipien*, Ausgangspunkte, sondern *Resultate*, Abschlüsse. Diese aus dem Kopf konstruieren, von ihnen als Grundlage ausgehen und weiter daraus die Welt im Kopf rekonstruieren ist *Ideologie*, eine *Ideologie*, an der bisher auch jeder Materialismus gelitten...“²⁸ So kann Engels sagen, daß „die dialektische Auffassung der Natur alle Naturphilosophie ebenso unnötig wie unmöglich macht. Es kommt überall nicht mehr darauf an, Zusammenhänge im Kopf auszudenken, sondern sie in den Tatsachen zu entdecken“²⁹. Deshalb sind Theoreme wie das vom „Prinzip der Einheit des Seins“ — und setze man auch zehnmal noch das Wort „materiell“ davor — als Ausgangspunkt, aus dem die Wirklichkeit deduziert würde, absolut unzulässig. „Die Einheit der Welt und der Blödsinn des Jenseits“ — d. h. die Einsicht, daß alle Jenseitsvorstellungen bloße Hirngespinnste sind — „ist Resultat der ganzen Weltuntersuchung, soll hier aber *a priori* aus einem *Denkaxiom* bewiesen werden. Daher Unsinn. — Aber ohne diese Umkehrung eine *aparte Philosophie* nicht möglich.“³⁰ — Engels' Schriften sind nicht nur die von den Gegnern des wissenschaftlichen Sozialismus am meisten verleumdeten, sondern

27 Deutsche Ideologie, MEW 3, S. 27.

28 Aus Engels' Vorarbeiten zum „Anti-Dühring“, MEW 20, S. 574.

29 Ludwig Feuerbach . . . , MEW 21, S. 306.

30 Vorarbeiten . . . , MEW 20, S. 574.

auch von seinen Anhängern oft mißverstanden und von Stalin schlechterdings mißbraucht. Obiges Zitat bezog sich auf Eugen Dühring — aber wer, dem diese Worte von Engels aus dem Herzen gesprochen sind, könnte die Augen davor verschließen, daß Herr Eugen Dühring auch unter Theoretikern, die sich zum Marxismus bekennen, seine Nachfolger gefunden hat und immer wieder findet?

Es ist hier nicht der Ort, zur lohnenden Interpretation der *Dialektik der Natur* überzugehen. Skizziert werden sollte der Sinn der dialektisch-materialistischen Weltanschauung und, innerhalb derselben, des Teiles, der den genetischen Zusammenhang von der anorganischen Materie bis zum Menschen aufweist. Zur Verfahrensweise von Engels kann ganz allgemein gesagt werden, daß er alle naturwissenschaftlichen Wissensstücke in genetische Anordnung bringt, überall, wo die Dinge auseinander vorkommen, gegeneinander starr und selbständig scheinen, die Zusammenhänge, Wechselwirkungen, Verbindungsstücke, Übergänge aufsucht. An den rekonstruierten Entstehungszusammenhängen beobachtet er das Treibende, abstrahiert gemeinsame Bewegungsformen. Über seine Abstraktionen und Verallgemeinerungen mag man im einzelnen streiten, vor allem bietet das seit Engels' Tod ungeheuer angewachsene naturwissenschaftliche Erkenntnismaterial einen viel reicheren Ausgangspunkt für die Bearbeitung der Aufgabe, die Engels sich stellte. Aber die Wichtigkeit der Aufgabe bleibt bestehen, die Leistung Engels' und ihre Legitimität unbestreitbar.

Im Gegensatz zu Marx und Engels³¹ sprach Lenin von marxistischer *Philosophie*³². Im Marxismus-Leninismus ist diese Sprechweise

31 „Um ihre kritische Überwindung der ganzen bisherigen Philosophie auch sprachlich zu dokumentieren, nannten sie ihre eigene Weltanschauung nicht mehr ‚Philosophie‘, im Unterschied zu den früheren Arbeiten, in denen sie noch die herkömmliche Terminologie benutzt hatten.“ A. Kosing, Friedrich Engels' Beitrag zur revolutionären Weltanschauung des Marxismus, in: DZfPh XVIII, H. 10, 1970, 1154. — Auch wenn man Lenins Terminologie, hinsichtlich des Marxismus wieder von „Philosophie“ zu sprechen, für berechtigt hält, heißt es eine Äquivocation zur Vertuschung eines Problems ausnutzen, wenn man zur Rechtfertigung heutiger Aufgabehstellung für „marxistische Philosophie“ aus den früheren Arbeiten zitiert, in denen Marx und Engels z. T. noch die herkömmliche Terminologie benutzt haben, weil ihre spezifische revolutionäre Weltanschauung, die später Marxismus genannt wurde, noch nicht voll entwickelt war.

32 Vgl. die auf eine Vorstellung von innerer Gliederung der marxistischen Weltanschauung hindeutende Formulierung Lenins: „Die Philosophie des Marxismus ist der *Materialismus*.“ (Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus, LW 19, S. 4.) Im folgenden spricht Lenin von der Vertiefung, Entwicklung und Ausdehnung des Materialismus von der Erkenntnis der Natur auf die der Gesellschaft (ebda., S. 5). — Unvermittelter eine Formulierung, wie sie sich z. B. im Vorwort zur 2. Auflage von „Materialismus und Empiriokritizismus“ findet: „... um die Philosophie des Marxismus, den dialektischen Materialismus, sowie die philosophischen Folgerungen aus den neuesten Entdeckungen der Naturwissenschaften kennenzulernen...“ Hier scheint „Philosophie“ soviel wie *verallgemeinernde Theorie* zu bedeuten.

seither eingeführt. Die Gründe für diese Terminologie können hier nicht erörtert werden. Aber soviel läßt sich festhalten: Solange mit der neuerlichen affirmativen Verwendung des Philosophie-Begriffs keine Rückkehr zu den von Marx und Engels in ihrer Negation der Philosophie „als Philosophie“³³ kritisierten Denkformen verbunden ist, kann man darin eine Frage bloßer Namensgebung sehen, ob von dialektisch materialistischer Weltanschauung oder Philosophie gesprochen wird. Abzulehnen ist aber auf jeden Fall das Patentverfahren, von Marx und Engels grundsätzlich kritisierte Begriffe — die ja aufgrund der durch sie begriffenen Sache kritisiert worden sind — kurzerhand unter Anfügung des schmückenden Beiworts „sozialistisch“ wieder einzuführen. Wenn das undiskutiert geschehen kann, wird uns bald irgend ein Philosoph mitteilen, Marx und Engels hätten zwar die Metaphysik kritisiert, aber eben nur die *bürgerliche*, und deswegen sei es fällig, nun die *sozialistische* Metaphysik zu begründen. Scherz beiseite — am Beispiel Metaphysik wird sich niemand finden, der diesen Wortzauber verteidigt. Aber wie ist es beim Begriff „Ontologie“? Wie beim „philosophischen System“?³⁴ Solche Begriffe bezeichnen ebensoviele offene Streitfragen im gegenwärtigen Marxismus. Und man sollte sich darüber klar sein, daß über das Verhältnis der Begriffe *Weltanschauung* — *Philosophie* — auch Ideologie^{34a}, die nicht selten diffus identisch gesetzt werden, nicht die wünschenswerte Klarheit besteht.

5. Erkenntnistheoretische Bedeutung der Praxis (I): Zimmermann

In seinem ersten Diskussionsbeitrag hatte Zimmermann vorgeschlagen, die Relation Bewußtsein-Sein nicht vom Sein her als Wi-

33 K. Marx, Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. MEW 1, S. 384. — Für die „Praxis-Philosophie“ ist die Marxsche Negation der „Philosophie als Philosophie“ (MEW 1, S. 384) peinlich. P. Vranicki z. B. übergeht sie vollkommen in seinem Aufsatz „Philosophie und Revolution“, in: ders., Mensch und Geschichte, Frankfurt/M. 1969, S. 42 ff.

34 H. J. Sandkühler, Praxis und Geschichtsbewußtsein, Frankfurt/M. 1973, legt folgenden Begriff von Philosophie zugrunde: „Sie ist das System der Theorien und Methoden, in denen sich die Totalität und die Dialektik der Wirklichkeit inklusive deren geschichtlicher Genesis widerspiegeln“ (S. 17). — Dagegen der späte Engels: „Wenn keine Philosophie als solche mehr nötig, dann auch kein System, selbst kein natürliches System der Philosophie mehr“ (MEW 20, S. 34). Marx protestierte gegen die Unterstellung von A. Wagner, er habe ein „sozialistisches System“ aufgestellt. „Da ich niemals ein ‚sozialistisches System‘ aufgestellt habe, so dies die Phantasie der Wagner, Schäffle e tutti quanti“ (MEW 19, S. 357).

34a „Bei Marx und Engels kommt in der Gegenüberstellung von wissenschaftlicher Weltanschauung und ‚Ideologie‘ der Gegensatz zwischen dem wissenschaftlichen Sozialismus der Arbeiterklasse und der Ideologie der bürgerlichen Klasse zum Ausdruck.“ Lenin bezeichnet jede Erkenntnis nach der Seite ihres Klassenstandpunkts bzw. allgemein ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit, daher auch die marxistische Weltanschauung, als Ideologie. Vgl. V. Ruml, Wissenschaft und Ideologie, in: Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie, hrsgg. v. M. Buhr, Heft 50, Frankfurt/M. 1974, S. 36–40.

derspiegelungsrelation zu begreifen, sondern vom Bewußtsein her als in einer „Grundumgangssprache gegebene“ Einheit von Intersubjektivität und Objektivität aufzufassen. Er folgt darin dem späten Wittgenstein, den er dafür rühmt, „die Letztgegebenheit von elementaren Funktionen, Strukturen, Regeln und Kriterien aufzuzeigen, die im Gebrauch der Grundumgangssprache liegt“. Mit dieser Letztgegebenheit und ihren Formen sei zugleich „ein Erfahrungsbegriff gegeben, der von der gleichen Grundlosigkeit ist wie die Grundumgangssprache selbst“³⁵. Es ist die alte Suche nach einem selber grundlosen, daher „letzten“ oder auch „ersten“ Grund, die hier zum Ziel gefunden zu haben wähnt, zu einem selber unvermittelten, „alles“ vermittelnden. Eine der vielen Fragen, die sich angesichts dieser Position stellen, ist es, ob dieser Weg des späten Wittgenstein in der Tat zu Marx hinführt, wie Zimmermann meint. Ein erstes Kriterium für die Beantwortung dieser Frage ist die Auffassung vom Verhältnis von Sprache und Arbeit. Zimmermanns These war: Sprache ist „gleich fundamental mit Arbeit gesetzt“³⁶, beide sind „wechselweise aufeinander bezogen“³⁷. In einem zögernden Anlauf, auch diese „Wechselbeziehung“ näher zu bestimmen, ging Zimmermann noch einen Schritt weiter, der ihn zur Auffassung der Sprache als der Instanz, die jene andere, zunächst als gleich fundamental eingeführte, umgreift. Von dem in den Formen der Letztgegebenheit der Grundumgangssprache mitgegebenen Erfahrungsbegriff heißt es, daß er „immer schon die materielle, nichtsprachliche Form von Praxis umgreift“. Nicht nur die berühmte Abbildtheorie der Erkenntnis, sondern auch die „Konstitutionstheorie“ sei damit von Grund auf erledigt. Denn eine Theorie der Konstitution der Erfahrung müßte ja eine Theorie der Konstitution der Sprache sein. Die Letztgegebenheit, Grundlosigkeit macht aber Sprache zum absoluten Grund. Dem Verstand setzt diese Auffassung ausgerechnet in seinem Medium die Grenze, an der er vor einer nicht weiter verständlichen „Faktizität“, die ihm seine Regeln vorschreibt, kapitulieren und diese Regeln anerkennen, ihre Letztgegebenheit kritiklos hinnehmen soll.

Die Erwiderung von Meyer-Ingwersen hat mit Recht diese „wundersame Welterkenntnisprache“³⁸, ihre angemafte „Unhintergebarkeit“ und „wundersame Harmonie“ von Subjekt und Objekt und den Subjekten untereinander in Frage gestellt³⁹. Gleichwohl blieb aus marxistischer Sicht m. E. ein Moment von Recht auf Seiten der Argumentation von Zimmermann: der grundlegende Status, den er der Praxis einräumt, und damit die Einbindung der Erkenntnisbeziehung in den Praxiszusammenhang, in dem die bloße Erkennt-

35 R. Zimmermann, Semantik, „Widerspiegelung“ und marxistische Erkenntnistheorie, in: *Argument* 85, 16. Jg. 1974, S. 199.

36 Ebd., S. 198.

37 Ebd., S. 201.

38 J. Meyer-Ingwersen, Mit Marx und Sprache gegen den Materialismus? Entgegnung auf Leist und Zimmermann, in: *Argument* 85, S. 217.

39 Ebd., S. 218.

nisbeziehung in ihrer abstrakten Selbständigkeit aufgehoben ist. Es scheint mir nicht ohne weiteres auf der Hand zu liegen, daß Zimmermann, wie Meyer-Ingwersen es sieht, „wo er von ‚historischem Materialismus‘ spricht, nichts anderes im Sinn hat als das neopositivistische Geschwätz von ‚Scheinfragen‘, ‚sinnlosen Problemstellungen der klassischen Erkenntnistheorie‘ etc.“⁴⁰.

Wenn Zimmermann sich in seiner Erwiderung auf eine genauere Interpretation der Passagen vor allem der Feuerbach-Thesen und der Deutschen Ideologie einläßt, in denen von der Relevanz der *Praxis* für die Gewinnung von Erkenntnis die Rede ist, so ist das für den Fortgang dieser Diskussion in mehrfacher Weise dienlich. Die aus diesem Anlaß wieder einmal zitierten und in erkenntnistheoretischem Zusammenhang interpretierten Stellen sind in der Tat zentral für die Begründung des dialektischen im Gegensatz zum metaphysischen Materialismus und sind in dieser Bedeutung in der breiten Literatur zu wenig gewürdigt worden; ja, ihre Interpretation scheint geradezu das Vorrecht derer zu sein, die eine Verallgemeinerung der materialistischen Dialektik zum Dialektischen Materialismus bekämpfen. Solange die Anhänger des Dialektischen Materialismus ihnen auf jenes Gebiet nicht folgen, haben sie die Schlüsselstellung zu ihrer eignen Position aus der Hand gegeben. Was den inneren Zusammenhalt, die Schlüssigkeit von Zimmermanns eigner Position angeht, so muß sich zeigen, ob ihm die Vereinigung von Marx und Wittgenstein gelingt oder ob sein Weg ihn von einem der beiden wegführt.

Erinnern wir uns an Zimmermanns Problem: er muß versuchen, aus seinem Zitatmaterial eine Auffassung herauszulesen, die seine Idee von der Letztgegebenheit einer Grundumgangssprache, die nicht weiter ableitbar ist, mindestens gleich fundamental wie Arbeit, wenn nicht sogar diese umgreifend, als mit der von Marx und Engels übereinstimmend ausweist. Das Ergebnis vorweg: er findet die Auffassung, daß die materielle Produktion des Lebens „eine Grundbedingung aller Geschichte“ ist⁴¹. Sie ist es in zweifacher Hinsicht (Zimmermann verfolgt diese beiden Seiten allerdings nicht): als eine Form materieller Lebensproduktion muß das genetisch Erste der menschlichen Entwicklung aufgesucht werden; und sie ist etwas, das „noch heute, wie vor Jahrtausenden, täglich und stündlich erfüllt werden muß, um die Menschen am Leben zu erhalten“⁴². — Und wie verhält es sich mit der Sprache? Zimmermann stößt auf die Auffassung von der Gleichursprünglichkeit nicht von Sprache und Arbeit, wohl aber von Sprache und Bewußtsein; und er findet die Auffassung, daß die Menschen, „wie jedes Tier“, damit anfangen, sich aktiv zu verhalten“⁴³.

40 Ebda., S. 210.

41 Deutsche Ideologie, MEW 3, S. 28.

42 Ebda.

43 K. Marx, Randglossen zu A. Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie“, MEW 19, S. 362.

Solchen Auffassungen entnimmt er: „Dem entspricht ein gegenüber der Tradition veränderter Bewußtseinsbegriff und seine systematische Abhängigkeit von Grundbegriff der sinnlich-menschlichen Tätigkeit.“⁴⁴ Was für das menschliche Bewußtsein, gilt laut Auskunft des Zitatmaterials auch für die Sprache. Sie ist also abhängig, gar „systematisch abhängig“. Das Abhängige kann nicht anders als aus seiner Abhängigkeit begriffen, kurz *abgeleitet*, aus einer andern Notwendigkeit begriffen werden. Was die Letztgegebenheit der Sprache angeht — aus den Auffassungen von Marx läßt sich keinerlei Unterstützung für diese Lehre des späten Wittgenstein gewinnen. Vielmehr deutet sich eine materialistische Sprachauffassung an, die Sprache aus dem Basisprozeß ableitet, den der Mensch bzw. Homi- nide in abstracto mit dem Tier zunächst gemeinsam hat und dessen Entwicklung zum entscheidenden Basisprozeß für die Entwicklung zum und des Menschen wird. Das spezifisch menschliche Bewußt- sein und seine sprachliche Existenzform entspringen nicht nur „gleichursprünglich“ diesem Basisprozeß und seinen Entwicklungs- notwendigkeiten, sind also nicht nur sein Resultat, sondern werden dann auch zur notwendigen Voraussetzung für seine spezifisch menschliche, sprich gesellschaftliche Form und Weiterentwicklung. Wenn also Erkenntnis in sprachlicher Artikulation die „Einheit von ‚Intersubjektivität‘ und ‚Objektivität‘ der Welt“ darstellen kann, gar die „praktische Einheit“, dann ist sie es nur als tätig-sinnlich fun- dierte, und es ist eine Erschleichung, als Schlußfolgerung aus alle- dem von der „als fundamental angesetzten praktischen Einheit von ‚Intersubjektivität‘ und ‚Objektivität‘“ zu sprechen. Sie ist nicht nur bereits ein Fundiertes, sondern jederzeit neu zu fundieren. Sie ist *resultierende Voraussetzung*, nicht genetische Voraussetzung. Ander- seits ist richtig, daß Sprache, als der materiellen Lebenstätigkeit Entsprungenes, immer schon die vortheoretische Wechselbeziehung Mensch-Natur voraussetzt, weshalb das Wesen der Sprache gegen die traditionelle erkenntnistheoretische Abstraktion spricht, die ein einsames Innenwelt-Ich vor die Frage stellt, wie es zur Außenwelt kommt. In dieser Hinsicht hat Zimmermann ganz recht und kann sich auch rechtens mit Marx einig wissen. Nur für den Irrationalis- mus der „Grundlosigkeit der Grundumgangssprache“ und ihrer my- stischen prästabilierten Harmonie findet er bei Marx und Engels keinen Beleg. Leider spricht Zimmermann diese Konsequenz seiner Recherchen nicht aus, und so versickert der Hauptstrom seiner Ar- gumentation sang- und klanglos. Der Leser erfährt nicht, ob Zim- mermann nun die Fiktion von der letztgegebenen, unableitbaren Grundumgangssprache preisgibt oder den Anspruch, mit Marx den Weg historisch-materialistischer Ableitung zu gehen.

Desto entschiedener verfolgt Zimmermann die negative Intention, die Elimination der Abbild- bzw. Widerspiegelungstheorie. Zunächst

44 R. Zimmermann, Der Begriff der Praxis bei Marx und die Elimination der Abbildtheorie, im vorliegenden Heft. Die folgenden Zitate ohne weiteren Quellenvermerk entstammen diesem Beitrag.

einmal scheint er mir in einer Hinsicht recht zu haben, wenn er gegen die Kurzformel Bewußtsein = Abbild protestiert⁴⁵. Denn diese Formel klammert sowohl das aus, was man die der Entwicklung der materiellen Lebenstätigkeit entsprungene Soziogenese des Bewußtseins nennen kann, welche untrennbar von der Soziogenese der Sprache vorzustellen ist, als auch damit die spezifische *Form* menschlichen Bewußtseins, die von Marx und Engels darin gesehen wurde, daß wir nicht nur Gegenstände haben und uns zu ihnen verhalten, wie das für jedes Tier zutrifft, sondern daß unser Verhältnis zu den Dingen *als Verhältnis für uns* existiert. Die Formel Bewußtsein = Abbild soll diese Spezifik in der Absicht ihrer Verwender gar nicht bestreiten, sondern gegen idealistische Auffassungen die *Abhängigkeit* des Menschen von der objektiven Realität und ihrer Erkenntnis ausdrücken. Das Bewußtsein ist nicht das Erste, sondern das Abgeleitete, deshalb enthält es nicht die Originalgebilde, sondern Abbilder. An sich ist diese Beziehung nichts für den Menschen Spezifisches; sie gilt, abstrakt gefaßt, auch für die Tiere. Ja, man hat Grund zur Hypothese, daß die Art, wie bei allen Lebewesen diese „Widerspiegelungsfunktion“ physiologisch auf unterschiedlichster Entwicklungshöhe fundiert ist, auf einer Wechselwirkung der anorganischen Materie aufbaut. Deshalb ist es zwar berechtigt, gegen die Identifizierung menschliches Bewußtsein = Abbild zu protestieren, aber unberechtigt und zu Mystizismen führend, deswegen die ganze Dimension zu streichen, die der Abbild- und der Widerspiegelungsbegriff erfassen sollen. Bewußtsein ≠ Abbild ist auf andere Weise noch weiter weg von der Wahrheit.

Um sich bei Marx Zustimmung zur Elimination der Abbildtheorie zu verschaffen, schreitet Zimmermann zu waghalsigen Interpretationen. Aus Marxens Protest gegen die nur-kontemplative Auffassung der Wirklichkeit durch den bisherigen Materialismus macht er die nur-praktische Auffassung. Wenn Marx einschärft, der „Streit um die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des Denkens — das von der Praxis isoliert ist — ist eine rein *scholastische Frage*“⁴⁶, versteht er: ‚Der Streit um die Wirklichkeit des Denkens ist eine scholastische Frage‘, als ob Marx *Praxis* gegen *Denken* ausspielte! Marx spielt den Zusammenhang von Theorie und Praxis gegen die außer diesem Zusammenhang verselbständigte Theorie aus.

Zimmermann geht weiter, er eliminiert das Moment von Rezeptivität der sinnlichen Erkenntnis. Sein „Marx“ kritisiert Feuerbach, weil dieser „die sinnliche Anschauung ... als rezeptiv, als bloße

45 Auch Redlow spricht sich z. B. dagegen aus, daß man „das Bewußtsein seiner Herkunft nach nur als Wirkung des gesellschaftlichen Seins, als bloße Widerspiegelung ansieht“, weil es dann immer hinter der gesellschaftlichen Entwicklung nachhinke. Noch etwas unklar werden dann auf Veränderung des gesellschaftlichen Seins hinzielende Aktivitäten des Bewußtseins aufgezählt. G. Redlow, aaO.

46 Thesen über Feuerbach, MEW 3, S. 5.

Hinnahme des Gegebenen“ verstehe. Hier verleitet der Kampf gegen die Abbildtheorie zu einer Absurdität! Es liegt doch auf der Hand, daß das Moment sinnlicher Rezeptivität schon für die lebenserhaltenden Aktivitäten der tierischen und pflanzlichen Organismen notwendiges *Moment* ist, nicht weniger für den Menschen, der bereits eine hochentwickelte und differenzierte Organausstattung für diese Rezeptivität aus seiner tierischen Vorgeschichte geerbt hat. Allerdings wäre eine von der Aktivität isolierte Rezeptivität schon beim tierischen Organismus ein Unding. Die Sinnesorgane sind schließlich selber gegenständliche Werkzeuge, die der „Außenwelt“ angehören, sich in ihr ausrichten, bewegen. Wenn die Katze um den heißen Brei herumgeht, dann ist die sinnliche Rezeptivität nicht von der Aktivität zu trennen. Aber umgekehrt ist der momentane Sinn dieser Aktivität des Herumgehens, die Rezeptionsorgane auf eine Weise auf das zu „erkennende“ Objekt einzustellen, die dieses möglichst konkret und gleichwohl aus sicherer Distanz gibt. — So kommt bei Zimmermann zur Praxis-Verabsolutierung eine Isolierung des Menschen gegen das Tier hinzu. Wieder einmal triumphiert die Denkweise, die aus dem Flusse der Bewegung einzelne Momente herauslöst und gegeneinander fixiert, kurz das, was die Klassiker „metaphysische Denkweise“ nannten.

Diese metaphysische Denkweise richtet Zimmermann auf Formulierungen von Marx. So macht er aus der Redeweise von der Grundtatsache bzw. Grundbedingung — gemeint ist die Produktion des materiellen Lebens — die Rede von ‚Tatsachen oder Bedingungen, die als Grundtatsachen ihr eigener Grund, mithin grundlos sind‘, einfach anzuerkennende Faktizitäten, die nicht „in materialistischer Absicht theoretisch bewiesen werden“ dürfen. Diese Grenzziehung für die Einsichtsfähigkeit, daß ihr zugemutet wird, einzusehen, daß es über bestimmte Letztgegebenheiten hinaus nichts einzusehen gebe, ist Zimmermann so wichtig, daß er wieder und wieder darauf zurückkommt. Dabei zeigt diese Grenze eine Tendenz, sich immer enger zuzuziehen, so in der Formulierung vom „Grundbegriff der Praxis im Sinne der sinnlich-menschlichen Tätigkeit, die immer schon eingebettet ist in die Faktizität der äußeren Natur und die Faktizität konkreter gesellschaftlicher Menschen“. Jede dieser vermeintlich bloßen Faktizitäten hat ihre Geschichte und Naturgeschichte, ist vielfach vermittelt. Warum sollte die Theorie auf die Erforschung ihres genetischen Zusammenhangs verzichten? Selbst die unmittelbarste Grundtatsache, die jedes Kind begreift, daß man atmen, trinken, essen usw. muß, ist als notwendig einsehbar, wieviel mehr die schon damit vermittelte Grundbedingung der materiellen Produktion. Darüber hinaus ist alles, was über den dürren „Grundsachverhalt“ hinausgeht, ist jegliche Konkretion — zum Beispiel als Entwicklungsniveau, Gesellschaftlichkeit, Qualität der Nahrung, Art ihrer Beschaffung oder Produktion — vielfach vermittelt, genetisch wie strukturell. Warum also den theoretischen Nachvollzug dieser realen Vermitteltheit abblocken und zur bloßen Hinnahme von Faktizitäten anhalten, während andererseits das Theorem von sinnlicher Anschauung „als rezept-

tiv, als bloße Hinnahme des Gegebenen“ so unbedingt verworfen wird? Es scheint, daß dem eine Vorstellung vom Wesen von Theorie zugrundeliegt; die gegen die eigenen Grundannahmen unmaterialistisch ist. Was soll es sonst heißen, daß jene Grundtatsachen nicht „in materialistischer Absicht theoretisch bewiesen werden“ dürfen? Das kann doch nicht heißen, daß es für den Materialisten keine Einsicht in die Notwendigkeit von Produktion geben kann. Die eingesehene Notwendigkeit ist aber nicht mehr die grundlose. Vielleicht wird deutlicher, was Zimmermann vorschwebt, wenn man das Zitatmaterial betrachtet, auf das er sich stützen zu können glaubt. Dort negieren Marx und Engels die herkömmliche philosophische Methode der Konstruktion aus dem Kopf, aus ersten Grundsätzen, in denen der Theoretiker von den wirklichen Voraussetzungen absieht, ja in absoluter Voraussetzungslosigkeit seinen Anfang sucht, etwa in der bloßen Faktizität seines „Ich denke“, unter Abstraktion von jedem konkreten Inhalt. Legt man die hier implizierte Bedeutung von „Theorie“, also einen streng idealistisch-philosophischen Theoriebegriff zugrunde, dann heißt jener Satz: die Grundbedingung der Produktion muß nicht und kann nicht vom reinen Denken her bewiesen werden. Das Denken, das sich als das Erste und als den Grund setzt, kommt nicht zur Grundbedingung der materiellen Produktion. Wohl aber das materialistische Denken, das sich als das auf anderem Aufbauende, auf anderes Angewiesene weiß. Zu sagen, daß die Grundbedingung der Produktion nicht aus der Idee abgeleitet werden kann, heißt doch nicht, die ideelle Reproduktion dieser Grundbedingung, das Nachzeichnen der Genesis jeder entwickelteren Form aus einer weniger entwickelten usw., für unmöglich oder unnötig zu erklären. So scheiden sich die Wege von Marx und Wittgenstein. Der eine führt zum umfassenden, nirgends haltmachenden Versuch, den materiellen Zusammenhang aller Dinge der Welt und des Denkens wissenschaftlich zu erkennen und dadurch alle Mystizismen, alle Denkformen, die der Unreife und der Knechtung des gesellschaftlichen Menschen entspringen, aufzulösen und den Menschen ein umfassendes, sie auf ihre gesellschaftliche Praxis verweisendes Selbstbewußtsein ihres Natur- und Sozialwesens und ihrer Natur- und Sozialverhältnisse zu geben. Der andere Weg führt zum Mystizismus, zur Anbetung einer absurden Letztgegebenheit der Sprache und damit des menschlichen Wesens.

6. Erkenntnistheoretische Bedeutung der Praxis (II): Rotermund und Sandkühler

Für Sandkühler distanzieren mich von der Naturdialektik, für Rotermund „handelt es sich keineswegs um einen Zufall, wenn Haugs Thesen schließlich darin gipfeln, der Dialektik der Natur nachzuspüren“^{46a}. Für Rotermund bin ich Sandkühler und für Sand-

^{46a} R. Rotermund, Materialistische Erkenntnistheorie — was soll das? im vorliegenden Heft.

kühler Rotermund. Um das Quiproquo zu vervollständigen, will ich beweisen, daß an bestimmten Punkten Sandkühler = Rotermund ist. „Im Alltagsleben“, hatte ich geschrieben, „wird massenhaft die zweifelsfrei gewisse Erfahrung gemacht, daß bestimmte Erkenntnisse lebensnotwendig sind, und daß es einen lebenswichtigen Unterschied zwischen richtigen und falschen Erkenntnissen gibt...“⁴⁷ Vom Standpunkt dessen, für den Kapitalismus alles mit Mystifikation schlägt, ruft es: „*Erscheinung* ist die Sprache der Dinge im Kapitalismus... So wird im Kapitalismus... *nirgends* im spontanen Alltagsbewußtsein, im Alltagsleben... die zweifelsfrei gewisse Erfahrung gemacht..., daß es einen lebenswichtigen Unterschied zwischen richtigen und falschen Erkenntnissen gibt.“ Wer spricht? Rotermund? Nein, Sandkühler, der allerdings an einem von mir ausgelassenen Passus zu erkennen gewesen wäre: „nicht aber spricht, was wesentlich wäre, wenn nicht in der Sprache der Wissenschaft“ — gegen das Alltagsbewußtsein gesprochen. Rotermund ist konsequenter: im Kapitalismus *kann* es im Grunde gar keine Wissenschaft geben, insbesondere die Naturwissenschaft ist totale Ideologie und Materialismus nur ihre Kritik. — Wie kommt es zu der totalen Mystifikation? Sie soll dem nicht sehr klar dargestellten Zusammenhang entspringen, daß die privaten Warenproduzenten durch die Beziehungen, die sie vermittelt ihrer Produkte auf dem Markt eingehen, Resultate gesellschaftlichen Charakters hervorbringen, die ihnen sozusagen nachträglich das Gesetz ihres ökonomischen Handelns vorschreiben⁴⁸. In Gestalt des Warenwerts kommt es so zu gesellschaftlichen Beziehungen der Dinge und dinglichen Beziehungen der Menschen. Diese Verdinglichung der gesellschaftlichen Beziehungen, die zugleich eine Entfremdung der *eigenen* gesellschaftlichen Aktion der Warenproduzenten ist, drückt sich darin aus, daß ihnen die Ergebnisse ihres Handelns als fremd und äußerlich wirkende Mächte entgentreten, analog zu unverstandenen, von den Menschen nicht hervorgerufenen Naturerscheinungen. Unbeeinflussbar wie Dürre und Überschwemmung erscheinen Konjunktur und Krise. Im Wertausdruck der Waren nimmt der gesellschaftliche Charakter des Werts darüber hinaus Naturform an, erscheint Wert als Gebrauchswert usw. Aus alledem folgt *erstens* die reale „Naturhaftigkeit“ der gesellschaftlichen Resultate privater Aktivitäten und *zweitens* notwendig falsches Bewußtsein, das zwar die genannten Eigenarten der Warenproduktion und der Waren widerspiegelt, wie sie faktisch wirken, aber den Wirkungszusammenhang, der diese faktischen Resultate hervorbringt, nicht erkennt. Dieser Zusammen-

47 Was soll materialistische Erkenntnistheorie?, in: *Argument* 81, S. 568.

48 Vgl. zur Kategorie des „resultierenden Gesetzes“ oder „regulierenden Resultats“ meine Untersuchung über „Standpunkt und sozialistische Perspektive...“, in: *Argument* 74, S. 569. Ebda. über die Kategorie des „planlosen Plans“. Zur Wertform als Form einer „hinterrücks und nachträglich erfolgenden Vergesellschaftung der Produktion“ vgl. meine „Vorlesungen zur Einführung ins *Kapital*“, vor allem Vorlesung XI.

hang ist viel behandelt worden unter dem Begriff des Fetischcharakters der Ware. Ihn zu behandeln ist zum Steckenpferd für enttäuschte Idealisten geworden, die in der Form eines „totalen Verblendungszusammenhangs“ hier unbewußt eine Möglichkeit finden, sich weiterhin allein mit dem Bewußtsein, wenn auch mit dem falschen, zu beschäftigen. Sie verteidigen deshalb entschlossen seine Falschheit. Scheinbar ist diese total ideologiekritische Position ebenso total materialistisch und erlaubt es doch zugleich, die Rede von materieller Objektivität zu tabuisieren. Diese Position kann sich nur darlegen in einer Sprache, die alle entscheidenden Nahtstellen und Kriterien verschwimmen läßt. Ihr Grundfehler ist die Verabsolutierung einer Seite eines Widerspruchs. Es liegt doch wohl für jeden, der nicht vollkommen den Kontakt zur Realität verloren hat, auf der Hand, daß die Warenproduktion nicht nur Schein produziert, sondern den härtesten Kriterien von Rationalität — die sich letztlich in Beherrschung der äußeren und der eigenen Natur auflöst — unterworfen ist, die bis dahin in einer Gesellschaftsformation wirksam waren. Daher das stürmische Herausproduzieren von Wissenschaft und Technik in der kapitalistischen Gesellschaft. Auf der andern Seite ist es richtig, daß dieses historische Werk nur möglich war durch die inhumane Triebfeder, die seine Vollbringung nicht der menschlichen Freiheit anheimstelle, nicht der Einsicht in seine Notwendigkeit, sondern sie vermittelt durch Geldgier und Geldnot, durch eine wahre Hölle an ökonomischen Sanktionen, aus ihnen herauspreßte. Diese Form objektiver Verdinglichung wird auf eine Weise bewußt, die die ökonomischen, d. h. gesellschaftlichen Zusammenhänge der privaten Aktivitäten entsprechend dinglich, also „falsch“ erscheinen läßt. — Die Verabsolutierung dieses von Marx als Moment herausgearbeiteten falschen Bewußtseins führt zu einem wahren Mystizismus mit historisch entmutigender und entwaffnender Auswirkung. Das Alltagsbewußtsein ist im Vergleich dazu wissenschaftlicher. — Soll es überhaupt eine historische Perspektive über den Kapitalismus hinaus geben, so nur wenn gelernt worden ist, nicht mit dem Kapitalverhältnis zugleich seine Früchte zu verwerfen.

Im *Argument* 81 schrieb ich, „die Gebrauchsweisen der Dinge sind wirkende Eigenschaften, wie sie für einen menschlichen Zweck praktikabel sind“⁴⁹, deren Nützlichkeit zwar erst entdeckt werden mußte, die aber durch die Entdeckung nicht begründet (konstituiert) wurden. Konstituiert wird dabei nur die Artikulation eines Wissens, nicht aber das Gewußte. Die Artikulation unterliegt dem Anspruch, die interessierenden wirkenden Eigenschaften des jeweiligen Gegenstands „richtig abzubilden“ — wobei „abbilden“ nicht im Sinne von „illustrieren“ oder „kopieren“ zu verstehen ist, sondern in dem Sinne, wie man in der Mathematik von Abbildung spricht. Die Artikulation muß also selber letztlich immer wieder objektiv begründet werden. Ich brachte ein Beispiel, das Marx in ähnlichem Zusam-

49 Was soll . . . , S. 567.

menhang benutzt⁵⁰: der Magnet hatte schon immer die Eigenschaft, Eisen anzuziehen, es zeugt von animistischem Bewußtseinsstand, die Entdeckung dieser Eigenschaft mit ihrer Erschaffung zu verwechseln; andererseits wurde erst die *entdeckte* Eigenschaft nützlich, d. h. nachdem die Eigenschaft entdeckt war, wurde weiter entdeckt, daß sie sich für menschliche Bedürfnisse nutzen ließ. Aber wieder: die Nützlichkeit wurde ebensowenig wie die Eigenschaft selber durch ihre Entdeckung begründet. Begründet wurden ein Gebrauchsverhalten und eine Ausdrucksweise. So verrückt eine Theorie ist, die — wie Leist in Anlehnung an A. Schmidt — das menschliche Erkennen einmauert in seine vorgängigen Absichten und seine Mittel, die also alle Vermittlungen, alle Übergänge erstarren läßt und das erkennende Subjekt auf ihre Betrachtung verweist, so schädlich wäre es, das Moment an Richtigkeit in der Verrücktheit zu übersehen. Zum wissenschaftlichen Selbstbewußtsein der Erkenntnis gehört die Kontrolle ihrer intentionalen, sprachlichen usw. Seiten. Einen Gegenstand erkennen heißt nicht einfach ihn widerspiegeln⁵¹, sondern muß heißen ihn *richtig* widerspiegeln. In diesem Unterschied steckt eine ganze Wissenschaft.

Wenn ich also gegen die Konstitutionstheorie — vielleicht allzu metaphorisch! — schrieb, die entdeckten Eigenschaften bzw. unser Wissen von ihnen widerspiegeln nur die Antwort der Dinge auf unsere *interessierten Fragen*, aber eben doch die *Antwort der Dinge*, so meldet sich die Ideologiekritik zu Wort: „Die ‚Dinge antworten‘, wie sie für das falsche Bewußtsein sind . . .!“ Wer spricht so? Rotermond, für den Naturwissenschaft schlechterdings Ideologie ist, weil „Natur“ in Gestalt des Wertgesetzes der Warenproduktion entspringe usw.? Nein, es ist Sandkühler, man merkt es an seinem positiven Bezug zur Wissenschaft, den er, sehr im Gegensatz zu Rotermond, hat: „Die ‚Dinge‘ zum Sprechen zu bringen“ — und man erinnere sich: es geht um die historische Tat der Entdeckung der Gebrauchsweisen der Dinge, Beispiel war der Magnet — „ihr Geheimnis aus der Vergegenständlichung, aus der Fetischwelt der Waren im Kapitalismus ausplaudern zu zwingen, — dies nannte Marx die Aufgabe der Wissenschaft“.

Der Entdeckung des Magnetismus war gewiß kein Fetischcharakter der Ware im Wege. Und Marx nannte es die Aufgabe der Wissenschaft, überall dort, wo Wesen und Erscheinung auseinanderfallen,

50 Nämlich in *Kapital I*, MEW 23, S. 50, Anm. 3.

51 Dekretorisch heißt es z. B. bei Sandkühler: „Widerspiegelung . . . bildet . . . lebensrelevante Objektivität ab“, als ob nicht das Problem die lebensrelevante Abbildung der Objektivität wäre und als ob die lebensirrelevante Abbildung der Objektivität, die ja jeder aus dem Alltag kennt, nicht ebenso „Widerspiegelung“ darstellte. Abgesehen davon: es ist idealistische Manier, die Funktion zu substanzialisieren, also die Widerspiegelung zum Subjekt zu machen, zumal es so zu Tautologien kommt, die durch die Abwechslung in der Wortwahl nur schlecht verhüllt sind. Ob ich sage, „Widerspiegelung bildet ab“, „Abbild widerspiegelt“ oder gleich „Widerspiegelung spiegelt wider“, läuft auf dasselbe hinaus.

das Wesen aufzudecken. Sandkühler sollte es Rotermund und allen Mystikern der verabsolutierten Ideologiekritik überlassen, sich darüber zu ärgern, daß Marx diese Aufgabenstellung allgemein, Natur- und Gesellschaftswissenschaft umgreifend, formulierte.

Nur die historische, gesellschaftliche und praktische Auffassung des Erkenntnisprozesses vermeidet die Scholastifizierung der Erkenntnistheorie, schrieb ich in *Argument* 81. Die Praxisbezogenheit formulierte ich recht allgemein: zu Scholastifizierung mit ihren unlösbaren Scheinfragen kommt es dann, wenn der Erkenntnisprozeß „kontemplativ aufgefaßt wird, abgetrennt von der wirklichen Lebenspraxis (und von deren Grundprozeß, dem durch Arbeit vermittelten Stoffwechsel des Menschen mit der Natur), also unpraktisch gedacht wird“⁵². Wer hakt hier ein mit dem Verweis auf „abstrakte Arbeit im Kapitalismus“, um das Kriterium der Beziehung von Erkenntnis und „durch Arbeit vermittelten Stoffwechsel des Menschen mit der Natur“ zu entkräften? Rotermund? Nein, Sandkühler⁵³: „Abstrakte Arbeit im Kapitalismus enthält aber nur abstrakt die sozial-historisch und historisch-logisch gespeicherten Abstraktionen, deren sich jedes schon sinnliche Erkennen im Gebrauch sprachlicher Symbolbedeutungen bewußtlos bedient. Die Reduktion auf ‚Arbeit‘ würde diese ‚naturwüchsigen‘ Abstraktionen aus der Erkenntnisanalyse ausblenden.“ An diesem Einwand scheint mir vieles unklar (z. B. die Bedeutung der Wortzusammensetzung „sozial-historisch und historisch logisch gespeicherte Abstraktionen“; soll es heißen, die genannten Abstraktionen sind sozialhistorisch gespeichert? Aber das ergäbe keinen Sinn. Vermutlich soll irgendwie von Abstraktionsergebnissen und -instrumenten gesprochen werden, die im Laufe der Sozialgeschichte erworben und in Gestalt des jedem einzelnen von der Gesellschaft weitervermittelten sprachlichen und logischen Apparats gespeichert sind, ohne daß dieser Sachverhalt dem einzelnen bewußt ist . . .). Vor allem ist es ganz falsch und gehört ins Syndrom der verabsolutierten Ideologiekritik, „Arbeit“ als Vermittlerin des Stoffwechsels Mensch-Natur auf „abstrakte Arbeit“ zu reduzieren. Dieser Begriff ist hier vollkommen unsinnig. Denn auf der Abstraktionsebene „Stoffwechsel Mensch-Natur“, die eine Grundbedingung aller Gesellschaft und Geschichte bezeichnet, taucht Arbeit als ewige Naturnotwendigkeit auf, und der Unterschied von abstrakter und konkreter Arbeit wird hier nicht relevant, wenn man nicht sagen will, die Bestimmung der Naturnotwendigkeit hebe die Arbeit als

52 Was soll . . . , S. 567.

53 Sandkühler geht so weit, sich gegen „Haug's einseitige Begründung der Erkenntnis aus Praxis“ mit dem Argument zu stellen, Praxis sei „eben jene Realität, die Erkenntnisobjektivität bis in den Kapitalismus vielfältig verhindert“. In der Art des Soziologismus wird hier das Moment falschen Bewußtseins verabsolutiert. Nun muß die Wahrheit Kopf stehen, sie kann nurmehr aus der Idee der Materie herausgezogen werden. Praxis = Materieprozeß — kann nie falsch sein. Man sieht, Soziologismus und Ontologie spielen einander zu.

solche hervor, was nicht viel Sinn hat, denn naturnotwendig ist sie eben als Gebrauchswerte produzierende. Von mir war natürlich nicht gemeint, daß jegliches Theorem *unmittelbar* auf Praxis oder gar auf Arbeit zu beziehen sei. In Wirklichkeit handelt es sich um Vermittlungszusammenhänge, die desto weiter ausgefaltet und differenzierter sind, je mehr es die Gesellschaft ist und je größer das Gewicht bewußtlos mitgetragenen historischen Erbes ist. Deshalb habe ich nicht, wie unterstellt wird, eine *Reduktion* auf Praxis, schon gar nicht „auf die Problemkapazität des unmittelbar praktischen Bewußtseins“ vorgeschlagen, sondern eine mehrdimensionale Betrachtungsweise, welche die Dimensionen der Praxisbezogenheit des sozialen Prozeßcharakters und des historischen Gewordenseins der Erkenntnis und ihrer sprachlichen etc. Existenzformen sowie der Vermitteltheit dieser Dimensionen untereinander aufdecken soll. Es ist dies nichts anderes als die dialektisch materialistische Betrachtungsweise.

„Natur“ ist also nach Rotermund ein Ideologem der Warenproduktion, Naturwissenschaft eine Ideologie, Materialismus deren Kritik, eben Ideologiekritik. So wird dem wissenschaftlichen Sozialismus der ideologiekritische untergeschoben. Dieser Wechselbalg gehört zur gleichen Position, die Neusüß und Unger bei Greiff/Herkommer und deren Autorität Sohn-Rethel aufdecken. „Vom historischen Materialismus bleibt nur die Historie, soziologisch betrachtet.“ In solches „Nichts-als-Geschichte rettet die linke Variante des spätbürgerlichen Subjektbewußtseins die Fiktion seiner Autonomie: sie ist Ideologie im strikten Sinne falschen Bewußtseins.“⁵⁴ In der Tat, sie ist die illusionäre Kritik falschen Bewußtseins und die kritische Illusion der Erhabenheit über dasselbe um den reaktionären Preis, jegliche Konkretion als falsch zu verwerfen. Neusüß und Unger weisen darauf hin, es gibt sehr unterschiedliche, z. T. heftig untereinander zerstrittene Versionen solchen „strukturell-gleichen links-spätbürgerlichen Bewußtseins“, das am Ausgang der bürgerlichen Gesellschaft zwischen Tür und Angel stehen bleibt und so den Ausgang versperrt. „Eines aber ist die Bedingung für Fixierung: das, womit man sich identifiziert, muß als das *Ganz Andere*; als das von den Verblendungen der Geschichte Gereinigte erscheinen können.“ Dieses *Ganz Andere*⁵⁵ kommt auch bei Rotermund in Sicht, wird vielmehr als Unsichtbares, Unkonkretisierbares bestimmt, wenn er von künftiger Naturwissenschaft einer sozialistischen Gesellschaft stammelt, sie werde „einen qualitativ anderen Charakter besitzen, über den derzeit allenfalls Spekulationen angestellt werden können“, was eine Redeweise ist für: über die neue Qualität kann man derzeit nichts sagen, nur daß alles jetzige Ideologie ist.

54 Das neueste Problem des Klassenkampfes . . . , aaO.

55 Vgl. dazu W. F. Haug, Das Ganze und das ganz Andere, in: Antworten auf Marcuse, wiederveröff. in: W. F. Haug, Bestimmte Negation, Frankfurt/M. 1973.

Nachdem aus Sandkühler Rotermund gesprochen hat, spricht zur Abwechslung Leist aus ihm. An einer ganzen Reihe von Punkten stehen bei Sandkühler Bestimmungen des Naturbegriffs, bei denen unklar ist, wie sie von den „konstitutionsphilosophischen“ Vorstellungen Leists sich unterscheiden sollen. Laut Engels sei „für den Menschen . . . die Natur immer schon gesellschaftlich vermittelt im Prozeß der Arbeit“^{55a}. Gewiß nicht „immer schon“. In gefährlich unentschiedener Zweideutigkeit spricht Sandkühler von der „Welt, die der Mensch in seiner Praxis geschaffen hat“^{55b}. Wieder einmal ist bei ihm nicht von der wirklichen Welt — denn die hat der Mensch nicht geschaffen, sondern verändert — die Rede, sondern von der in einem phänomenologischen Sinn „Welt-des-Menschen“. Vermutlich wird von hier her jene Redeweise Sandkühlers verständlich, die einem sonst als ein unbegreiflicher Rückfall in theologisches Denken vorkommen müßte. Gemeint ist die Rede von der Natur als „auf Erkennbarkeit hin existierende Form der Materie“^{55c}. Wenn unter „Natur“ hier wie zuvor unter „Welt“ nur das von uns Konstituierte verstanden wird, also an der wirklichen Welt und der wirklichen Natur nur die Ergebnisse ihrer materiellen Bearbeitung und ideellen Verarbeitung — unter Abstraktion von allem, was an der Natur ohne menschliche Einwirkung genau so wäre, sowie von allem, was die Natur außerhalb unseres Bewußtseins ist, — wenn also nur die „Welt-durch-und-für-uns“ darunter verstanden wird, dann könnte man davon sprechen, daß diese „Welt-durch-und-für-uns“ auf Erkennbarkeit hin angelegt ist, was im Gegenständlichen soviel heißen würde, wie daß z. B. Verkehrsschilder auf Erkennbarkeit hin gemacht sind. — In „Was soll materialistische Erkenntnistheorie“ kritisierte ich es, zurückhaltend wie mir scheint, als „nutzlos“, wenn Sandkühler die Materie in der Natur als auf Erkennbarkeit hin existierend bezeichnet. Mir war es darum gegangen, zu zeigen, daß Erkenntnis nur von ihrer Notwendigkeit her begriffen werden kann. Jede andere Auffassung läßt die Ansprüche an eine dialektisch-materialistische Erkenntnistheorie unerfüllt, erscheint in ihrem Licht als unwissenschaftlich. Es war also gegen eine doppelte theoretische Unsitte anzustreiten: 1) gegen die spannungslose Vereigenschaftenlichung des Erkennens, die verkrampft optimistische Mystifizierung einer Aufgabe in eine Gegebenheit, kurz, gegen die Redeweise, die den Unterschied von Widerspiegelung überhaupt und richtiger Widerspiegelung außer acht läßt und Erkenntnis zur Eigenschaft des Bewußtseins macht; 2) gegen die passive Entsprechung dieser vermeintlichen Erkenntniseigenschaft des Bewußtseins auf seiten der Dinge, kurz, gegen die Verwandlung der „Erkennbarkeit“ in eine Art Eigenschaft der Dinge. Nun wird hoffentlich Sandkühler diese meine Bemerkung nicht so lesen, als wäre ich nicht von der Erkennbarkeit der Dinge

55a H. J. Sandkühler, Zur Begründung einer materialistischen Hermeneutik, in: *Argument* 77, S. 985.

55b Ebda., S. 991.

55c Ebda., S. 986.

überzeugt, als predigte ich einen neuen Agnostizismus. Nein, ich polemisiere gegen die erkenntnistheoretisch bewußtlose Verwendung des Begriffs Erkennbarkeit. Wenn wir sagen, die Praxis des ganzen Menschengeschlechts beweist die Unhaltbarkeit des Agnostizismus, beweist die Erkennbarkeit der Welt, dann sprechen wir nicht über eine Eigenschaft der Welt, sondern über eine Beziehung unserer Erkenntnisse auf die Welt, eine Beziehung, die sich, wie immer vermittelt, letztendlich nur in der Praxis erweisen kann. Die Welt ist erkennbar heißt also, genau genommen: unsere auf Erkenntnisse gestützten Pläne sind verwirklichtbar bzw. im Wechselverhältnis von Praxis und Theorie auf Verwirklichung hin entwickelbar.

7. Verdeutlichung dreier „unterlassener Stellungnahmen“ zum Widerspiegelungsbegriff

Die Argument-Diskussion findet in einem Land und zu einer Zeit statt, da äußere Bedingungen das Diskussionsklima nicht eben freundlich gestalten. Mißverständnisse liegen geradezu in der Luft. Ein gereiztes Bedürfnis nach Entlarvung von und nach allen Seiten erfindet sich seine Anlässe, wo es sie nicht objektiv vorfindet.

Am meisten hat mich die Reaktion der *Prokla*-Autoren v. Greiff und Herkommer verblüfft. „An Haugs Beitrag“, schreiben sie, „ist zunächst verblüffend, daß überall in ihm gute Vorschläge und Anregungen auftauchen, Forderungen zur Erkenntnistheorie, denen man sich als Wissenschaftler und Marxist nur anschließen kann“⁵⁶. Bei den beiden *Prokla*-Autoren bedeutet dies letztere: sie mochten meine Äußerungen drehen und wenden, sie fanden nichts, dem sie entgegenreten mochten. Also blieben ihnen drei Wege: 1) verfälschendes Referat, 2) Verneinung der Glaubwürdigkeit und 3) Kritik von Nicht-gesagtem.

„Nicht ob Erkenntnis möglich ist“, schrieb ich in *Argument* 81, „sondern wozu sie nötig ist und was passiert, wenn sie fehlt oder die Sache ‚unrichtig‘ abbildet, ist der Ausgangspunkt, der die Sackgassen vermeidet.“ Es geht also um den Ausgangspunkt einer materialistischen Theorie der Erkenntnis, und ich schlage vor, von der lebenspraktischen Notwendigkeit (um die Not zu wenden) der Erkenntnis auszugehen. Im gleichen Sinn schrieb Klaus Holzkamp: „Auch die Erkenntnis ist also zu analysieren unter dem Aspekt der ‚Not-Wendigkeiten‘ (und dem Komplement realhistorischer Zufälligkeiten) materieller gesellschaftlicher Weiterentwicklung...“⁵⁷ Nur von diesem Ausgangspunkt her läßt sich die Erkenntnismöglichkeit und vor allem die Entwicklung von relativ einfacher zu komplexer Erkenntnismöglichkeit ableiten. Greiff/Herkommer referieren diesen erkenntnistheoretischen Vorschlag und die im Kontext gemachten Vorschläge so: „solcher rein erkenntnistheoretische Streit führe in ‚Sack-

56 Die Abbildtheorie und „Das Argument“, aaO, S. 164.

57 K. Holzkamp, Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus und ihre Verkennung durch J. Bischoff, in: *Argument* 84, S. 62.

gassen“. D. h. sie legen — genau wie Rotermond und Zimmermann im Grunde auch — die Bedeutung von „Erkenntnistheorie“ idealistisch fest, worauf dann jeder Vorschlag für eine materialistische Erkenntnistheorie als aus der Erkenntnistheorie heraus- bzw. in Idealismus zurückfallend abgefertigt werden kann. Diese Erschleichung mag harmlos anmuten. Aber nach dieser Vorbereitung unterschieben sie mir auch noch ihren eignen Soziologismus: „statt dessen gelte es“, setzen sie ihr angeblihes Referat meiner Thesen fort, „die Möglichkeit der Erkenntnis aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit begreifbar zu machen“. Dagegen ist einzuwenden, daß man so nur die — gewiß sehr wichtigen — durch die jeweilige Sozialformation und ihr Entwicklungsniveau bedingten spezifischen Formen und Funktionen von Erkenntnis bestimmen, also nur wissenssoziologisch und ideologiekritisch argumentieren könnte. Aber ohne Berücksichtigung der sozusagen substantiellen, in der Beziehung zur Natur sich betätigenden Objektbestimmtheit der Erkenntnis läßt sich erkenntnistheoretisch nichts erkennen — hierin bin ich selbstverständlich und trotz aller Kontroversen einig mit Sandkühler. Erst recht läßt sich erkenntnistheoretisch nichts erkennen, wenn man die phylogenetische „Vorgeschichte“ der menschlichen Erkenntnis außer acht läßt. Der Streit über die Erkennbarkeit oder Nichterkennbarkeit der Dinge führt immer noch entschieden weiter als die Reduktion marxistischer Erkenntnistheorie auf Soziologismus⁵⁸.

58 Meine beiden Thesen in Argument 81, S. 565 — es sei nutzlos, über die Erkennbarkeit oder Nichterkennbarkeit der Dinge zu streiten, und der Streit darüber, ob Erkenntnis ihren Gegenstand ideell abbilde oder nicht, lenke ab vom Hauptproblem der Beschaffenheit dieses Gegenstands — waren provozierend gemeint, aber mißverständlich ausgedrückt. Mißverständlich, denn solange agnostizistische Ideen sowohl spontan entspringen als auch massiv propagiert werden, muß dagegen gekämpft werden. Ebenso gegen das Zerstückeln der wissenschaftlichen Weltanschauung durch Abtrennung des Bewußtseins von der Materie. Provozierend: weil nur durch Unterlaufen des Agnostizismus, nämlich durch seine soziogenetische Ableitung in eins mit seiner Widerlegung. Wer über meine Formulierungen gestolpert ist, sollte vielleicht noch nachträglich ihre Ironie bemerken, die darin liegt, daß jeweils der Folgesatz sie aufhebt. Wer als das Hauptproblem die Beschaffenheit der Realität selbst angibt, der setzt die Widerspiegelungsbeziehung elementar voraus, weiß aber, daß, wenn er das tut, das konkrete Erkenntnisproblem erst beginnt. Und wer vorschlägt, von der Lebensnotwendigkeit der Erkenntnis der Dinge auszugehen, der hat doch wohl die Frage ihrer Erkennbarkeit beantwortet. — In aller Schärfe wiederholt: das Erkennenkönnen ist unsere Eigenschaft, Wesenskraft, ihr Ergebnis keine Eigenschaft der erkannten Dinge. Mit dem Erkennbarkeitscharakter ist es wie mit dem Nützlichkeitscharakter, beide drücken Beziehungen aus, die vom Menschen aus und auf ihn zu gehen — allerdings auf der andern Seite auf der Festigkeit materieller Objektivität und ihrer Eigenschaften beruhen. In spontaner Ausdrucksweise geben wir „dem Ding diesen Nützlichkeitscharakter als von ihm besessen, obgleich es einem Schaf schwerlich als eine seiner ‚nützlichen‘ Eigenschaften vorkäme, daß es vom Menschen eßbar ist“ (MEW 19, 363).

Als Scheinbeleg für meine angebliche Reduktion der Erkenntnistheorie auf Gesellschaftstheorie zitieren sie (von S. 566 f. meines Aufsatzes): „... die Theorie der Erkenntnis (kann) nicht formal bei sich bleiben, sondern muß übergehen in die Erforschung der Wirklichkeit, in das Aufdecken des verborgenen Hintergrunds, der auch der ihre ist, und in die Erforschung der ‚äußeren‘ Geschichte ihrer ‚inneren‘ Bildung. Mit dem Rätsel der wirklichen Zusammenhänge ist auch das Rätsel der Erkenntnis in gewissem Umfang gelöst.“ Die drei Punkte, mit denen das Zitat beginnt, stehen für „Nach der Seite der objektiven Erkenntnisschwierigkeiten...“ — durchs Weglassen dieser Begrenzung auf eine bestimmte Seite der Aufgaben materialistischer Erkenntnistheorie entsteht der falsche Schein einer allseitig gemeinten Aussage. Aber das ist noch das Wenigste. Der Ausdruck „verborgener Hintergrund“ bezieht sich auf ein Zitat, worin Marx die wissenschaftsspezifische Erkenntnisaufgabe formuliert und dies, sehr zum Ärger unserer kritischen Soziologen, unter Verknüpfung eines naturwissenschaftlichen mit einem gesellschaftswissenschaftlichen Beispiel tut. Der Begriff des „verborgenen Hintergrunds“ bezieht sich auf seinen Gegensatz, den Begriff der „Erscheinungsformen“ (in Natur und Gesellschaft), die sich im Bewußtsein zunächst unmittelbar widerspiegeln bzw., um die Worte von Marx zu verwenden, „sich unmittelbar spontan“ im Bewußtsein „reproduzieren“. Mir kam es darauf an, zu betonen, daß dieses Verhältnis unmittelbar-spontaner Reproduktion = Widerspiegelung der objektiven Erscheinungsformen im Bewußtsein noch nicht die Lösung der Erkenntnisaufgabe darstellt, sondern erst ihr Problem.

„Kennzeichen einer ... aussagekräftigen Theorie ist es, daß sie bemüht ist, ihre Stichhaltigkeit und ihre Vorzüge gegenüber anderen Theorien an konkreten Gegenständen unter Beweis zu stellen“, schreiben Greiff/Herkommer. Und jeder Wissenschaftler wird ihnen erwartungsvoll zustimmen. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert... Die beiden Helden sind so befriedigt über ihren Vorsatz, daß sie nicht daran denken, ihn einzulösen. Um davon abzuweichen, treten sie die Flucht nach vorn an: „Von einem solchen Bemühen ist im Haug-Text nichts zu spüren. Wir finden hier nur allgemeine marxistische Wahrheiten, denen ob ihrer Allgemeinheit nahezu jeder zustimmen kann...“ Greiff und Herkommer ziehen es vor, die Tatsache mit Schweigen zu übergehen, daß ich das von mir vorgeschlagene Verständnis von materialistischer Dialektik am exemplarischen Fall des Marxschen *Kapital* konkretisiere. In der Fußnote 2 habe ich zudem darauf verwiesen, daß das in jenem Artikel nur stichwortartig Ansprechbare ausführlich in meinen *Vorlesungen zur Einführung ins Kapital* entwickelt sei. Wer von der *Kritik der politischen Ökonomie* irgend etwas versteht, ebenso, wer die erkenntnistheoretische Literatur des Marxismus kennt, wird recht erstaunt sein, in den von mir pointierten Auffassungen durch Greiff und Herkommer „allgemeine marxistische Wahrheiten“ anerkannt zu finden, „denen ob ihrer Allgemeinheit nahezu jeder zustimmen kann“. Von meinem Standpunkt kann ich nur sagen,

diese allgemeine Anerkennung wäre eine unverhoffte, bestimmte Fraktionierungen wenigstens auf theoretischem Feld aufhebende Sache. Aber Greiff/Herkommer machen es sich leicht. Nicht nur haben sie meinen kleinen Aufsatz nur überflogen und, genaugenommen, nicht eben viel verstanden, sondern sie haben es sich auch gespart, die Probe aufs Exempel zu machen und meine erkenntnistheoretischen Kommentare zum *Kapital* zur Kenntnis zu nehmen. So haben sie übersehen, daß die eng am konkreten Gegenstand entwickelten „allgemeinen marxistischen Wahrheiten“ quer zu den gewohnten Frontverläufen, vor allem aber dem in Kreisen der kritischen Theorie verbreiteten *Kapital*- und zugleich Methodenverständnis eine Herausforderung entgegenstellen, die nicht deshalb schon allgemein akzeptiert ist, weil die Herausgeforderten sich nicht öffentlich geäußert haben. — Nebenbei: Auch Sandkühler hat sich der Mühe einer Auseinandersetzung mit den *Vorlesungen* entzogen. Anders hätte er vielleicht zu lohnenden Problemen und Diskussionsgegenständen gefunden. Ein erheblicher Teil seiner Mutmaßungen hinsichtlich meiner Position erweist sich von hierher als gegenstandslos.

Zurück zu Greiff/Herkommer. Sie klagen meine Ausführung „grotesker Allgemeinheit“ an. In der Tat schrieb ich schon im ersten Satz, man könne jenen Thesen vorwerfen, daß sie sehr allgemein gehalten sind. Aber was Greiff/Herkommer so aufregt, ist etwas anderes als das, was man normalerweise unter Allgemeinheit versteht. Sie drücken mit diesem Wort die Erfahrung aus, vorsätzlich etwas gegen meine Thesen sagen zu wollen, ohne daß sie etwas gegen ihren Wortlaut vorzubringen vermögen. „Jeder muß diesen allgemeinen Wahrheiten zustimmen!“ seufzen sie verzweifelt — und erfinden etwas hinzu. Sie behaupten — was nicht stimmt —, ich schwiege zur Widerspiegelungs- bzw. Abbildtheorie und würde versuchen, durch die Formulierung unwidersprechlicher allgemeiner marxistischer Wahrheiten zu suggerieren, auch die Widerspiegelungstheorie sei unwidersprechlich. „Der Sinn des ganzen Aufsatzes“ sei es, die Abbildtheorie durch Verschweigen zu rechtfertigen. „Haug's unterlassene Stellungnahme bringt das Kunststück fertig, eine überaus problematische Theorie als dialektisches Meisterwerk erscheinen zu lassen“.

In Wirklichkeit ist die Stellungnahme *nicht* unterlassen. Sie ist allerdings — wie jener ganze Aufsatz — nur knapp und mit dem Blick auf viel zu vieles, was unerwähnt bleibt, zusammengefaßt. — Die erste „unterlassene Stellungnahme“ findet sich zu Beginn des Abschnitts, in dem der Gegensatz von metaphysischem und dialektischem Materialismus skizziert und gezeigt wird, daß zum metaphysischen Materialismus eine mechanische Widerspiegelungstheorie der Erkenntnis gehört. Es folgt die Hervorhebung der grundlegenden Bedeutung der Praxis für den dialektischen Materialismus sowie einiger der wichtigsten, gleichwohl oft vernachlässigten erkenntnisleitenden Gesichtspunkte der Dialektik. Nach dem skizzenhaften Aufweis der exemplarischen Einlösung der methodologischen Ansprüche materialistischer Dialektik in Marxens *Kapital* komme ich

auf den Begriff der Widerspiegelung. Ich verweise darauf, daß Marx ihn verwendet zur Bezeichnung sowohl der Realitätsbeziehung des „gesellschaftlich notwendig falschen Bewußtseins“ als auch des richtigen wissenschaftlichen Bewußtseins, also sowohl zur Bezeichnung der Objektivitätsbeziehung des der *Unkenntnis* über die wesentlichen gesellschaftlichen Zusammenhänge entsprechenden Bewußtseins als auch des der *Erkenntnis* derselben entsprechenden Bewußtseins. Der Widerspiegelungsbegriff verhält sich in Marxens Verwendung folglich neutral zum Unterschied von Unkenntnis und Erkenntnis. Da nun aber nach meiner Auffassung Lenin recht hat, ausgerechnet den *Übergang von der Unkenntnis zur Erkenntnis* zum lohnenden Hauptobjekt der Erkenntnistheorie zu machen, bezeichnet die mit dem Widerspiegelungsbegriff erfaßte Beziehung einerseits etwas Elementares, grundlegend-allgemein Vorausgesetztes, andererseits eine erkenntnisleitende Orientierung auf die Beziehung zur materiellen Realität. In diesem Sinn artikuliert der Widerspiegelungsbegriff ein „Regulativ“ sowohl fürs Erkennen als auch zur Beurteilung der Unkenntnis. Oder anders: Wenn eine bestimmte Art von Unwissen dadurch bestimmt ist, daß das ihr entsprechende Bewußtsein „unmittelbar spontan die Erscheinungsform“ eines Gegenstands „reproduziert“, dann hält das „Widerspiegelungs“-Regulativ dazu an, diese Reproduktionsbeziehung mitzuuntersuchen als Beitrag zur Überführung von Nichtwissen in Wissen. Philosophisch ausgesprochen, ist das Kriterium für Wissen dies, daß es das *Wesen* des Gegenstands widerspiegelt (reproduziert, abbildet), wie das Nichtwissen die bloße *Erscheinung*. Der Springpunkt ist der Gegensatz von Wesen und Erscheinung; ihn und seine beiden Seiten an einem Gegenstand begreifen heißt, den Übergang von der Unkenntnis zur Erkenntnis dieses Gegenstands finden und begreifen. Aufgrund dieser Überlegung komme ich dazu — dritte „unterlassene Stellungnahme“ —, den Widerspiegelungsbegriff im hier angedeuteten Sinn festzuhalten, ihn aber abzulehnen, wo er sich „über seinen Anwendungsbereich hinaus zu einer . . . sich fürs Ganze der Erkenntnistheorie setzenden Widerspiegelungstheorie ausdehnt“. — Recht und Anwendungsgebiet des Widerspiegelungsbegriffs werden von mir in *Argument* 81 allerdings unzureichend formuliert. Dennoch ist mir unverständlich, wie meine explizite Warnung vor dem Vordrängen der dem Widerspiegelungsbegriff ursprünglich anhängenden bildhaften und metaphorischen Bedeutung, „zu einer sowohl einseitig optisch als auch mechanisch tendierenden“ Erkenntnisauffassung, von Sandkühler ins Gegenteil verkehrt werden konnte. „Was also verführt dazu“, ruft er aus, „an der Kategorie Widerspiegelung nur ob ihrer Bildhaftigkeit festzuhalten, was dazu, ihren metaphorischen Ursprung höher einzuschätzen als ihre differentialdiagnostische heutige Fähigkeit?“ — Greiff und Herkommer ertappen meinen Aufsatz wenigstens bei einem Interpunktionsfehler, und da sie unter Druck stehen, weil es ihnen an Argumenten fehlt, schlachten sie den Druckfehler aus. Bei mir heißt es sinngemäß, zur Bezeichnung der Objektivitätsbeziehung sei am Widerspiegelungsbegriff festzuhalten, obwohl er mißdeutbar ist; so-

wie allerdings die ihm anhängende metaphorische Bedeutung sich vor-drängt usw., wird er zum Hemmschuh. Da in *Argument* 81 nach „festzuhalten“ ein Punkt und nach „mißdeutbar“ ein Komma steht, lesen sie: „Obwohl mißdeutbar, . . . wird er zum Hemmschuh.“ Gön- nen wir ihnen den Triumph, er hält nicht lange an. Obwohl sie sich als Hemmschuhe versuchen, werden sie, wie man an den durch sie hervorgerufenen Verdeutlichungen sieht, zum Anlaß für Fortbewe- gung.

Noch einmal: der Begriff der Widerspiegelung drückt die Abhän- gigkeit des Bewußtseins von der materiellen Realität aus, drückt aus, daß das Bewußtsein als „innerer Zustand“ der höchsten Entwick- lungsform der organischen Materie als deren Organ sich entwickelt hat für die Umsetzung der äußeren Einwirkungen in Erkenntnisse, die letztlich der materiellen Lebenspraxis dienen, ohne die sie blind und taub und bald am Ende wäre. Aber der Begriff eignet sich nicht, ohne weitere Bestimmung die Spezifik der Erkenntnis im Gegensatz zur Unkenntnis zu bezeichnen⁵⁹. In einem Brief an Engels aus der Zeit, in der bei Marx gerade die Korrekturfahnen von *Kapital I* ein- trafen, setzt dieser sich mit den zu erwartenden Einwänden auseinan- der, die den für die dialektische Entwicklungsmethode notwendigen Anfang beim Unentwickelt-Einfachen konfrontieren mit komplex ent- wickelten Phänomenen, wie sie unmittelbar im Alltag erscheinen. Diese Erscheinungen werden erst im III. Band des *Kapital* erklärt. „Hier wird sich zeigen, woher die *Vorstellungsweise* von Spießer und Vulgärökonom stammt, nämlich daher, daß in ihrem Hirn sich immer nur die unmittelbare *Erscheinungsform* der Verhältnisse reflektiert, nicht deren *innerer Zusammenhang*. Wäre letzteres übrig- gens der Fall, wozu wäre dann überhaupt eine *Wissenschaft* nötig? Wollte ich nun alle derartigen Bedenken *vorweg abschneiden*, so würde ich die ganze dialektische Entwicklungsmethode verderben. Umgekehrt. Diese Methode hat das Gute, daß sie den Kerls beständig *Fallen stellt*, die sie zur unzeitigen Manifestation ihrer Eselei provo- zieren.“⁶⁰ Wenn die *Vorstellungsweise* der Vulgärökonomien darauf beruht, daß ihr Hirn einfach die Erscheinungsform der Verhältnisse reflektiert = widerspiegelt, dann zeigt dies, daß der Widerspiege- lungsbegriff beides, Widerspiegelung der Erscheinung und des Wes- sen umfaßt, gegen ihren Unterschied neutral ist, aber für die Wis- senschaft und damit für eine Theorie der Erkenntnis (= *richtige* Wi- derspiegelung) nicht im Zentrum stehen kann, sondern, als ein Aspekt des Naturzusammenhangs Organismus-Umwelt, die allgemeine Grund- lage bezeichnet, die Erkenntnis und Unkenntnis gleichermaßen trägt.

59 Die entgegengesetzte Auffassung vertritt z. B. I. S. Narski: „Engels betrachtete die Begriffe ‚Erkenntnis‘ und ‚Widerspiegelung‘ als im wesent- lichen identisch . . .“ In der sodann zitierten Äußerung von Engels, die diese Gleichsetzung belegen soll, ist aber von „richtiger Widerspiegelung“ die Rede! Vgl. I. S. Narski, *Fragen der Erkenntnistheorie*, in: H. J. Sandkühler (Hrsg.), *Marxistische Erkenntnistheorie, Texte zu ihrem Entwicklungsstand in den sozialistischen Ländern*, Stuttgart 1974, S. 32.

60 MEW 31, S. 313.

8. Notiz zum wissenschaftlichen Status materialistischer Erkenntnistheorie

Die materialistische Erkenntnistheorie muß hierzulande selbst unter Marxisten ihre volle Anerkennung erst noch erstreiten. Mit Recht sieht Sandkühler hier — im Unterschied zu seinem im nächsten Abschnitt behandelten Problem der „Anerkennung der Materie“ — ein Anerkennungsproblem. Er hat Unrecht, wenn er mutmaßt, ich würde die materialistische Erkenntnistheorie ablehnen. Ich lehne nur die Form und einiges vom Inhalt ab, die er ihr gibt. Er hat ebenso Unrecht, mich mit Rotermund oder J. Bischoff zu verwechseln, die eine materialistische Erkenntnistheorie tatsächlich ablehnen. Nicht ihre Anerkennung, sondern das Verständnis ihrer Aufgabenstellung, der Art ihrer Erkenntnisgewinnung, ihres inneren Aufbaus und des wissenschaftslogischen Status ihrer Resultate usw. ist zwischen mir und Sandkühler strittig. — Sich über den Status der materialistischen Erkenntnistheorie zu vergewissern, ist deshalb nicht leicht, weil sie einerseits positive Einzelwissenschaft ist, die sich mit einer Reihe angrenzender Wissenschaften wie Biologie, Psychologie, Gesellschaftswissenschaft usw. z. T. überschneidet, und weil sie andererseits allgemeine Theorie, Teil der wissenschaftlichen Weltanschauung ist. Diese Doppelstellung sowie Fragen ihrer inneren Gliederung, ihres Verhältnisses zu konkreten Methodologien einerseits, zur formalen Logik andererseits usw., werfen viele Fragen auf, deren Beantwortung streckenweise kontrovers ist. Diese Fragen können wir hier ausblenden. Wir beschränken uns auf einige Stichworte zum Verhältnis materialistischer Erkenntnistheorie zur Kritik der politischen Ökonomie, zur Frage ihrer Selbständigkeit als Wissenschaft und zu ihrem Doppelstatus, Einzelwissenschaft und Teil der wissenschaftlichen Weltanschauung zu sein.

Sandkühler wirft mir „Identifizierung von Erkenntnistheorie und politischer Ökonomie“ vor, Verabsolutierung des Marxschen *Kapital*, ausschließliche Koppelung der Erkenntnistheorie an dasselbe, wo nicht gar ihre völlige Ablehnung. Wahrscheinlich sei mir Erkenntnistheorie zu abstrakt, deutet er an. „Eine mechanische Einheitswissenschaft steht ins Haus.“ Es hätte ihm zu denken geben können, daß ich einen *erkenntnistheoretischen und logischen* Kommentar zum Anfang des *Kapital* verfaßt habe. Das Mißverständnis wird ausgelöst durch meine Bemerkung, im *Kapital* seien die Ansprüche dialektisch materialistischer Erkenntnistheorie an den Aufbau einer Wissenschaft exemplarisch eingelöst⁶¹. Sandkühler versteht, das *Kapital* solle mithin die Ausführung materialistischer Erkenntnistheorie überflüssig machen. Das Mißverständnis rührt wohl zum Teil daher, daß für Sandkühler in traditioneller Weise Erkenntnistheorie verselbständigt gegen die positiven Wissenschaften sich versteht; andernfalls hätte er begriffen, daß mit dem Exemplarischen am *Kapital* nur die Weise gemeint sein konnte, in der Marx die Probleme wis-

61 Was soll materialistische Erkenntnistheorie? aaO, S. 653.

senschaftlicher Erkenntnis — und damit zugleich die Probleme der Darstellung — *seines Gegenstands*, der politischen Ökonomie, gelöst hatte⁶². Aus dieser erfolgreichen Problemlösung kann für die Lösung der Probleme anderer Wissenschaften viel gelernt werden; es lohnt daher, den von Marx entdeckten Weg von der Unkenntnis zur Erkenntnis seines Gegenstands allgemein zugänglich zu machen.

Der abgehobenen Verselbständigung, in der Sandkühler die Erkenntnistheorie auffaßt, entspricht eine geringe Einsicht in die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie; sie gilt ihm vulgärmarxistisch als „Politische Ökonomie“. Hier wird wieder einmal eine Wissenschaft mit ihrem Gegenstand verwechselt. Da aber mit dem Kritikcharakter gerade das Bahnbrechende, das an dialektischer Darstellungsweise im *Kapital* verwirklicht ist, unlösbar verbunden ist, Sandkühler jedoch diese Besonderheit des *Kapital* ignoriert, nimmt es nicht Wunder, daß er um die Erkenntnistheorie fürchtet, wenn ihr aufgegeben wird, von der „Logik des Kapital“ (Lenin) zu lernen. — Allerdings wird diese Deutung dadurch in Frage gestellt, daß Sandkühler noch kurze Zeit zuvor das *Kapital* als „Paradigma einer materialistischen Hermeneutik“ vorstellte⁶³. Auch wenn er den Begriff „materialistische Hermeneutik“ im vorliegenden Heft wieder zurückzieht, müßte doch die dieser Einschätzung zugrundeliegende *Kapital*-Auffassung übriggeblieben sein. Die Kritik der politischen Ökonomie, hieß es vor Tische noch, „ist Hermeneutik jenes Selbstverständnisses, jener kategorialen Widerspiegelung der kapitalistischen Produktionsweise, dessen Dokumente Marx in den Quellen der klassischen englischen Nationalökonomie vorlagen. Es wäre ruinös, sich dieses ... hermeneutischen Instrumentariums nicht zu vergewissern“⁶⁴. Was Sandkühler als hermeneutisches Paradigma im *Kapital* gespürt haben mag, ist nicht primär der analytische Umgang mit den klassischen Schriften zur Politischen Ökonomie; im Kern ist es die spezifische Weise, in der Marx die Entfaltung und den Aufbau der Formation des gesellschaftlichen Seins zugleich mit den objektiven Formen gesellschaftlichen Bewußtseins, den *objektiven Gedankenformen*, entwickelt hat. Hierin liegt ein doppeltes: 1) das Verhältnis von Sein und Bewußtsein in der bürgerlichen Gesellschaft wird grundlegend analysiert, also auch eine konkrete, auf die Spezifik der bürgerlichen Gesellschaft bezogene Antwort auf die Grundfrage der Philosophie gegeben; 2) das Problem des Verhältnisses von „Logischem“ und „Historischem“, und damit die Grundfrage der dialektischen Methode, wird vorbildlich gelöst. Beide Leistungen sind von hochgradigem erkenntnistheoretischen und logischen Interesse. Es

62. Die hier nur in Kurzschrift darstellbaren Theorien zur „Logik des Kapital“ sind ausführlich entwickelt in meinen *Vorlesungen zur Einführung ins Kapital*, vgl. zu den hier anstehenden Fragen vor allem die letzte (XII.) Vorlesung.

63. Zur Begründung einer materialistischen Hermeneutik, aaO, S. 977.

64. AaO.

wäre ruinös, sich dieses Instrumentariums und des in diese Leistungen eingeschlossenen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Selbstbewußtseins nicht zu vergewissern.

Was die Frage nach dem Verhältnis von materialistischer Erkenntnistheorie und *Kritik der politischen Ökonomie* usw. angeht, weiß ich mich mit Klaus Holzkamps provisorischer, nichtsdestoweniger klarer Darstellung einig, die er im Verlauf dieser Diskussion gegeben hat⁶⁵. Die materialistische Erkenntnistheorie kann auf keinen Fall Grundlagendisziplin sein, die aus sich heraus allgemeine Prinzipien entwickelt. Als materialistische und dialektische setzt sie die *Kritik der politischen Ökonomie* und damit die Anatomie und Entwicklungstheorie des sozialen Zusammenhangs der Erkenntnis wie der Bedingungen falschen Bewußtseins voraus. Ferner setzt sie — wie die *Kritik der politischen Ökonomie* im übrigen auch — die Entdeckung der allgemeinsten Entwicklungszusammenhänge auf den Gebieten der einzelnen Naturwissenschaften voraus. Materialistische Dialektik ist — wie Holzkamp völlig zu Recht und in Übereinstimmung mit den sozialistischen Klassikern sieht — „sowohl Resultat wie umfassendstes methodisches Regulativ des wirklichen Ganges historischer Progression“. Dies gilt mutatis mutandis auch für die Erkenntnistheorie. Schließlich gilt für sie als *Einzelwissenschaft* — und Holzkamp hat dies exemplarisch in seinem Werk über *Sinnliche Erkenntnis*⁶⁶ vorgeführt —, daß sie „wirkliches Material in logisch-historischer Analyse durchzuarbeiten (hat), um ein jeweils gegenwärtiges Verhältnis aus den entwicklungslogischen Stufen seines Gewordenseins in seinem Wesen begreifbar zu machen“. Der Gegenstand ist hier „das Verhältnis zwischen Erkenntnis und Erkanntem ... unter den je gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen“. Da es die Besonderheit dieses Gegenstands ausmacht, daß er das Erkennen aller möglichen Gegenstände mitumfaßt, werden die Ergebnisse der Erkenntnistheorie als Einzelwissenschaft wie die aller Forschung zwar durch Abstraktion aus positivem Material gewonnen, gehen dann aber in ein übergreifendes „Selbstbewußtsein der Erkenntnis als Erkenntnis“ ein, das als allgemeine Theorie der Erkenntnis jeder einzelnen Wissenschaft fertig gegenübertritt. Dadurch kann der Schein entstehen, sie biete prinzipielles Grundlagenwissen, das nicht den allgemeinen Arbeitsweg der positiven Erkenntnis gekommen sei, sondern absolutes Wissen sei. Es ist klar, daß der dialektische Materialismus für Auffassungen, die sich auf diesen Schein gründen, keinen legitimen Platz bietet. Holzkamp benennt die allgemeine Funktion daher nach der anderen, methodischen Seite mit dem Begriff des „Regulativs“.

Es ist dies nur ein anderer Ausdruck für den Begriff „Leitfaden“, dem wir bei der Bestimmung des wissenschaftslogischen Status der

⁶⁵ Die historische Methode . . . , in: *Argument* 84, S. 61 ff.

⁶⁶ K. Holzkamp, *Sinnliche Erkenntnis — Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung*, Frankfurt/M. 1973.

durch Verallgemeinerung der Ergebnisse positiver Forschung gewonnenen Abstraktionen schon begegnet sind. Alles, was für diese Abstraktionen entwickelt wurde, gilt auch für die der allgemeinen Erkenntnistheorie. Sie soll diese Einschränkung, die zugleich eine Gewinnung der Wirklichkeit und Diesseitigkeit des Denkens und einen Bruch mit aller Scholastik bedeutet, nicht nur wissen; sondern das Bewußtsein von der Entstehung und Bedeutung von Wissen ist — sie selbst. Als solches Bewußtsein ist sie eine Seite der wissenschaftlichen Weltanschauung, sie ist das Bewußtsein dieser Weltanschauung *als Wissenschaft*. Wenn sie sich fragt, woher sie ihr Wissen hat, so stößt sie auf die Antwort: nur von den Ergebnissen positiven Wissens und deren abstrahierender und verallgemeinernder Verarbeitung; ihr allgemeines Wissen bezieht sie aus der Naturanschauung und aus der allgemeinen Gesellschaftstheorie, ihr spezielles aus der empirischen Erkenntnisforschung. So ist sie Resultat. Aber andererseits ist sie als Selbstausslegung der wissenschaftlichen Theoriebildung bereits an der Bildung jener allgemeinen Theorien und natürlich auch der Resultate der empirischen Erkenntnisforschung beteiligt. Ja, auf weniger entwickelter Stufe dieses „Selbstbewußtseins wissenschaftlicher Erkenntnis als Erkenntnis“ war eine wissenschaftliche Weltanschauung eben noch nicht möglich. So ist sie resultierende Voraussetzung. Sie fängt da an, wo das Bewußtsein anfängt, daß die Abstraktionen (auch ihre eignen) aller Wissenschaft „für sich, getrennt von der wirklichen Geschichte, durchaus keinen Wert haben“⁶⁷, daß die allgemeinen Resultate „am Ende der Untersuchung herauskommen“, also „nicht *Prinzipien*, Ausgangspunkte, sondern *Resultate*, Abschlüsse“⁶⁸. Insofern ist ihr Ausgangspunkt das Resultat der Kritik der Religion und der „Philosophie als Philosophie“. Anders ausgedrückt, um, wie Marx gesagt haben würde, den Philosophen verständlich zu bleiben: sie ist die Aufhebung der menschlichen Selbstentfremdung *in der Theorie*.

9. Sandkühlers Problem der „Anerkennung der Materie“

Sandkühler zitiert meine Bemerkung⁶⁹, daß ich in meinem ersten Beitrag hier und da Anschauungen pointiere, über deren Haltbarkeit ich mir nicht immer fraglos sicher bin. Er zitiert diese Bereitschaft zur Selbstkritik wie einen Makel, als wollte er zum Leser sagen: Da seht ihr's! Er gibt mir den guten Rat, seinem Beispiel zu folgen und ein „uneingeschränktes Bestehen auf einem nirgends verschämten verbalen Materialismus“ vorzuführen. Seine Ausdrucksweise bezeugt, daß er mit dem nirgends verschämten verbalen Materialismus ernst macht. Er deutet die Begründung für die verbalen Beschwörungen an, indem er gesteht:

67 Vgl. Anm. 17.

68 Vgl. Anm. 21.

69 Vgl. meine Vorbemerkung in *Argument* 81, S. 559.

„Verführerisch ist, das unser individuelles Bewußtsein ungemein belastende Problem der materiellen Einheit — der *mein Sein* und *mein Bewußtsein* umgreifenden Einheit der Materie — mit Federstrichen zu eliminieren. Der materialistische Monismus ist eine der schwierigsten Anerkennungsfragen für jeden. Die theoretische Erkenntnis, daß der materialistische Monismus wahr ist, weil der Realität widerspiegelungsentsprechend, ist noch fern dieser Anerkennung.“

Die Verführung, den Materialismus zu eliminieren, die Sandkühler empfindet, erklärt viele Mißverständnisse und macht die versichernden Wortballungen⁷⁰ verständlich. Andererseits scheint mir, daß dieser offenbar spontane Hang zum Idealismus weniger verbreitet ist, als Sandkühler annimmt, und daß es nicht gerade die Auffassung von der materiellen Einheit der Welt ist, die „eine der schwierigsten Anerkennungsfragen für jeden“ darstellt. Es ist nicht ganz klar, was Sandkühler eigentlich meint. Möglicherweise will er gar nicht die materialistische Lösung, sondern vielmehr das Idealismus-Problem als ungemein schwierig und belastend anerkannt haben, als Bestätigung der Wichtigkeit des materialistischen Philosophen, der den idealistischen Philosophen bekämpft. In diesem Fall wäre verständlich, warum ihm Erkenntnis nicht genügt und warum er Anerkennung fordert. Sollte er dagegen die Anerkennung der materiellen Einheit der Welt meinen, so fällt es mir schwer, einen andern als einen komischen Sinn in seinen Äußerungen zu sehen. Was eine wirkliche Belastung und einen wahren Alptraum für den spontanen Materialismus des Alltags und erst recht für die wissenschaftliche Anschauung der Welt vom Standpunkt der vergesellschafteten Menschheit darstellt, ist jeder Dualismus, Spiritualismus, Mystizismus, sind Verhältnisse, denen solche Bewußtseinsformen immer wieder entspringen.

Da Sandkühler immer wieder von „Anerkennung“ spricht, ist es unumgänglich, bei dem damit angesprochenen „ungemein belastenden Problem“ zu verweilen. Materialismus, dessen Preisgabe ihm bei mir zu drohen scheint, bestimmt er u. a. als

„jene Wissenschaft, die durch die Anerkennung der Objektivität und Gesetzlichkeit menschlicher Praxis und Erkenntnis zur ver-

⁷⁰ Einiges wenige noch einmal zur Probe: „der materialistische Monismus eben der historisch dialektischen Ontologie und gerade der historisch dialektischen Erkenntnistheorie usw.“; „dialektische Ontologie“, „ontologische Dialektik“, „Ontologie/Gnoseologie“, „historisch/dialektisch/ontologisch“, dies alles nun noch ad libitum mit „materialistisch“ oder „Materialismus“ kombiniert. Oder, in Satz-Form: „Fraglich ist, ob nicht gerade die logischen Bestimmungen ... Widerspiegelungen der materialistisch-ontologischen Qualitäten der Dialektik von Sein und Bewußtsein ausdrücken“ usw. usf. Da alles, wie Sandkühler versichert, Moment des Materieprozesses ist, warum muß er dann vor alles und jedes noch das Vorzeichen „materialistisch“ setzen? Dieser Materialismus kann noch nicht umhin, sich beständig durch Religion und Idealismus zu vermitteln, als deren Negation.

änderungsmächtigen Weltanschauung der Massen geworden ist und die als solche zur einzig möglichen Alternative wurde a) zur bürgerlichen Ideologie, b) zur Herrschaft der Bourgeoisie“.

Sehen wir ab von dem Mysterium, wie eine Wissenschaft die Alternative zur Herrschaft der Bourgeoisie sein soll. Es bleiben noch genug Mysterien des mit sich selbst nicht ins Reine kommenden Denkens. Da tritt Wissenschaft auf, also bestimmte Erkenntnis, die durch Anerkennung ihrer eignen Objektivität zur veränderungsmächtigen Weltanschauung der Massen wird. Man gewinnt als Leser unwillkürlich den Eindruck, diese sich selbst als objektiv anerkennende Wissenschaft spare sich durch diese Abkürzung die Anstrengung, wissenschaftliche Erkenntnis der Objektivität zu sein. Schließlich mußten die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft und damit das Verhältnis von Sein und Bewußtsein in ihr analysiert sein, damit der Sozialismus aus einer Utopie zur Wissenschaft entwickelt werden konnte. Durch bloße Anerkennungsakte war dieser Weg nicht zurückzulegen. Wiederum mußte die Klassengrundlage des Sozialismus und die entscheidende Rolle der Arbeiterklasse erkannt und, auch für Angehörige anderer Klassen, in Gestalt eines politisch-organisatorischen Führungsanspruchs *anerkannt* werden. Auf dem Felde der Politik wie überhaupt in den zwischenmenschlichen Beziehungen hat der Begriff der Anerkennung sein Recht und seinen Gegenstand. Auch der Unterschied zwischen *fides* und *confessio*, also zwischen Überzeugung und Lippenbekenntnis, kann es nahelegen, daß der Begriff einer öffentlichen Anerkennung bestimmter Erkenntnisse aktuell wird. In diesem Sinne verdient es alle Anerkennung, daß Sandkühler das für richtig Erkannte trotz sich wieder verschärfender antikommunistischer Hexenjagd öffentlich als richtig anerkennt.

Als erkenntnistheoretisches Postulat ist die „Anerkennung“ dagegen nicht unproblematisch. Mit dem Vorrang der Anerkennung vor der Erkenntnis hält die Konfessionalisierung Einzug und schwindet die Wissenschaftlichkeit. Im Begriff der Einsicht dagegen ist beides aufgehoben, Erkenntnis wie Anerkennung mit grundlegender Stellung der Erkenntnis. Im Gegensatz zur Einsicht bringt übergeordnete Anerkennung den Dezisionismus mit sich. Dann wäre es subjektive Entscheidung, wodurch „die Grundfrage zugunsten der Materie beantwortet“ ist, um Sandkühlers Worte zu gebrauchen, die eher einer ontologischen Diplomatie als dem dialektischen Materialismus entstammen. — Da nun meinem Aufsatz *Was soll materialistische Erkenntnistheorie?* auch in einer Rezension aus der DDR „eine ungerechtfertigte Negierung bedeutsamer philosophisch-weltanschaulicher Entscheidungsfragen“ vorgeworfen wurde⁷¹ und da die Erörterung solcher Entscheidungsfragen noch einmal ins Zentrum des Streits um die materialistische Dialektik führt, greife ich einige der Streitfragen auf, die damit zusammenhängen.

71 So A. Thom im Referateblatt Philosophie der Zentralstelle für die philosophische Information und Dokumentation, Reihe D, VII (1974), Lfg. 1, Bl. 29.

Außer dem politischen gibt es einen Zugang aus der Geschichte der ideologischen Erscheinungs- und Austragungsformen der Klassenkämpfe, der eine Problematik beleuchtet, die Sandkühler gespürt haben mag. Wie sagte doch Engels: An sich wäre der dialektische Materialismus eine einfache Anschauung der Welt, wie sie sich von sich aus, ohne fremde Zutat, darstellt. Aber so einfach geht es nicht, mehr als zweitausend Jahre Idealismus haben das Denken geformt und eine mächtige Tradition begründet. Zudem entspringt den zerrissenen Sozialverhältnissen dualistisches, idealistisches und religiöses Denken immer wieder aufs Neue und setzen vor allem die Organe der kapitalistischen Herrschaft alles daran, idealistische Denkformen als herrschende Ideologie zu halten. In der Geschichte der Aufklärung, speziell der wissenschaftlichen Erkenntnis, tritt daher das an sich Einfache und Selbstverständliche als etwas Gegensätzliches und Besonderes auf. Also nicht die Absurditäten der katholischen Theologie sind das Besondere, das sich zu rechtfertigen hat, sondern der einfache Gebrauch praktisch orientierter Vernunft. Wissen tritt als Nichtglauben, speziell als Abfall vom Glauben, Atheismus auf. Solange irdische Interessen der Klassenherrschaft „Gott“ aufrecht erhalten, solange wird der einfachen Anschauung der Welt, wie sie ist, die negative Anstrengung, Gottlosigkeit, Atheismus zu sein, aufgezwungen. Wie sagt doch Lenin so drastisch: „Der Materialist erhöht das Wissen von der Materie, von der Natur, und wirft Gott und das ihn verteidigende Philosophenpack auf den Misthaufen.“⁷² Nur bleibt beides dort nicht liegen, solange die gesellschaftlichen Verhältnisse sie immer wieder hervorbringen und Macht und Geld das ihre tun, um ihnen möglichst viel Einfluß auf die Köpfe zu sichern. Folglich wird der Materialist, solange diese Verhältnisse so sind, immer beides darstellen: den „einfachen“ Materialismus — so viel davon nur irgend schon möglich ist — und die Negation aller vorwissenschaftlichen, aller mystifizierten Bewußtseinsformen. So wird der Materialismus in bestimmtem Umfang als Anti-Idealismus geprägt sein. Die Materialisten müssen darauf bedacht sein, der Rückwirkung dieser zweiten Haltung, die eine Fixierung (wenn auch eine negative) an den Idealismus bedeutet, entgegenzuwirken, sie in einer Perspektive zu reflektieren, in der deutlich wird, daß der Anti-Idealismus nur eine historisch transitorische Notwendigkeit darstellt und nicht den vollendeten Materialismus⁷³. Der Materialist wird sich daher im

72 LW 38, S. 160.

73 In den Pariser Manuskripten von 1844 zeigt Marx diese Perspektive sehr klar. „Der *Atheismus* ... hat keinen Sinn mehr, denn der Atheismus ist eine *Negation des Gottes* und setzt durch diese Negation das *Dasein des Menschen*; aber der Sozialismus als Sozialismus bedarf einer solchen Vermittlung nicht mehr; er beginnt von dem *theoretisch und praktisch sinnlichen Bewußtsein* des Menschen und der Natur als des *Wesens*. Er ist *positives*, nicht mehr durch die Aufhebung der Religion vermitteltes *Selbstbewußtsein* des Menschen, wie das *wirkliche* Leben positive, nicht mehr durch die Aufhebung des Privateigentums ... vermittelte Wirklichkeit des Menschen ist.“ (MEW, Erg.Bd. I, S. 546)

Anti-Idealismus, den er gleichwohl mit Nachdruck betreibt, nicht allzu endgültig einrichten. Sonst bleibt er an sein Gegenteil gebunden.

Nachdem der Materialismus durch die Dialektik aufs Niveau der wissenschaftlichen Weltanschauung gehoben ist, vor allem aber (und damit im Zusammenhang), seit er ein festes Fundament in Gestalt der Arbeiterklasse und ihrer sozialistischen Bewegung gefunden hat, seit er gar sozialistische Gesellschaften zur Basis gewonnen hat, muß er nicht mehr so durchweg als *Negation seines Gegenteils auftreten*. Mehr und mehr treten im allgemeinen Bewußtsein die idealistischen Flausen und Mystizismen aller Art als das in Wahrheit Besondere, ja Absonderliche auf, das dem Rechtfertigungszwang ausgesetzt gehört. Dann wird es „ungemein schwierig“, die Objektivität der Welt zu leugnen, die „anzuerkennen“ einfach selbstverständlich ist, so daß es absonderlich wäre, hier ein besonderes Anerkennungsproblem zu sehen. Wenn als das Besondere, Verrückte die Leugnung der Objektivität bewußt geworden ist, dann wird man auch spüren, daß in der Meinung, die Anerkennung der materiellen Einheit der Welt sei ein „unser individuelles Bewußtsein ungemein belastendes Problem“, ein Rest mehr oder weniger angestrengt negierter Theologie steckt. Hier wird ein Verhältnis des Menschen zur Materie gedacht, dessen Freiheit zu ihrer Verleugnung, zum Abfall von derselben, vom religiösen Verhältnis zu „Gott“ überkommen ist. Die Materialisten haben nicht an der Befreiung von der Gottesvorstellung und ihrer irdischen Basis gearbeitet, um unter dem Namen der Materie die alte religiöse Beziehung in neuer, wenn auch sehr verschämter Form weiterzuschleppen.

10. Gesichtspunkt des Lebens — oder der Lebenskategorie?

Die Irritation der *Prokla*-Autoren tritt dort besonders hervor, wo der Name Lenin fällt. „Zu finden ist aber überall der Name Lenins“, entrüsten sie sich über meinen Aufsatz, „und zwar so, als sei Lenin die große Leuchte am Himmel der dialektisch-materialistischen Erkenntnistheorie, an der sich jeder Marxist zu orientieren habe“⁷⁴. Als „Beweis“ dafür, daß ich Lenins Autorität anstelle von Beweisen bemühen würde, was sich jedem genauen Leser meines Aufsatzes als eine unzutreffende Unterstellung erweisen wird (aber sie rechnen wohl damit, daß *nicht* gelesen wird!), zitieren sie u. a. meine Formulierung vom „schönen Vorschlag Lenins, den Gesichtspunkt des Lebens, der Praxis, zum ersten und grundlegenden Gesichtspunkt der Erkenntnistheorie zu machen“⁷⁵ ohne Sinn für die objektive Ironie. Sie merken nicht, daß dieses Zitat ihrer Denunziationsabsicht widerspricht. In meinem Aufsatz heißt es, der Vorschlag, von der Praxis auszugehen, „mutet den ‚Fachphilosophen‘ zu, sich aus ihrem Fach heraus und in die allgemeine Bewegung hineinzubegeben. Seine Befolgung fällt ihnen so schwer, weil er ihnen zumutet, so manches

⁷⁴ v. Greiff/Herkommer, aaO, S. 168.

⁷⁵ *Argument* 81, S. 570.

besondere Geschäft aufzugeben“. Ist es nicht bezeichnend, daß gerade diese Bemerkung soviel Aufregung hervorgerufen hat? Bei Sandkühler, der dem Ausgangspunkt Praxis rasch den allerersten Ausgangspunkt des „Materie-Konzepts“ unterschiebt! Bei Greiff/Herkommer, die ohne Sinn für den unfreiwilligen Witz, meine rühmende Erwähnung eines Leninschen Vorschlags, nicht von angemäßen Prinzipien oder Autoritäten, sondern vom Leben, von der Praxis aus- und darauf zuzugehen, für eine Orientierung auf Autoritäten haftbar machen. Bei Rotermund wird der „Gesichtspunkt des Lebens, der Praxis“ nacheinander zur Reduktion des menschlichen Seins auf Physiologie, zu einer Art Biologisierung des gesellschaftlichen Seins („Materielle gesellschaftliche Verhältnisse erstarren zum ‚Leben‘ an und für sich“) und zur „freien Entscheidung“, „bloßen Option“. Meine Philosophenschelte ist gespürt, aber offensichtlich nicht angenommen worden. In der Tat schlage ich meinesgleichen vor, dem u. a. auch von Lenin gemachten Vorschlag zu folgen, sich nicht dem Selbstlauf des abgehobenen Theoretisierens zu überlassen und die Hirne mit immer neu-alter Scholastik zu vernebeln, sondern *nützlich zu denken*. Zimmermann möge mir nicht den „pragmatistischen Nützlichkeitsbegriff“ unterschieben. Es geht um den vernünftigsten und umfassendsten Nutzen, der nur überhaupt anzustreben ist.

„Für den ‚Dogmatiker‘ Lenin ist“, wie Tomberg treffend schrieb, das ausschließende Gegenteil des Dogmatismus, „die Praxis, und zwar die reale gesellschaftspolitische Praxis sein Leben, und Theorie ist darin ein notwendiges, aufklärendes, voranleuchtendes Moment. Für Lenins bürgerliche wie ‚kritisch marxistische‘ Kritiker ist in der Regel die Theorie ihr Leben, und Praxis gilt ihnen als Gegenstand ihrer theoretischen Anschauung.“⁷⁶ Sandkühler stellt Lenin auf den Kopf. Die Forderung Lenins, „vom Leben auszugehen“, geht nach Sandkühler mitnichten vom Leben aus, sondern von einer Kategorie, einem Prinzip; sie sei nämlich „bereits eine Schlußfolgerung aus seinem Materiekonzept“. Um die Verwirrung zu vervollständigen, ergänzt Sandkühler: „eine Schlußfolgerung überdies, die nur im Kontext der methodischen Anweisung zu verstehen ist, ‚vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen‘...“. Nun soll man diese Auskünfte offensichtlich nicht nur so verstehen, daß Lenin aufgrund einer methodischen Anweisung und eines Materiekonzepts schlußfolgert, vom Leben auszugehen, was das Leben vom Begriff, statt den Begriff vom Leben ausgehen läßt; sondern Sandkühler ergänzt sie um ein Argument, von dem anzunehmen ist, daß es eine Probe seiner „materialistischen Ontologie“ liefert. Selbstverständlich gilt ihm „Leben“ nicht einfach als das wirkliche Leben wirklicher Menschen unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen und in den diesen Verhältnissen entspringenden sozialen Bewegungen und Kämpfen. Sondern der Gesichtspunkt des Lebens sei

⁷⁶ F. Tomberg, Über den praktischen Sinn des Widerspiegelungstheorems, in: *Argument* 81, S. 628.

„für die Wissenschaft Erkenntnistheorie nicht der des erscheinenden, nicht allein des Alltagslebens, sondern des ‚Wesens‘ der alltäglichen Lebensweise; und dieses *materiell*-praktische gesellschaftliche Leben der Massen qualifiziert sich zur Praxis nicht allein in und durch Praxis (an-sich), sondern durch eine objektive, sozial-ideologievorgängige Materialität der wesentlichen Lebensdeterminanten“.

Diese komplizierte, weil mehrfach tautologische Aneinanderreihung von Wörtern reduziert sich vermutlich auf die Einsicht, daß Praxis materiell ist. Sandkühlers Lenin-Karikatur schlußfolgert daher, daß, weil Leben Materie voraussetzt, auch vom Materiekonzept her gelebt werden soll. Die Anerkennung eines solchen Unsinns würde für jeden zu einem ungemein belastenden Problem werden.

So verwandelt sich unter Sandkühlers Zugriff alles in eine Kategorie. Aus dem Satz „das Sein bestimmt das Bewußtsein“ wird unvermerkt der Satz „der Seins-Begriff bestimmt das Bewußtsein“, und schon hat die Philosophie im alten Sinn der Konstruktion aus dem Kopf den Materialismus eingeholt und — mit nichts als gewandelten Bekenntnissen — in sich zurückgenommen. Selbst ein Kernstück der materialistischen Erkenntnistheorie, die Bedeutung der Praxis für die Beurteilung ideeller Abbilder der Realität hinsichtlich ihrer Richtigkeit, stellt Sandkühler auf den Kopf, vielmehr auf die Kategorie desselben:

„Der Materialismus der Materiekonzeption ist als Ontologie/Gnoseologie praktisch, weil er die Objektivität erkenntnisgesteuerter Praxis beweist . . .“

Der Materialismus der Materiekonzeption ist praktisch, weil er die Objektivität von Praxis beweist? — Man sieht, am Anfang steht die Konzeption, wieder einmal eine unbefleckte Empfängnis. Die Konzeption entläßt aus sich das System. Das System beweist den Menschen, daß ihre Praxis objektiv ist. Dadurch beweist das System, daß es praktisch ist. In der irdischen Wirklichkeit geht es profaner zu. Hier muß sich in der Praxis die Objektivität der die Praxis steuernden Theorie erweisen. Bei Sandkühler beweist die Theorie die Objektivität der Praxis. Im Marxismus verdankt der Theoretiker der Praxis sein entscheidendes Kriterium, bei Sandkühler die Praxis dem Theoretiker. Wo Lenin an Marx rühmte und es als methodisches Vorbild für „die Darstellung (resp. Erforschung) der Dialektik überhaupt“⁷⁷ bezeichnete, daß er im Kapital mit einer massenhaft und von jedem immer wieder gemachten Erfahrung des Alltags *anfängt* und von dort aus den Gegenstand *entwickelt*, da dreht Sandkühler die Sache um und mystifiziert das Resultat zum Ausgangspunkt. Forschung und Darstellung der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie hätten ihren Anfang zu nehmen „beim Begriff der Materie, d. h. nichts anderes als bei der Materie in historischer, ontologischer Wirklichkeitsform in Natur und Gesellschaft wie im Bewußtsein“. Materie ist für ihn als

77 LW 38, S. 340. Vgl. dazu meine *Vorlesungen* . . . , S. 74.

Lehrgegenstand interessant, kommt daher nur als Kategorie, Konzept, Begriff, kurz: als Ideelles vor. Die Dialektik der Materie verengt sich folgerichtig auf „die Erkenntnis der Dialektizität des Materie-Begriffs“⁷⁸.

11. Gegen den bloß verbalen Materialismus

„Seit Hegels Tod“, schrieb Engels in seiner Rezension von *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*⁷⁹, „ist kaum ein Versuch gemacht worden, eine Wissenschaft in ihrem eignen, inneren Zusammenhang zu entwickeln. Die offizielle Hegelsche Schule hatte von der Dialektik des Meisters nur die Manipulation der allereinfachsten Kunstgriffe sich angeeignet, die sie auf alles und jedes, und oft noch mit lächerlichem Ungeschick, anwandte. Die ganze Hinterlassenschaft Hegels beschränkte sich für sie auf eine pure Schablone, mit deren Hilfe jedes Thema zurecht konstruiert wurde, und auf ein Register von Wörtern und Wendungen, die keinen andern Zweck mehr hatten, als sich zur rechten Zeit einzustellen, wo Gedanken und positive Kenntnisse fehlten.“

Ein Blick auf eine breite Auswahl von Versuchen aus unterschiedlicher Richtung, heute marxistische Theorie zu betreiben, zeigt, daß auch die Nachfahren von Marx, Engels und Lenin nicht immer gegen ähnliche, wenngleich in diesem Fall nur vorübergehende Rückfälle gefeit sind. Den Unterschied zwischen einer Wissenschaft in ihrem eignen, inneren Zusammenhang und einem bloß verbalen Materialismus, der sich auf ein Register von Wörtern und Wendungen reduziert, mit deren Hilfe eine Anstrengung der Erkenntnis und ihrer Darstellung eingespart wird, diesen bewegungswichtigen Unterschied im Bewußtsein zu halten, kann eine Leistung materialistischer Erkenntnistheorie sein. Da aus dem bloßen Verbalismus jede Überzeugungskraft gewichen ist, kommt dem anzustrebenden materialistischen Selbstbewußtsein, das jeden Theoriebildungsprozeß, auch jeden Darstellungsprozeß begleiten soll, praktische Bedeutung zu. Es ist ein unverzichtbares Moment sozialistischen Bewußtseins, wie es für den Parteigänger des wissenschaftlichen Sozialismus notwendig ist.

Wenn ich z. B. den Nenner aller Auffassungsunterschiede und Mißverständnisse zwischen Sandkühler und mir, wie sie sich im Spiegel der *Argument*-Aufsätze zeigen, angeben soll, so sehe ich ihn nicht auf der Seite der Resultate, des Fürwahrgehaltenen, sondern auf der Seite dessen, was den „inneren Zusammenhang“ dieser Resultate ausmacht. Doch was sind die Ergebnisse ohne ihre Ableitung? Ist das Richtige noch richtig, wenn es bloß geglaubt werden kann statt abgeleitet? Man kann natürlich sagen: Selbst wenn das Richtige nur geglaubt, also in unrichtiger Form behauptet wird, ist es immer noch das Richtige, was da geglaubt wird. Und ist es nicht besser, daß das Richtige geglaubt wird anstelle des Falschen? Freilich, wodurch un-

⁷⁸ Sandkühler, *Zur Begründung* . . . , in: *Argument* 77, S. 985.

⁷⁹ MEW 13, S. 472.

terscheidet sich das Richtige vom Falschen? Wie unterscheide ich es anders als durch Ableitung des Richtigen? Und wie kann ich die Richtigkeit einer Ableitung beurteilen, wenn sie nicht letztlich *praktisch* fundiert ist?

Die Betonung der „Ableitung“ genannten Fähigkeit, den Zusammenhang herzustellen, heißt natürlich nicht, das unsinnige Postulat aufzustellen, in jedem Augenblick die totale Ableitung durchzuführen. Es ist der Sinn des umfassenden, arbeitsteilig hervorgebrachten Werks der Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus, dieses Zusammenhangswissen darzustellen. Insofern gehört die Spezialisierung auch auf bestimmte Disziplinen der Theorie dazu. Aber für das *sozialistische Bewußtsein* des einzelnen Marxisten ist es entscheidend, daß er in allgemeinsten Umrissen den Zusammenhang sieht. Denn nur aus dem Zusammenhang läßt sich jedes Besondere bestimmen. Und die Erkenntnistätigkeit des einzelnen ist den Ansprüchen, die an ihn als „sozialistische Persönlichkeit“ oder einfach als „Marxist“ gestellt sind, nicht gewachsen, wenn sie nicht wenigstens von einem allgemeinen Wissen begleitet wird, woher man weiß, was man weiß. Die Produktion ist das Wesentliche, nicht das einzelne Produkt, gilt auch von der Erkenntnis. Das Bewußtsein der letztlichen Vermitteltheit aller Erkenntnis durch sinnliche Tätigkeit, Praxis, weit entfernt davon, „alles in Praktizismus aufzulösen“, weit entfernt davon, „Erkenntnis auf die Problemlösung aufzulösen“, — dieses Bewußtsein ist das Medium jener „einfachen“, wissenschaftlichen „Weltanschauung“, die seit Engels unter dem Namen des Dialektischen Materialismus im Zusammenhang mit politischer Organisation der Arbeiterbewegung entwickelt wird — nicht ohne Widersprüche.

Der Nenner all meiner Einwände gegen Sandkühlers Darstellungsweise ist folgender: Materialismus und Dialektik sind für ihn nur *Gegenstand* der Darstellung, Objekt der Lehre. Auf der Seite des *Wie*, also in der Art der Darstellung, in der sich spezifisch materialistische und dialektische Ableitung und Entwicklung bewähren müßte, kommen sie nur sehr halbherzig vor. Nicht daß Sandkühler nicht auch die Entdeckung materialistischer und dialektischer Methode in ihrer Artikulation durch die Klassiker kannte und referierte — aber nur wieder als Lehrmeinung, wieder auf der Seite des Objekts.

Von daher erklärt sich wohl auch die verständnislose Retourkutsche, mit der er meine Anmerkungen über den Umgang mit den Klassikern⁸⁰ beantwortet („... dann schon lieber ‚Zitatitis!‘“). In diesen Anmerkungen hatte ich eine Formulierung von Thomas Metzger — dem man die Haltung der „Zitatitis“ wirklich nicht vorwerfen kann! — aufgegriffen und geschrieben, es scheine mir „keine verallgemeinerbare Argumentation zu sein, wenn er schreibt: ‚Jede materialistische Ästhetik, die den ... Vorstellungen der Klassiker die

80 In *Argument* 81, S. 571 ff.

Treue zu halten versucht, hat von der Vorstellung auszugehen, daß ...“⁸¹ Hier mischt Sandkühler sich ein mit dem Vorwurf, das Metscher-Zitat ende dort, wo es im zitierten Text mit *Materialismus* weitergeht. Aber der Sinn meiner Kritik, die sich bei Metscher nur an eine Formulierung richtet, war ja gerade, darauf hinzuweisen, daß es an sich nicht materialistisch ist, ausgehend von einer *Vorstellung* und der *Treue zu ihr* zur *Materialismus-Vorstellung* zu kommen. Insofern holpert die Retourkutsche nun erst recht in die Richtung, die ich kritisierte. Metscher hat die Kritik an seiner Formulierung, wie bei seiner wissenschaftlichen Haltung nicht anders zu erwarten, sofort übernommen⁸². Dagegen zeigte eine von mir nicht genannte Adresse, nämlich das „Projekt Klassen-Analyse“, daß es sich getroffen fühlte, und schlug mit wahrhaft „vernichtender“ Ironie zurück, mit der ich aber wegen ihrer Unerheblichkeit den Leser verschonen will⁸³. Die getroffenen Hunde bellten zu Recht. Ihre aufs Niveau einer Manufaktur gehobene Methode der „Klassiker-Ausschlachtung“⁸⁴ stellt einen Sonderfall des bloß verbalen Materialismus dar, der in diesem Fall immer möglichst verbal an den Klassiker hängt und ihnen und ihren Nachfolgern das Wort im Munde herumdreht⁸⁵. Diese Zitier- und Zettelkastenmanie ist nichts Neues; die Kämpfer hatten sich schon immer gegen die Ausschlachter der Kämpfe zu wehren. Zum Beispiel Lenin polemisierte gegen „... so

81 Vgl. *Argument* 77, S. 920. Der Satz geht bei Metscher weiter: „... , daß alle Formen der geistigen Aneignung der Welt ... den Charakter des Abbildes einer objektiv vorgegebenen Wirklichkeit besitzen.“

82 Vgl. T. Metscher, Ästhetische Erkenntnis und realistische Kunst, in: *Argument* 90, S. 229.

83 Vgl. Projekt Klassenanalyse, Kleinbürgerlicher oder wissenschaftlicher Sozialismus? Berlin/West 1974, S. 64, Anm. 11. Der zweite Teil der Broschüre setzt sich unter der vielsagenden Überschrift „Klaus Holzkamp als Marxist-Leninist“ mit Holzkamps Artikel „Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus und ihre Verkennung durch J. Bischoff“ auseinander, vielmehr rettet sich mangels Argumenten teils in langweilige Platitüden, teils in hämisches Gerede, all das garniert mit endlosen Klassiker-Ausschlachtungen.

84 Vgl. dazu Holzkamp, *Die historische Methode...*, S. 2 f.; vor allem S. 3 ff. über „Textausschlachtung als Sinnverfälschung“.

85 So drehen sie mir meine Worte gegen die „Zitatitis“ dadurch ins Gegenteil, daß sie sie geschickt aus dem Zusammenhang lösen. „Die Frage ist: wie kann der mögliche Nutzen verwirklicht werden ..., den ein ebenso inflatorisches wie nur autoritätsbezogenes Zitieren ... anrichten kann.“ Wie wäre es so? — J. Bischoff hilft in seiner Dissertation (Gesellschaftliche Arbeit als Systembegriff) nicht nur durch Auslassungen beim Zitieren nach, sondern läßt auch gelegentlich die Auslassungszeichen weg. Wo ich (in: Die Bedeutung von Standpunkt und sozialistischer Perspektive für die Kritik der politischen Ökonomie, in: *Argument* 74, S. 581) zeige, wie Marx im *Kapital* der sozialistischen Perspektive ein wissenschaftliches Fundament unterbaut, indem er sie (im Gegensatz zum utopischen Sozialismus) begründet, „als bestimmte Negation“ läßt Bischoff (S. 316) diese drei Wörter weg (ohne Auslassungszeichen), um mich als utopischen Sozialisten etikettieren zu können.

einen in Mode gekommenen Vertreter einer in Mode gekommenen Beschäftigung — des Sammelns von Zitaten (fast hätte ich gesagt: des Briefmarkensammelns)...“⁸⁶ Die Effekte des gegen den Originalkontext rücksichtslosen und gegenüber dem Adressaten mit der zitierten Autorität winkenden Zitierens sind übel. Die hilflose Verblüffung von Leuten, die den Kampf der Zitate sprachlos verfolgen, weil sie nicht hauptberuflich die blauen Bände studieren, ist der erste Effekt, Autoritätsverhältnisse und Theoriefeindschaft der zweite und der dritte (natürlich in Wechselbeziehung mit anderen Ursachen). Dabei kann das Zitieren so wichtig sein, wie die Klassikertexte es sind. An Stalins Ausfällen gegen die „Talmudisten“ läßt sich der Schaden ermessen, der so angerichtet werden kann. Als „Talmudisten“ erscheinen für viele jetzt unterschiedslos die Ausschlächter der sozialen Bewegung und diejenigen, die in Orientierungsfragen gegen opportunistische Abweichungen auftreten und sich dabei völlig zu Recht auf die klassischen Zielformulierungen berufen mögen. „Die Buchstabengelehrten und Talmudisten beriefen sich immer noch auf die These vom Absterben des Staates im Sozialismus, die sie in Engels' ‚Antidürring‘ fanden. Stalins Politik lief aber hinaus und mußte hinauslaufen auf die Erhaltung oder sogar auf eine Stärkung der Staatsmacht. Das vielgeübte gedankenlose Zitieren von Texten der marxistischen Klassiker mußte ihm deshalb in diesem Fall hinderlich erscheinen.“⁸⁷ Die Polemik gegen die Zitatitis richtet sich ganz im Gegensatz zu Stalins Polemik nicht gegen die ‚Schriftgelehrtheit‘ und nicht gegen das Zitieren, wohl aber gegen die *Ersetzung der Ableitung und des Zusammenhangs durch Zitate*, von deren sinnverfälschender Aufbereitung ganz zu schweigen! So müssen Marx, Engels und Lenin in Form herausgeschnittener Sätze immer wieder erhalten, jeden lebensfremden Scholastizismus zu garnieren. Die „Ableitung“ aus dem Buch ist die Methode, die das Scholastische definiert. „Es handelt sich bei allen derartigen *Ableitungen* nur darum, von der Aufgabe, deren Lösung man nicht gewachsen ist, abzuleiten.“⁸⁸ Was Marx mit dem Blick auf Professor Wagner sagte, wird auch für den Marxismus solange immer wieder aktuell werden, als die objektiven Verhältnisse sozusagen noch unter seiner Kritik sind; solange wird das vorausleuchtende Bewußtsein ständig in der Gefahr schweben, entweder als utopisches Lichtbild davonzugeistern oder zum bloßen bewußten Sein ohne revolutionären Horizont herabsinken.

Eine wichtige Aufgabe materialistischer Erkenntnistheorie ergibt sich aus dieser Problemlage. Als Theorie der Erkenntnis muß sie u. a. die materiell-gesellschaftlichen Faktoren analysieren, die sei es die utopistische, sei es die revisionistische Bewußtseinsform bestimmen. Analyse dieser Faktoren und Kritik des durch sie determinier-

86 LW 20, S. 196.

87 F. Tomberg, Basis und Überbau, Sozialphilosophische Studien, Neuwied und Berlin 1969, S. 25.

88 Randglossen zu A. Wagners Lehrbuch . . . , MEW 19, S. 367.

ten Bewußtseins sind eins. Zugleich muß sie jede materialistische bloße *Lehre*, die den Materialismus bloß als *Lehrmeinung* und *Aussagegegenstand* enthält, in den materialistischen Ableitungszusammenhang bringen und so auch hier das Feste aus dem Flusse seiner Bewegung und Entstehung auffassen. Kurz: Materialistische Erkenntnistheorie fängt da an, bewußtseinsbildend zu wirken, wo sie ein — befreiendes — Gewissen schärft für den Materialismus und die Dialektik der Gewinnung, Ableitung und Darstellung von Erkenntnis — auch ihrer selbst.

Erkenntnistheoretisch in diesem Sinn sind die vielen einschärfenden Bemerkungen von Engels, die vor der Verkehrung von Ausgangspunkt und Resultat warnen. So dringend wir die Resultate unserer Abstraktionskraft z. B. brauchen, so schädlich werden sie, wann immer wir sie ohne das Bewußtsein ihres Resultatscharakters, und das heißt als Prinzipien verwenden. Der dialektische Materialismus in Prinzipienform gebracht, das ist Eugen Dühring reddivivus! Das Prinzip der Einheit des Seins — Dühring! Der Materialismus als philosophisches System — Dühring! Zum Selbstbewußtsein der dialektisch materialistischen Theorie gehört es — wiederum ist es Engels, dem wir die klassische Formulierung dieser Einsicht verdanken —, daß sie kein abgeschlossenes und gegen die Welt, die in ständiger Veränderung ist, endgültig fertiges Gebäude von Lehren darstellt. Dieser einfache, dialektisch selbstverständliche Gedanke, der tragender Bestandteil der dialektisch materialistischen Weltanschauung ist, hat etwas ungeheuer Befreiendes. Dagegen wird jede Theorie, die das Resultat nicht als Resultat ausweist, die seine Produktion wegläßt, zu einem Alptraum für den emphatisch praktischen Menschen — die marxistischen Revolutionäre.

Hegel, den Engels dafür rühmte, daß er seine Wissenschaft aus ihrem eigenen, inneren Zusammenhang zu entwickeln versucht hatte, benennt in seiner *Logik* treffend eine Seite des hier gemeinten Sachverhalts:

„Eine der Hauptschwierigkeiten, sich in die Wissenschaften einzustudieren, worin dies Verfahren herrschend ist, beruht deswegen auf dieser Verkehrtheit der Stellung, das als Grund vorzuschicken, was in der Tat abgeleitet ist, und indem zu den Folgen fortgegangen wird, in ihnen in der Tat erst den Grund jener sein sollenden Gründe anzugeben. Es wird in der Darstellung mit den Gründen angefangen, sie werden als Prinzipien und erste Begriffe in die Luft hingestellt. . . Wer daher in dergleichen Wissenschaften eindringen will, muß damit anfangen, sich jene Gründe zu inkulieren, ein Geschäft, das der Vernunft sauer ankommt, weil sie Grundloses als Grundlage gelten lassen soll.“

Und Hegel fährt fort, als wollte er den Opportunismus (und Karrierismus andeuten, dem solche Denkweise entspricht und den sie fördert:

„Am besten kommt derjenige fort, der sich ohne vieles Nachdenken die Prinzipien als *gegebene* gefallen läßt und sie von nun an als Grundregeln seines Verstandes gebraucht.“⁸⁹

Wo der Ableitungszusammenhang fehlt, da tritt anstelle des roten Fadens der Dialektik die Abfolge von Klassikerzitaten oder auch heutiger „autorisierten Äußerungen“, mit überbrückendem Modertortext dazwischen. Überhaupt kommt es dann zu der Unsitte des „name-dropping“ sowie dessen, was Marx die „professoraldeutsche Begriffsanknüpfungs-Methode“ genannt hat⁹⁰. Wo die Argumentation ausdrücklich politisch wird, da beschränkt sich das Politische auf den gedanklichen Wink mit dem Zaunpfahl, auf das beweislose, nie von der praktischen Relevanz ausgehende bloße Antippen „gefährlicher Nachbarschaften“, in die man sich mit dem oder jenem Gedanken begeben. In den darin zum Ausdruck kommenden Verhaltensweisen verselbständigt sich Überbauliches gegen seine Basis. Solche Verhaltensweisen haben etwas zu tun mit dem, was „Die Distel“ in ihrem Programm zum 25. Jahrestag der Gründung der DDR unter dem Titel *Neudialektik* verspottet und womit man bis zum Überdruß seine Erfahrungen gemacht hat:

„Während sich bei den Klassikern Dialektik als die Lehre von den Widersprüchen definiert, ist Neudialektik leeres Gerede, dem niemand widerspricht. Und meinte Marx noch, daß es die Aufgabe der Philosophie sei, die Welt nicht nur zu interpretieren, sondern sie vielmehr zu verändern, so kommt es den Neudialektikern vor allem darauf an, jede Veränderung gleich zu interpretieren. Ihre Parole heißt: Ich kenne keine Fragen mehr, ich kenne nur noch Antworten!“⁹¹

89 G. W. F. Hegel, *Wissenschaft der Logik*, Anmerkung zum Abschnitt II „Der formelle Grund“.

90 Randglossen . . . , MEW 19, S. 371.

91 Ich zitiere hier aus einem Bericht von Heinz Kersten im *Tagespiegel* vom 13. 6. 1974. Man fragt sich, ob dem Kersten bewußt war, welche lebendige Kraft des Sozialismus er in diesen Formulierungen seine bürgerliche Zensurinstanz passieren ließ.

Besprechungen

Philosophie

Lange, Friedrich Albert: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung für die Gegenwart. Herausgegeben und eingeleitet von Alfred Schmidt. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt/M. 1974 (Band 1 und 2, 1010 S., br., 28,— DM).

Dieses Werk (erste Auflage 1866), den Großvätern ans Herz gewachsen, den Heutigen zugänglich gemacht zu haben, ist ein Verdienst. Der Verlag erinnert an Rosa Luxemburgs Brief an Sonja Liebknecht: „Ich habe wieder zu Langes ‚Geschichte des Materialismus‘ gegriffen, die mich stets anregt und erfrischt. Ich möchte so sehr, daß Sie sie mal lesen.“ Der Vor-Marxist, dem das kritische Instrumentarium des dialektischen Materialismus noch fehlte, fand hier, abweichend von der Katheder-Philosophie mit ihrer esoterischen Sprache, eine gelehrte aber engagierte Geschichte des materialistischen Denkansatzes von der Antike bis zur Gegenwart. Langes „Geschichte des Materialismus“ ist nicht Geschichte um der Geschichte willen, sondern Geschichte als Anleitung zum richtigen Verhalten im Bereich des Denkens. Die didaktisch-aufklärende Tendenz ist dem Material nicht aufgeklebt, vielmehr der Darstellung immanent. Polemisch gegen den Vulgärmaterialismus, ist Langes Werk apologetisch in Bezug auf einen naturwissenschaftlich orientierten, spekulationsfeindlichen Realismus. Die schulphilosophische Grundlage ist Kants Kritizismus. Kant markiert die Grenze zwischen den beiden Geschichtsbänden. Vor und nach Kant — das ist bereits ein Programm. Treffend bemerkt Alfred Schmidt in seiner Einleitung: „Der Apriorismus, die Lehre vom Transzedentalen, wird bei ihm selbst zu einem Stück, wenn man will, materialistischer Naturphilosophie.“ Freilich fehlt dem Philosophen in der Antinomie von Sein und Erscheinung die dialektische Klammer. Als Marxschüler verfolgt man mit umso größerer Sympathie Langes Bemühen um eine Lösung, als er, ohne materialistische Geschichtsphilosophie, auf der richtigen Seite steht. „Wir legen den Griffel der Kritik aus der Hand“, schließt der Historiker des Materialismus sein monumentales Werk, „in einem Augenblick, in welchem die soziale Frage Europa bewegt: eine Frage, auf deren weitem Gebiete alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine große Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen. Sei es, daß diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister

bleibt, sei es, daß sie einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt: gewiß wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegfegt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vorteil ins Auge faßt“ (1003).

Dieses Bekenntnis ist erstaunlicherweise das Ergebnis einer idealistischen Schlußbetrachtung. „Der Standpunkt des Ideals“, Summa der Geschichtsdarstellung Friedrich Albert Langes, ist ihm die Einheit „von ethischer Idee und sozialer Leistung“. So spekulativ das klingt, ist es doch die Absage an die „Dogmatiker des Eigennutzes“, ein Bekenntnis zum „Zauber genossenschaftlicher Grundsätze“, eine Kriegserklärung an den „Terrorismus der (kirchlichen) Hierarchie“. Auf den Spuren Schillers (und Fichtes) postuliert Friedrich Albert Lange eine Verbindung der Welt des Seienden mit der Welt der Werte, die Ergänzung der Wirklichkeit, die uns zugänglich ist durch das Idealbild einer Vollkommenheit, die unmöglich ist. Lange: das Himmelreich der Religion ist in Wahrheit nichts anderes als das „Prinzip einer neuen Weltverfassung“ (993). Es kostet einige Mühe, die idealistische Terminologie abzuziehen und den sozial gesinnten Aufklärer hinter den hohen Worten zu sehen, dem nur eine Kleinigkeit zur wissenschaftlichen Wahrheit fehlt: eine Prise dialektischer Materialismus. Studenten, die bei Marx in die Schule gegangen sind, werden das Buch nicht bloß als kulturgeschichtliches Dokument lesen, sondern als Modell einer Geschichtsschreibung, die bei aller gelehrten Forschung sich nicht scheut, Partei zu ergreifen.

Bruno Frei (Wien)

Buhr, Manfred, und Alfred Kosing (Hrsg.): Kleines Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Philosophie. Dietz Verlag, Berlin/DDR 1974 (333 S., geb., 6,80 M).

Die Neuauflage des „Kleinen Wörterbuches“ in erweiterter Form ist zu begrüßen. Die Zahl der Stichwörter wurde mehr als verdoppelt. Die Kriterien sind sehr weit gezogen. So sind zu den philosophischen Termini im engeren Sinne Begriffe allgemein bildenden Charakters hinzugekommen, die nur indirekt dem Gebiet der Philosophie zugehören. Als Beispiel sei das Stichwort „Volksmassen“ erwähnt. Auf mehr als drei Spalten gibt das Wörterbuch Auskunft über die sich verändernde und entwickelnde Kategorie. Der Benützer des Wörterbuchs erfährt alles Notwendige über die Rolle der Volksmassen in der antagonistischen Klassengesellschaft und über die neue Qualität, die der Begriff in der sozialistischen Revolution und im Prozeß der Errichtung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft erfährt.

Unter dem Stichwort „Entfremdung“ (als Beispiel für die Methode der Worterklärungen erwähnt) wird die Entwicklung des Begriffs

von Hegel und Feuerbach zu Marx dargestellt; Marx und Engels haben die Entfremdung auf ihre gesellschaftlichen Grundlagen und Ursachen zurückgeführt. Das Verhältnis von Ausbeutung und Entfremdung wird im Wörterbuch korrekt beschrieben, zugleich aber klargestellt, daß die Entfremdung nicht automatisch verschwindet, wenn die Ausbeutung aufgehoben wird. — Ein Stichwortverzeichnis erleichtert die Benützung des Wörterbuches, das Studierenden empfohlen werden kann.
Bruno Frei (Wien)

Korsch, Karl: Politische Texte. Herausgegeben und eingeleitet von Erich Gerlach und Jürgen Seifert. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1974 (400 S., br., 29,— DM).

In einem Brief Adornos an den Komponisten Ernst Krenek findet sich eine aufschlußreiche Bemerkung über Karl Korsch. Adorno, der Korsch im amerikanischen Exil kennengelernt hatte, charakterisiert diesen als einen „gescheiterten und exzentrischen Mann . . .“, der wirklich so weit links ist, daß er schon beinahe auf der Rechten wieder herauskommt.“ Dieser Satz erscheint mir insofern wichtig, als er die persönliche Tragödie eines marxistischen Intellektuellen benennt, der, an der gegebenen historischen Alternative Faschismus oder Kommunismus/Stalinismus verzweifelnd, nur noch aus einer Position „jenseits von Gut und Böse“ das Zeitalter zu besichtigen und zu kritisieren vermag. Adorno hat den politischen Widerspruch, der dieser Position innewohnt, intuitiv und sehr genau erfaßt.

Gleichwohl ist das nur die halbe Wahrheit über Korsch. Der vorliegende Band, von dem verstorbenen E. Gerlach und von J. Seifert herausgegeben, dokumentiert hinreichend, daß Korsch bei aller Skepsis gerade gegenüber der Entwicklung in der Sowjetunion und in den anderen sozialistischen Staaten bis an sein Lebensende an den „Ideen von Marx“ (394) festgehalten hat. Freilich zeigen schon die theoretischen Beiträge aus den frühen zwanziger Jahren — einer Zeit, in der Korsch der KPD angehörte, für kurze Zeit thüringischer Justizminister in einer SPD-KPD-Regierung war, dann Reichstagsabgeordneter und Chefredakteur der „Internationale“ wurde —, daß Korsch Verständnis des Marxismus von vornherein gegen dessen stalinistische Fixierung auf eine positive Dogmatik von anwendbaren Lehrsätzen zielte. Bemerkenswert früh und klar erkannte Korsch den theoretischen und praktischen Opportunismus Stalins (vgl. 83 ff.). Seine „Fünfzehn Thesen über wissenschaftlichen Sozialismus“ (51—56), in denen im Anschluß an Engels' Schrift „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ die Begründung des „Sozialismus als Wissenschaft“ neu- und weiterformuliert wird, weisen Korsch als einen Theoretiker aus, der gewillt ist, die „große Methode“, wie Brecht den Marxismus nannte, wenn nötig, kritisch auch auf diesen selbst anzuwenden.

Die zentralen Aufsätze des Bandes kreisen um die Sozialisierungs- und Rätefrage, um das Problem revolutionärer Gewerkschaftsarbeit (Aufsätze, die z. T. heute noch überaus aktuell sind), um „Staat und Konterrevolution“ (327—336) und um die politische und ideologische Entwicklung in der nachleninschen Sowjetunion. Daneben findet sich eine Reihe von Arbeiten, die sich mit Marx' Stellung zur bürgerlichen Revolution von 1848 (371—384), mit der spanischen (220—243) und der chinesischen Revolution (160—170) beschäftigen. An den Spanien-Aufsätzen wird Korsch's Affinität zu anarchistischen und syndikalistischen Bewegungen besonders deutlich. Beschlossen wird der Band durch „Zehn Thesen über Marxismus heute“ (385—387), in denen Korsch sehr entschieden an einigen marxistischen Grundsätzen rüttelt. Dort heißt es auch: „Alle Versuche, die marxistische Lehre als Ganzes und in ihrer ursprünglichen Funktion der sozialen Revolution der Arbeiterklasse wiederherzustellen, sind heute reaktionäre Utopien“ (385). Nimmt man diesen Satz isoliert, so wäre damit allerdings jene „Korsch-Legende“ bestätigt, die besagt, Korsch sei immer ein Antikommunist gewesen. Das ist sicher nicht so umstandslos wahr, denn immerhin heißt es in den gleichen Thesen, daß es um den „Wiederaufbau einer revolutionären Theorie und Praxis“ gehe (386). Wenn Korsch schreibt, daß Marx „nur einer unter vielen Vorläufern, Begründern und Weiterentwicklern der sozialistischen Bewegung“ sei, wenn er postuliert, daß „mit dem monopolistischen Anspruch des Marxismus“ gebrochen werden müsse (ebd.), so läßt sich m. E. daraus weniger eine definitive Absage Korsch's an den Marxismus ableiten als vielmehr begründetes Mißtrauen gegen eine Theorie, die, vormals revolutionär-praktisch orientiert, unter Stalin längst zum ideologischen Dogma, zur affirmativen „Weltanschauung“ herabgesunken war. Die sog. Zürcher Thesen mit ihren marxismuskritischen Aussagen sind nur dann wirklich zu begreifen (und gerecht zu bewerten), wenn man sie materialistisch in den Kontext des mit Stalins Namen verbundenen Niedergangs der kommunistischen Weltbewegung rückt.

Denjenigen freilich, die Korsch in vordergründiger politischer Absicht entweder für sich zu reklamieren oder aber in den Orkus des Antikommunismus zu befördern trachten, um sich jeweils fragwürdige Legitimationen für die eigene Praxis zu verschaffen, sollte zu denken geben, was Korsch bereits 1927 formulierte und sich heute wie eine frühe Kritik am gegenwärtig grassierenden linken Sektierertum liest: „... die Hauptaufgabe für die revolutionären Arbeiter in Deutschland besteht heute ganz und gar nicht mehr darin, an jenen unvermeidlich im inneren Kreis der Beteiligten ... mit großer Heftigkeit andauernden ‚häuslichen Streitigkeiten‘ der verschiedenen rechten, mittleren und linken Strömungen in den Kommunistischen Parteien und um die Kommunistischen Parteien teilzunehmen. Unsere Aufgabe besteht darin, jenen toten ‚Kommunismus‘, der als ein betrübliches und bisweilen närrisches Gespenst in der heutigen proletarischen Arbeiterbewegung umgeht, zu seinen Toten heimzuschicken, und uns mit verdoppelter Energie hineinzustellen in die heute schon mit fühlbarer neuer Kraft beginnenden gegenwärtigen und wirk-

lichen Kämpfe der Arbeiterklasse“ (219). Bei aller Verdienstlichkeit, die den Herausgebern des Bandes zu bescheinigen ist, bleibt nach der Lektüre gleichwohl ein Rest von Unbehagen beim Leser zurück. Das hängt mit der Auswahl und den Editionsprinzipien der vorliegenden Aufsätze zusammen. Zwar bemüht sich J. Seifert in seiner Einleitung (7—13), rationale Rechenschaft über sein Auswahlverfahren, das sich eng an Gerlachs Editionsplan hält, abzulegen — trotzdem gibt es eine Reihe offener Fragen. Eine wichtige betrifft die Authentizität einiger Beiträge, die seinerzeit ungezeichnet in der „Kommunistischen Politik“ erschienen. Seifert übernimmt unkritisch Gerlachs „Unterstellung“, „daß sie von Korsch stammen“ (11); hier könnte wohl erst gründliche Forschungsarbeit endgültige Aufklärung schaffen. Es bleibt zu hoffen, daß der von Gerlach projektierte zweite Band (ebd.) mit vorwiegend theoretischen Texten Korsch in absehbarer Zeit veröffentlicht wird, damit die marxistische Auseinandersetzung um diesen Autor auf gesicherterer Basis als bisher geführt werden kann, damit vor allem jeder Art von „Korsch-Legende“ und projektiver Vereinnahmung oder Ablehnung der Boden entzogen wird. Noch ist nicht das letzte Wort über Karl Korsch gesprochen.

Hans-Martin Lohmann (Offenbach)

Sandkühler, Hans Jörg (Hrsg.): Marxistische Erkenntnistheorie. Texte zu ihrem Forschungsstand in den sozialistischen Ländern. Verlag Frommann-Holzboog, Stuttgart — Bad Cannstatt 1973 (LII u. 281 S., br., 24,— DM).

Hans Jörg Sandkühler hat sich mit dieser Edition und einer umfangreichen Einleitung die Aufgabe gestellt, eine erste repräsentative Information über den Forschungsstand der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie und der dialektischen Logik in den sozialistischen Ländern zu bieten. Die hier zusammengestellten Aufsätze aus der UdSSR, CSSR, Ungarn und der DDR sind Dokumente mit Beweiskraft gegen den Mechanismuseinwand. Daß der Herausgeber hier nicht in Beweisnot geraten ist, sondern im Gegenteil die Qual der Wahl hatte, zeigt eine Auswahl-Bibliographie mit 124 Titeln. Marxistisch-leninistische Erkenntnistheorie ist Erkenntnistheorie auf der Höhe der Einsicht in die *doppelte Determiniertheit* des Erkenntnisprozesses: nämlich erstens „durch seine stofflichen, objektiv materiellen und bewußtseinsvorgängigen Gegenstandselemente und zweitens durch seine gesellschaftliche Formbestimmtheit“ (XVII). Eines der zentralen Anliegen der Beiträge dieses Buches ist die nähere Darstellung und Diskussion dieser doppelten Determiniertheit: *Erkenntnis ist Widerspiegelung, und Widerspiegelung ist ein sozial-historischer Prozeß.*

Der Aufsatz von Klaus Gößler aus Leipzig („Erkenntnis als sozialer Prozeß“) zeigt, daß die Faktoren der sozial-ökonomischen Determiniertheit „den Erkenntnisprozeß als einen sozialen Prozeß und

seine Resultate als Produkte einer spezifisch menschlichen Tätigkeit“ bestimmen (64). „Dieser Determiniertheit unterliegen vor allem solche Seiten des Erkenntnisprozesses wie Zielstellung, Problemauswahl, Erkenntnisbedürfnis, Niveau des Erkenntnisvermögens, Distribution und Nutzung der Erkenntnisse, Verhältnis von gesellschaftlichem und individuellem Erkenntnisprozeß u. a.“ (64). Diese Determiniertheit betrifft nicht nur die gesellschaftliche Form, in der der Erkenntnisprozeß abläuft, sowie die Nutzung der Erkenntnis, sondern auch die Inhalte der Widerspiegelungsprodukte. Hier stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von „Erkenntnis und Ideologie“ (Aufsatz von H. Schliwa), weil hier die Grundlage für den Klassencharakter der Erkenntnis zu finden ist. Als Ideologie bezeichnet Schliwa, entgegen einer Reduzierung auf falsches Bewußtsein, im „wesentlichen jene Teilklasse der praktisch-geistigen Aneignung und ihre Resultate . . ., die impliziter bzw. expliziter Ausdruck von Klasseninteressen bzw. des sozialistischen Gesamtsubjekts sind und die auf das gesellschaftlich bedeutsame Handeln der Klassen und Klassenindividuen gerichtet“ sind (110). Der Zusammenhang von Ideologie und Erkenntnis äußert sich in der Tatsache, daß „die Interessen der Arbeiterklasse eine wissenschaftliche Begründung der Ideen erfordern und damit die Möglichkeit ihrer Realisation schaffen“ (114).

Ein weiterer Teil der Aufsätze beschäftigt sich mit dem Verhältnis von Dialektik, Logik und Erkenntnistheorie. So zeigt Gößler, daß aus der Analogie der doppelten Determiniertheit des *Erkenntnisprozesses* und der doppelten Determiniertheit des *Arbeitsprozesses* wichtige Schlußfolgerungen für die sozialökonomische Determiniertheit des Erkenntnisprozesses zu ziehen sind. „Wie die politische Ökonomie die Produktionsweise der materiellen gesellschaftlichen Produktion erforscht, untersucht die Erkenntnistheorie die Produktionsweise der ideellen gesellschaftlichen Produktion“ (XLIII). Daß die Analogie Arbeitsprozeß-Erkenntnisprozeß Grenzen hat, bemerkt Gößler (65), und Kumpf zeigt diese genauer auf in seinem Aufsatz „Zur Gegenstandsbestimmung der dialektischen Logik“. In diesem Beitrag geht es vor allem um das Verhältnis von dialektischer Logik und Dialektik. Es handelt sich hier „letztlich um das Verhältnis der Gesetze und Strukturen des menschlichen Denkens zu denen der objektiven Realität“ (235). Kumpf behandelt hier unter anderem die Frage, wie die von Lenin begründete Auffassung vom Zusammenfallen von Dialektik, Logik und Erkenntnistheorie zu verstehen sei. Er widerspricht der Auffassung P. V. Kopnins (vgl. dessen Aufsatz: „Das Zusammenfallen von Dialektik, Logik und Erkenntnistheorie“): „Die Idee der Identität von Dialektik, Logik und Erkenntnistheorie besitzt nicht nur partiellen, sondern allgemeinen Charakter“ (215).

Die Kritik Kumpfs an Kopnin (vgl. 236 ff.) mag als Beispiel dafür stehen, daß hier nicht dogmatisch fixierte Lehrgebäude dargestellt werden, sondern daß diese Aufsätze Beiträge sind zu einer sich in den sozialistischen Staaten differenziert entwickelnden erkenntnistheoretischen Forschung. Sie sind zugleich Beiträge zur ideologischen

Auseinandersetzung. Als Beispiel sei V. Ruml (Prag) angeführt, der sich in „Aktuelle Probleme der Leninschen Abbild-Theorie und der ideologische Klassenkampf der Gegenwart“ mit dem Begriff der Praxis der jugoslawischen Praxisphilosophie auseinandersetzt und zeigt, daß, wenn materiell-praktische und theoretische Tätigkeit nicht unterschieden werden, die materialistische Grundlage der Philosophie ins Wanken gerät und undialektische subjektivistische Konzeptionen sich breit machen (187).

Die Aufsatzsammlung stellt mit ihren vor allem grundlagentheoretischen Aufsätzen einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnistheoriediskussion in der BRD dar, zu einer Diskussion, die nicht zuletzt auch hier im „Argument“ über „Streitfragen materialistischer Dialektik“ geführt wird (Siehe Argument 77, 81, 84, 85 und 90). Wer sich heute mit Erkenntnistheorie beschäftigt, kann die Ergebnisse der erkenntnistheoretischen Forschung in den sozialistischen Ländern nicht einfach ignorieren; die vorliegende Edition zeigt ihren Forschungsstand (bereits beantwortete Fragen) und ihre Forschungsrichtung (aufgeworfene Fragen).

Hans Schindler (Gießen)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Henn, Beate: Einführung in die generative Transformationsgrammatik. Urban Verlag, Stuttgart 1974 (135 S., br., 8,— DM).

Auf den ersten Blick scheint das Buch eine Lücke in der langen Reihe linguistischer Einführungen zu füllen insofern, als nicht nur der formale Beschreibungsapparat, sondern auch „die schulorientierte Anwendungsproblematik und die wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen“ der Transformationsgrammatik (TG) dargestellt werden sollen. So wünschenswert eine solche Einführung gegenwärtig ist, sowenig erreicht aber das vorliegende Buch die selbstgesteckten Ziele. Alle fünf Kapitel (drei davon behandeln das Modell der TG als solches und im Vergleich zu anderen Beschreibungsmodellen, eines diskutiert die Anwendungsmöglichkeiten in der Schule, das letzte Kapitel schließlich kommt auf die wissenschaftstheoretischen Grundlagen zu sprechen) dokumentieren die unkritische Haltung der Verfasserin gegenüber ihrem Gegenstand wie auch einen klaren Mangel an fundierten Kenntnissen, insbesondere der wissenschaftstheoretischen Diskussion.

Was die Darstellung des transformationsgrammatischen Beschreibungsmodells angeht, so werden dessen Grundprinzipien entweder gar nicht, falsch oder unvollständig erläutert: 1. Die Unterscheidung zwischen ‚Kompetenz‘ und ‚Performanz‘, von Chomsky auf einen idealisierten Sprecher/Hörer bezogen in die Linguistik eingeführt

und sowohl Basis für den weitreichenden Anspruch der TG als auch einer ihrer wichtigsten Angriffspunkte, wird so gut wie nicht erläutert. (Schon von daher muß die Habermassche Kritik am Kompetenzbegriff Chomskys, die Henn später andeutet, völlig unverständlich bleiben.) 2. Das Prinzip der Generativität (Erzeugen von unendlich vielen Sätzen mittels einer endlichen Zahl von Regeln) wird unzureichend beschrieben; es fehlt vor allem der Hinweis auf die Rolle der rekursiven Regeln in dem Prozeß der Generierung. 3. Die Gründe, die Henn für das Einführen von Transformationen nennt, sind gänzlich aus Chomskys Argumentation übernommen, ohne eine Andeutung der Kritik, die gegen die Chomskysche Tiefenstruktur/Oberflächenstruktur-Konzeption vorgebracht worden sind. Insgesamt ist die Darstellung der TG als Beschreibungsmodell also wenig brauchbar, da sie a) unkritisch, b) unvollständig (daher unverständlich) und c) veraltet ist.

Henns Ausführungen zur Frage der Anwendbarkeit der TG im Schulunterricht sind im Vergleich dazu kritischer. Vor allem ihre Darstellung einiger konkreter Vorschläge zur Unterrichtsgestaltung ist erfreulich. Sie steht einer Anwendung der TG im Schulunterricht — trotz der von ihr kritisierten Schwächen bisheriger Anwendungsversuche — positiv gegenüber, aufgrund der wissenschaftspropädeutischen Funktion, die diese erfüllen könne. Am Beispiel der TG, deren Analyse Kriterien präzise formulierbar seien, könne den Schülern Einsicht in die „Machbarkeit“ von grammatischen Beschreibungen, d. h. ihren Modellcharakter, vermittelt werden und damit zugleich in die Problematik von Bewertungsmaßstäben eingeführt werden (82). Nun beruht aber die TG selbst auf einer ganz bestimmten wissenschaftstheoretischen Konzeption (was Henn ja auch selbst zu zeigen versucht), und die Frage ist doch, ob es gerade *dieser* Wissenschaftsbegriff ist, der den Schülern nahegebracht werden soll. Wenn sich Henn dagegen ausspricht, den Schulunterricht nur an einem logisch-systematischen Erklärungsbegriff zu orientieren, dann tut sie dies aber nicht aufgrund von Zweifeln an diesem Wissenschaftsbegriff, sondern weil ihr „wissenschaftliche Erklärungen“ dem Informationsstand der Schüler nicht angemessen zu sein scheinen. Mit ihrer Identifizierung von ‚wissenschaftlicher Erklärung‘ und ‚logisch-systematischer Erklärung‘, wobei sie noch fälschlicherweise jede „weniger wissenschaftliche“ Erklärung als ‚pragmatisch‘ bezeichnet (9), reproduziert Henn genau die in dem genannten Wissenschaftsbegriff angelegte Verabsolutierung eines bestimmten, anhand von naturwissenschaftlichen Theorien aufgestellten Erklärungsschemas; dieses Schema, das sogenannte ‚Hempel-Oppenheim-Schema der wissenschaftlichen Erklärung‘, soll aber nicht nur für die Naturwissenschaften, sondern für alle Wissenschaften verbindlich sein. D. h., Wissenschaften, die Bedingungen unterliegen, welche eine Orientierung an dem genannten Erklärungsbegriff ausschließen, hätten in dieser Wissenschaftskonzeption keinen Platz. Die Vorstellungen, die Henn über derartige Wissenschaften hat, werden aus ihrer Gegenüberstellung der drei „Hauptrichtungen der Wissenschaftstheorie“ klar, die

sie im letzten, wissenschaftstheoretischen Kapitel ihres Buches vornimmt. Sie unterscheidet hier zwischen der analytischen, der hermeneutischen und der dialektischen Richtung. Der Unterschied zwischen der ersten und der letzten wird folgendermaßen formuliert: „Während es in den analytischen Wissenschaften [sic!] um die Konstruktion eines Systems ‚wahrer Sätze‘ geht, innerhalb dessen ‚Erklärungen‘ in Deduktionen bestehen, geht es in der Dialektik um Kritik. Die Erklärungen bestehen im Hinweis auf Sozialisationsprozesse.“ (109)

Henn ordnet die TG den analytischen Wissenschaften zu (sie identifiziert hier offensichtlich ‚Theorie‘ mit ‚Wissenschaft‘: „in analytisch orientierten Wissenschaften, z. B. der Chomskyschen Sprachanalyse ...“ [104]) und geht davon aus, daß sich der Erklärungs begriff nach Hempel/Oppenheim ohne weiteres auf die Linguistik übertragen läßt. Diese Übertragung ist aber im höchsten Grade fragwürdig, insbesondere wenn man die Möglichkeiten, Explanans und Explanandum für die Linguistik zu definieren, an den von Hempel und Oppenheim aufgestellten Adäquatheitsbedingungen für Erklärungen mißt. Es soll Henn natürlich nicht vorgeworfen werden, daß sie keine Lösung für diese gegenwärtig stark umstrittenen Fragen anbietet — das Schlimme ist aber, daß sie offenbar die Probleme gar nicht sieht.

Elisabeth Bense (Berlin/West)

Kanngießer, Siegfried: Aspekte der synchronen und diachronen Linguistik. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1972 (250 S., br., 26,— DM).

Die seit Saussure in der modernen Linguistik traditionell gewordene strikte Trennung zwischen Synchronie und Diachronie beginnt in der neuesten sprachwissenschaftlichen Forschung zunehmend zu einem Problem zu werden. Auch Kanngießer sieht in der bisher weitgehend üblichen Ausklammerung des historischen Aspekts aus der synchronen Sprachforschung einen Fehler, „denn die Sprachtheorie muß es gestatten, eine Antwort auf die Frage zu formulieren, wie es möglich ist, daß synchrone Strukturen in diachrone Prozesse eingebettet werden können bzw. daß die Sprache sich verändern kann und in der Tat verändert, während sie in *P* [der Sprachgemeinschaft] zur Kommunikation gebraucht wird, also ‚synchron funktioniert‘. Diachrone Prozesse sind somit natürliche Gegenstände der linguistischen Theorie, auch der Theorie eines Sprachzustandes, und die Erklärung und Beschreibung dieser Prozesse muß möglich sein, wenn die Theorie nicht von vornherein unvollständig und unsystematisch und damit auch inadäquat sein soll“ (42).

Aus der Einsicht heraus, daß Chomskys von der nachfolgenden Forschung weitgehend übernommene Annahme einer vollständig homogenen Sprachgemeinschaft mit dem Faktum der Sprachveränderung unverträglich ist und sich somit gegen eine Integration von

Synchronie und Diachronie sperrt, wird zunächst auf breitem Raum gegen diese Art der „Idealisierung“ argumentiert. Kanngießler kritisiert die Chomskysche Prämisse vor allem mit methodologischen Argumenten, indem er — wie auch in anderem Zusammenhang — die wissenschaftstheoretischen und methodologischen Prinzipien Poppers heranzieht. Er entwirft ein Modell, das auf einer systematischen Heterogenität verschiedener koexistierender Grammatiken basiert, die gemeinsam das Grammatiken-System — nicht die Grammatik — einer Einzelsprache bilden. Auch diese im Vergleich zu Chomskys idealem Sprecher-Hörer der sprachlichen Realität sicher weiter angenäherte Konzeption muß gewisse Idealisierungen vornehmen, die in die Gegenstandsbestimmung von Kanngießlers Entwurf in folgender Weise Eingang finden:

„Gegenstände der generativen Theorie T einer Sprache L , die während eines Zustandes z (L) in einer Sprachgemeinschaft P gesprochen wird, sind:

1. die Sprachkenntnisse K von endlich vielen (intern, homogenen) Gruppen P_1, \dots, P_n von (idealen) Sprecher-Hörern

$p, q, \dots \in P$, mit:

a. $K(P_i) \neq K(P_j)$ für $i \neq j$

b. $K(P_i) \cap K(P_j) = \emptyset$ für $i \neq j$

2. die Prozesse der grammatischen Interaktion zwischen den P_i in P (66).

Die Theorie beruht also auf folgender Annahme: Jede Sprachgemeinschaft ist in verschiedene Gruppen unterteilt, deren einzelne Mitglieder ihre internalisierte Grammatik nur mit den Sprechern aus derselben Gruppe teilen (mit diesen aber vollständig), nicht jedoch mit den Sprechern aus anderen Gruppen. Es gibt aber dennoch eine Menge von grammatischen Regeln, die alle Grammatiksysteme der einzelnen Gruppen gemeinsam haben, die also einen Grad der Verständigung zwischen allen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft ermöglichen. Diese Regeln bilden jedoch ihrerseits kein grammatisches System, sind also nicht etwa doch zu verstehen als ein Grammatiksystem einer Sprache. Die Formulierung „grammatische Interaktion zwischen den P_i in P “ ist mißverständlich insofern, als damit nicht etwa primär die Kommunikation zwischen den Mitgliedern verschiedener Gruppen (P_i) gemeint ist, die nach Kanngießler auf dem Prinzip der „grammatischen Toleranz“ als Bedingung der Möglichkeit von Kommunikation in inhomogenen Sprachgemeinschaften beruht. Von der Annahme einer „Extensions-Kompetenz“ ausgehend — der Fähigkeit von Sprechern, internalisierte Grammatiken zu verändern —, beschreibt die Kategorie ‚grammatische Interaktion‘ vielmehr die systematischen Zusammenhänge zwischen den einzelnen Grammatiken der „Grammatiken-Familie“ unter synchronen und diachronen Aspekten. Mit der These, die Umschichtungen innerhalb des Grammatiken-Systems seien synchron als „Versuch einer Optimierung der gruppenexternen Kommunikation“ (136) zu

sehen und damit als „Infusionssysteme“ zu deuten, während sie in diachroner Sicht als „Diffusionssysteme“ verstanden werden müßten, da die Extension historisch gesehen eine Auseinanderentwicklung einzelner Kompetenzen impliziert, glaubt Kanngießler eines der gesuchten Gelenkstücke zwischen Synchronie und Diachronie gefunden zu haben.

Der Gedanke, daß ein Sprachsystem aus verschiedenen Grammatiken bestehen sollte und daß diese Grammatiken — und damit die zwischen ihnen herrschenden Beziehungen — sozusagen sowohl horizontal wie vertikal angeordnet werden können, dürfte das Problem der Integration von Diachronie und Synchronie, das mit dem Koexistenzmodell ausschließlich auf die Metaebene verlagert ist, nicht lösen. Das Verhältnis zwischen Struktur und Geschichte sollte doch wohl vielmehr innerhalb eines größeren wissenschaftstheoretisch-philosophischen Zusammenhangs angegangen werden, wobei in der inhaltlichen Analyse des Gegenstands in seiner gegenwärtigen Form seine Geschichtlichkeit entdeckt und expliziert werden müßte. Es sei hervorgehoben, daß Kanngießler die formalen Voraussetzungen zu diesem letzten Postulat zu weiten Teilen richtig herstellt. Mit der Übertragbarkeit der Kategorien ist jedoch nicht zugleich eine Austauschbarkeit der Ergebnisse verbunden — das allein würde aber eine derartige Vereinheitlichung im Hinblick auf Gegenstandsreich und Analyseverfahren akzeptabel machen.

Der Gruppenbegriff, dessen Einführung in den Entwurf einer Sprachtheorie systematisch-struktureller Provenienz sicher ein großes Verdienst ist, ist eine rein linguistische und nicht etwa eine sozialwissenschaftliche Kategorie (83): eine Gruppe wird ausschließlich dadurch bestimmt, daß ihre Mitglieder die gleiche grammatische Kompetenz haben. Die Idealisierung, ein Sprecher sei nie Mitglied mehrerer Gruppen, wird notwendig. Aus der angeblichen Projizierbarkeit der Sprachgruppen „auf koexistierende soziale Gruppierungen“ (96) — aus vorsichtigen Formulierungen (145) geht hervor, daß im wesentlichen „Schichten“ gemeint sein dürften — schließt Kanngießler auf die Integrierbarkeit seines Modells mit einer immer wieder geforderten formalen soziolinguistischen Theorie bzw. soziolinguistischen Diachronie. Die Gegenstandsbereiche beider Disziplinen müssen nach Kanngießler jedoch strikt geschieden bleiben (218); die Korrelation von linguistischen und soziologischen Variablen sei bereits nicht mehr Aufgabe der Linguistik (217). Diese Reduktion ist umso erstaunlicher, als Kanngießler durchaus „die Aufgabe einer diachronen Theorie [...] (1) darin [sieht], ein Modell für den Ablauf von Sprachentwicklungsprozessen zu liefern (sie muß also spezifizieren, wie Sprachen sich verändern), und sie muß (2) Auskunft darüber geben, warum solche Entwicklungsprozesse stattfinden“ (190). Folgerichtig muß er dann jedoch zugeben, daß die zweite Frage innerhalb seines Entwurfs — und, wie er meint, von der Linguistik generell — nicht beantwortet werden kann (192 f.). Die „linguistische“ Erklärungsmöglichkeit endet bei der Feststellung, sprachlicher Wandel

resultiere aus einem Gebrauch der Extensionskompetenz in den linguistisch bestimmten Gruppen mit dem Ziel einer „Optimierung ihrer grammatischen Mittel“ (143). — Daß die Kommunikationsverbesserung im Sinne eines Inhomogenitätsausgleichs selbst historisch gesehen werden muß, daß die „Optimierung der grammatischen Mittel“ je nach sozialhistorischer Situation anderes heißt, scheint Kanngießer zwar zu sehen; er zieht aber nicht die Konsequenz eines Verzichts auf die These der „Optimierung als Infusionsstrategie“, sondern lagert wie Chomsky mögliche Modifikationen als abhängig von den Bedingungen aktualisierter Rede aus dem Gegenstandsbe-
reich der Linguistik aus. Es ist zu fragen, ob er mit einem derartigen Vorgehen seinen eigenen, im ersten Kapitel in der Kritik an Chomsky formulierten wissenschaftstheoretischen Prinzipien nicht zuwiderhandelt.

Kanngießer klammert die Pragmatik explizit aus seinen Untersuchungen aus (67, Anm. 5), obgleich er selbst starke Argumente dagegen anführt (ebd.) und mit der Extensionskompetenz eine Kategorie benutzt, die traditionell als Teil der kommunikativen Kompetenz in die Pragmatik gehören sollte. Die Mitglieder der von ihm eingeführten Gruppen sind nicht-handelnde und nicht-sprechende Sprecher, nur dadurch bestimmt, daß sie eine gruppenspezifische phonologische, syntaktische und semantische Kompetenz internalisiert haben. Die zur Integration sprachwissenschaftlicher Fragestellungen in sozialwissenschaftliche Zusammenhänge unbedingt notwendige Leerstelle der Sprecher-Hörer-Situations-Dimension fehlt also. Die angenommene Projizierbarkeit von Sprachgruppen auf Sozialgruppen, aus der sogar die Annahme einer wechselseitigen Prognostizierbarkeit abgeleitet wird (152), ist in dieser Stärke keinesfalls zu halten, und zwar nicht nur, weil — wie Kanngießer selbst bemerkt (151) — keine eindeutige Zuordnung möglich ist. Der gesamte Versuch der Korrelierung linguistischer und soziologischer Variablen dürfte letztlich daran scheitern, daß die von Kanngießer immer wieder geforderte Unabhängigkeit, mit der die linguistischen „Konzepte“ (150) formuliert werden müssen, nicht durchgehalten werden kann bei der adäquaten Bearbeitung eines Gegenstandes, der durch seine Funktion innerhalb sich wandelnder menschlicher Gesellschaften bestimmt ist. Bei der Behandlung einzelner grammatischer Detailprobleme mag man von dieser Bestimmung des Gegenstands Sprache absehen können und zuweilen auch müssen — bei dem Entwurf einer historisch fundierten Sprachtheorie darf man es nicht.

Uta Quasthoff (Berlin/West)

Wunderlich, Dieter (Hrsg.): Linguistische Pragmatik.
Athenäum Verlag, Frankfurt/M. 1972 (413 S., br., 19,80 DM).

Der Reader versammelt sprachwissenschaftliche Beiträge unterschiedlichster Couleur zur linguistischen Pragmatik und will in diesen, weil sie uns in der Praxis begegnen“ (5). Demzufolge ist die

Adressatengruppe des Buches weit gestreut: nicht nur Linguisten sind angesprochen, sondern auch Soziologen, Psychologen, Pädagogen, Publizisten und Philosophen.

Ausgegangen wird von einem Sprachbegriff, der gegenüber strukturalistischen Verkürzungen etliche Weiterungen verspricht: Sprache soll nicht mehr nur als nach grammatischen Regeln strukturiertes Zeichensystem verstanden werden, sondern soll im Zusammenhang menschlicher Gesellschaft, menschlicher Institutionen und menschlicher Arbeit gesehen werden; Sprechen ist Form menschlichen Handelns und nach den Bedingungen für das Gelingen oder Mißlingen dieses Sprechhandelns kann und soll gefragt werden. Damit ist ein Rahmen gesteckt, der umfassender ist als eine Gleichsetzung von Linguistik und Grammatik. Gegen eine solche Gleichsetzung wandten sich schon Austin und Searle, in deren Tradition die linguistische Pragmatik steht.

Die Beiträge sind in zwei große Gruppen gegliedert: in der ersten Gruppe finden sich solche zur Theorie des Sprechhandelns, während die zweite Gruppe exemplarische Analysen und Anwendungen ausmacht.

Kernbegriff pragmalinguistischer Reflexionen ist der Begriff des Sprechakts. Sprechakte sind kommunikative Einheiten, deren Bedeutung für Sprecher und Hörer durch die Einbeziehung der Situationsbedingungen und des sprachlichen und außersprachlichen Kontextes spezifizierbar sind. Die Analysen der verschiedenen Beiträge richten sich nun auf zweierlei: auf die genannten Kontextbedingungen und Situationsmerkmale einzelner Sprechhandlungen und auf die sprachlichen Indikatoren für bestimmte Sprechakte, z. B. die performativen Verben, die mit ihrer Artikulation den Charakter des Sprechaktes selbst bezeichnen können. Zu fragen ist nun, inwieweit ein solcher Anspruch durchgehalten werden kann und wird. Obwohl ausdrücklich betont wird, daß „eine genaue Fixierung dessen, was ‚Linguistik‘ oder ‚Linguistische Pragmatik‘ ist, gar nicht angestrebt“ wird (5), schlägt eine solche Bescheidenheit auf die Autoren zurück: Die einzelnen Beiträge sind ohne einen konsistenten Bezugsrahmen nicht einmal Bausteine zu einer Theorie, die den Namen Linguistische Pragmatik verdiente. So ist das Herausgreifen einzelner performativer Verben wie „erwarten“, „entschuldigen“ und „rechtfertigen“ für pragmalinguistische Untersuchungen erst dann sinnvoll, wenn einerseits eine Einordnung dieser Verben in eine Theorie des Sprechhandelns vorgenommen wird und zum anderen der gesellschaftliche Praxisbezug dieser Untersuchungen nicht nur postuliert, sondern auch eingelöst wird. Erst dann verlieren diese isolierten Einzeluntersuchungen ihren ausschließlich deskriptiven Charakter und gewinnen Erklärungsstärke.

Eine solche Einordnung unterbleibt aber zumeist, oder sie gerät so kurz wie im Beitrag von K. Ehlich und J. Rehbein „Zur Konstitution pragmatischer Einheiten in einer Institution: Das Speiserestaurant“

(209—254). Ausgehend von der Prämisse „Die Interpretation des Sprechens als Handeln und im Kontext des sonstigen menschlichen Handelns erfordert dagegen eine Umkehrung des Fundierungsverhältnisses: Sprechen ist Bestandteil des Handelns, Sprechen ist Form des menschlichen Verkehrs“ (210), soll mit Hilfe Marxscher Kategorien die Interaktionsfolge im Speiserestaurant untersucht werden. Was bei dieser Analyse herauskommt, sind einige sehr unübersichtliche Schemata, die unter dem Namen Praxeogramm firmieren. (Geht der Kellner vom Speiseraum in die Küche, um dem Koch die Bestellung eines Gastes zu übermitteln, so hat sich laut Praxeogramm im Rahmen des Hyperpragmams die Sphärenkopie eines Aktanten vollzogen [vgl. 225]). Auf eine solche Weise wird terminologisch der Anschein von Wissenschaftlichkeit erweckt, zudem noch marxistisch verbrämt, wenn z. B. der Kellner doppelt fungierend als Zirkulationsagent und Transportarbeiter bestimmt wird (223). Erfreulicherweise bekennen die Autoren in diesem Zusammenhang: „Wie das Trinkgeld einzustufen ist, ist schwierig.“ (224)

Mit der schulpraktischen Relevanz pragmlinguistischer Untersuchungen beschäftigt sich lediglich ein knapper Beitrag von W. Dieckmann und G. Schulz: „Analyse von Kommunikationssituationen als Gegenstand im Schulunterricht“ (404—413). Auch er bleibt weitgehend Programm. Jürgen Ellerbrock (Marburg)

Ueding, Gert: Glanzvolles Elend. Versuch über Kitsch und Kolportage. Edition Suhrkamp, Bd. 622, Frankfurt/M. 1973 (206 S., br., 6,— DM).

Der Verfasser hat sich, wie die Verlagsanzeige ankündigt, vorgenommen, einen „Beitrag zur ästhetischen und sozialen Analyse der Trivilliteratur — zur Aufhellung gesellschaftlicher Konfliktsituationen und Handlungsmodelle“ zu liefern, „wie sie im Kitsch und in der Kolportage sich ausdrücken“. Kitsch, so Ueding, basiert thematisch wie genetisch auf der Idolatrie der Institution „Familie“ im 18. und 19. Jahrhundert. „Zunehmende Industrialisierung“, Trennung von Berufs- und Privatsphäre und speziell in Deutschland die Abwendung des Bürgers von der Welt, die dem Adel „gehört“ (Lepe- nies), führten zur Ausgestaltung des privaten Fluchtraums einer „häuslichen Glückseligkeit“, der mit allerlei utopischen Versprechungen befrachtet wird. Die „Welt im Kleinen“, in der sich die „Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Herd“ (Elise Polko) abspiele, besitze als übersichtliche und kaum noch machtgeschützte Sphäre der Innerlichkeit „Entlastungsfunktion“ (28). Hier kann ‚der Bürger‘ in einem außerhalb der Gesellschaft geschaffenen Refugium seine affektiven Bedürfnisse befriedigen (36), sein Gefühl gesellschaftlicher Unterlegenheit und politischer Ohnmacht lustvoll kompensieren (42), „Herz, Gefühl und Empfindung“ unter Preisgabe systemsprengender Leidenschaften kultivieren und einem Ideal der

Schönen Seele nachträumen, das zwar grundsätzlich alle literarischen Bereiche bestimmt, als sentimental und harmoniesüchtig überhöhtes „Kitsch-Schönes“ auf der Trivialebene aber „unverstellter“ als in den Romanen, „die in den Literaturgeschichten überdauerten, (...) die Sehnsüchte“ artikuliert, denen bis hin zur Heftchenliteratur des Bastei-Verlags „der Liebesroman seine unveränderte Popularität verdankt“ (50).

Mit dieser Kitschosphäre konfrontiert Ueding nun einen anderen Themenkomplex, in dessen Mittelpunkt das aushäusige Heldentum der Outlaws, Genies (79), Gesetzesbrecher (89), großen Einzelnen (127), überhaupt aller in einen fundamentalen „Widerspruch zur zweckhaften Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft“ geratenen Abenteurer (74) steht: die Literatur der großen Kolportage, deren Prototyp Defoes Robinson ist und deren „Grundbücher“ für ihn zwar „nicht mit der Ware jener 43 000 Kolporteurs identisch“ sind, „die vor dem Ersten Weltkrieg jährlich etwa 20 Millionen Leser in Deutschland bedienten“, wohl aber „noch heute, allen anderen voran“, mit den „reißen Märchen“ (Bloch) Karl Mays“ (67). Dieser Erfinder der modernen Montagetechnik (202) hat in seinen „Ausbruchs-“ (133) und „Aufklärungsromanen“ (120) „ungeschminkt und unverstellt“ alles das ausgedrückt, was sich „das Verlangen auch breiter bürgerlicher Schichten der Bevölkerung nach einem Gegenbild zur Ausweglosigkeit und Stagnation der gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart“ nur träumen lassen konnte (135). Wie Sues „Geheimnisse von Paris“ signalisiert sein Werk „Zeichen eines allgemeinen Unbehagens an der bestehenden staatlichen, vor allem aber sozialen Ordnung“ (88). Wie dieser betreibt er „ohnmächtige Sozialkritik“ (122) und bietet, verschwommen zwar, aber volksnah als Lösung der deutschen Misere das große Thema der Auswanderung und den Glauben an die Aktivität „großer Einzelner“ an (127). Ueding sieht in alldem eminent Progressives. Hegels Skepsis gegen romantisches Abenteuerertum wird zitiert und als bürgerlicher Konservatismus beiseitegelegt. Weimanns Robinson- und die Marxsche Analyse des Grafen Rudolf aus den „Geheimnissen von Paris“ wird in ihr Gegenteil verkehrt, und was auch liberale bürgerliche Literaturhistoriker als „Niederschlag der imperialen Sehnsüchte einer ganzen Epoche“ interpretiert haben (K. G. Just über Karl May), wird gar nicht erst zur Kenntnis genommen. Statt dessen insistiert Ueding unter dem Geleitschutz eines Blochschen Einfalls („Träumt also Kolportage immer, so träumt sie doch letztthin Revolution, Glanz dahinter“) auf einer Deutung des verkappten „Waldröschen“-Herzogs von Olsunna Dr. Karl Sternau als „reitender Vernunft“ (121). Allein die Tatsache seines „Ausritts“ aus der Gesellschaft unterstreiche seine für alle Helden der Kolportage exemplarische „Weigerung, sich mit dem Bestehenden abzufinden“ (136), seine „Emanzipation“ (139), deren Lohn nicht ausbleibt. „Draußen, fern jeder Sicherheit und Bevormundung, entwickeln“ sich die vaterlosen Helden „zu den verantwortlichen, autonomen Individuen, die sie daheim nicht sein durften oder konnten“ (92).

Uedings auf ein Minimum an stofflicher Basis aufgebaute Untersuchung (Lektüre eines „Kitsch“-Romans von Elise Polko und einiger „Kolportage“-Romane Karl Mays) muß fast zwangsläufig in Verbindung mit der von Bloch übernommenen Arbeitshypothese von der geheimen revolutionären Weisheit einer „Literatur der Enterbten“ zu konfabulatorischer Hochstapelei führen. Zu einer fundierten Analyse der *Massenliteratur* trägt sie so gut wie nichts bei. Zwei für das 19. Jahrhundert zweifellos relevante und auch oft behandelte Themen werden herausgegriffen. Überall dort aber, wo Ueding nicht umhin kann festzustellen, daß diese nicht nur die „niedere“, sondern auch die etablierte Literatur mitprägen, flüchtet er sich in Komparative (Subliteratur artikuliere die Sehnsüchte der Massen „unverstellter“ [50], „besonders deutlich“ [37] oder „besonders augenfällig“ [60]), in Rückgriffe auf gängige Gelegenheitsdefinitionen und Behauptungen (51, 60, 195; Hauptgewährsmann W. Killy); oder er läßt es bei offenen Widersprüchen bewenden. So gilt ihm für das Kitsch-Schöne einmal, daß sich in ihm ästhetisch das Prinzip der Warengesellschaft realisiert; Kitsch bleibe an den „reinen Tauschwert“ der „Gegenstände und Verhältnisse“ „gefesselt“ (61); und zum andern: das „humanistische Interesse, wie es aus Schillers ‚Ästhetischen Schriften‘ spricht, liegt auch noch dem kitschigen Verschönerungswillen der massenhaft verbreiteten Literatur zugrunde“; Realität werde hier „nicht als fixe geronnene Gewordenheit“ begriffen, sondern „als veränderbare Totalität im Prozeß, aus dem Schönheit sich noch nicht herausgewickelt hat, sich aber herauswickeln könnte“ (65). Bedenklich ist auch die Art, in der Ueding seine Kolportage-theorie in die Expressionismus- und Erbedebatte von 1937/39 einzubringen versucht (180—187). Nicht der von Ueding zitierte Gedanke, „daß es keine Idee, kein Bedürfnis, keine Hoffnung gibt, die eine materialistische Theorie einfach liegenlassen könnte“ (Reich), ist falsch, wohl aber die unreflektierte Usurpation eines Trivialterrains, in dem die „Gedanken der Herrschenden“ angeblich von vornherein nicht zum Tragen kommen (185). Wenn eine solche illusionistisch eingeschätzte Form von anarchischem, ebenso und vielleicht sogar noch eher faschistoidem Outlaw-Kult dann gegen die sog. etablierte Literatur ausgespielt wird, dann beginnt Uedings Bedenken- und Theorielosigkeit vollends suspekt zu werden. Bloch hatte in Karl May immerhin noch den „verwirrten Proleten“ gesehen. Uedings chaotische, pauschal antibürgerliche Revolutionsvorstellung hat sich dagegen trotz aller Rückversicherungen und Belesenheitsdokumentationen zu einem windigen Stück irrationalistischer Germanistik ausgewachsen.

Uedings durchaus akzeptables Programm, „revolutionäre Inhalte nicht nur theoretisch grundlegend zu erfassen, sondern sie aus den — wie vage und schief — artikulierten Bedürfnissen der Massen selber zu entwickeln“ (187), scheidet so schon im Ansatz und natürlich nicht zuletzt an seiner fast unbegreiflich simplen Gleichsetzung von „aushäusig“ = „revolutionär“. Wort- und bilderreich, unter Bemü-

hung von Quintilian und Pseudo-Longinus, der Rhetorik- und Bierdermeierforschung und immer hinter der Autorität Blochs versteckt, skizziert er nicht viel mehr als ein allgemeines Unbehagen in der Kultur des 19. Jahrhunderts, das artikuliert zu haben er der Trivialliteratur als Verdienst zuschreibt.

Rolf Schröder (München)

Kuttenkeuler, Wolfgang (Hrsg.): Poesie und Politik. Zur Situation der Literatur in Deutschland. Schriften der Bundeszentrale für politische Bildung 1973 (410 S., br., 19,80 DM).

Kuttenkeuler verwendet seine ‚Einleitung‘ zu der Aneinanderreihung zustimmender und ablehnender Argumente zur ‚Politischen Dichtung‘, die in der Ablehnung aller „geistigen Kollektivierungs- und damit Nivellierungstendenzen“ und der Bejahung „eines individuellen Verantwortungsbewußtseins und einer individuellen Entscheidungsbereitschaft“ gipfeln (9). Die angeführten „kontradiktorischen“ Argumente dienen dem Herausgeber als Kriterium eines „heuristischen Modells“ zur Erhellung des Funktionszusammenhanges von Poesie „als Inbegriff einer autochthonen künstlerischen ‚Schreibart‘“ und Politik (9). Politik und Ästhetik bleiben grundsätzlich getrennte Kategorien, die nur bestimmte Zuordnungen erfahren können. Die „Vielfalt dieser Zuordnungen“ (9) in der zeitgenössischen deutschen — vornehmlich westdeutschen — Literatur soll in den Darstellungen (11—283) wie durch die angehängten dokumentarischen Texte deutscher Schriftsteller belegt werden. Kuttenkeuler bestimmt das Verhältnis der Darstellungen zur Dokumentation als „kritisch — wenn nicht gar agitatorisch“ (9). Zugleich hätten darin literaturwissenschaftliche Methoden ihre Qualifikation zur Erfassung politisch-sozialer Intentionen literarischer Werke zu erweisen (10) — eine Forderung, die kaum eingelöst wird. Als „leitendes Prinzip“ der gesamten Edition nennt K. das des „kritischen Einspruchs“ (10). Diesen ‚Editionsprinzipien‘ entspricht eine Sammlung von Beiträgen, denen gemeinsam ist, daß sie sich mit Einzelaspekten der Literatur und irgendwie mit einem — zumeist vordergründigen — Begriff von Politik beschäftigen. Die gesellschaftliche Funktion von Literatur wird kaum zum Problem. Die elf Aufsätze repräsentieren so partiell den Pluralismus westdeutscher germanistischer Forschung (die meisten der Aufsätze sind Ende der sechziger Jahre geschrieben). Dieser Umstand dürfte dazu geführt haben, daß der zuerst bei Kohlhammer erschienene Band dann von der ‚Bundeszentrale für Politische Bildung‘ übernommen wurde.

A. Silbermann und W. R. Langenbucher schreiben zur Massenkommunikation bzw. -literatur, M. Doehlmann und E. Lämmert zur Situation des Schriftstellers, W. Hinck, W. Hinderer, H. Schlaffer, G. Ter Nedden zu verschiedenen literarischen Gattungen und Formen. DDR-Literatur wird dargestellt von F. Rothe und G. Kluge. Rothe

sucht den sozialistischen Realismus vor seinen westdeutschen Kritikern in Schutz zu nehmen, nicht zuletzt indem er an die „Freiheitlichkeit und Offenheit des kulturellen Lebens“ in der BRD appelliert (204). G. Kluge untersucht ‚Die Rehabilitierung des Ich‘, das sich in der neueren DDR-Lyrik gegenüber der „Rezeptur des sozialistischen Realismus“ behauptet (208).

Lesenswert sind die Beiträge von Walter Hinderer (Probleme politischer Lyrik heute, 91 ff.) und Urs Jaeggi (Politische Literatur. Die Grenzen der ‚Kulturrevolution‘, 259 ff.; zuerst in: P. Kühne: Arbeiterklasse u. Lit. Ffm 1972). Indem Hinderer „Darstellungs-, Inhalts-, Wirkungs- oder Kommunikationsqualitäten (...) gleichermaßen als konstitutive Elemente eines politischen Textes“ sieht (97), überwindet er die sonst in fast allen anderen Beiträgen beibehaltene kategoriale Trennung von Politik und Literatur in Richtung auf eine politische Ästhetik.

Die Dokumentation (203—403) bringt eine nützliche Zusammenstellung von Texten westdeutscher Schriftsteller (Baumgart, Böll, Domin, Enzensberger, Grass, Hochhuth, Walser, Wellershoff), von Peter Weiss und einen Vortrag Willy Brandts.

Hans-Joachim Ruckhäberle (München)

Theaterfragen von heute. Theaterforum der DKP in Recklinghausen am 27. 5. 1973. Hrsgg. von den Redaktionen von „Kürbiskern“ und „Tendenzen“. Damnitz Verlag, München 1974 (109 S., br., 4,— DM).

Die Broschüre publiziert die Redebeiträge dieses Forums, ergänzt durch einen Abriß über Geschichte, Funktionswandel und Zukunft der Arbeiterfestspiele Recklinghausen, jener in der BRD einzigartigen Theaterfestspiele, deren Publikum zu über 70 % aus Arbeitern besteht. Im Einleitungsreferat umreißt Gerd Deumlich allgemeine kulturpolitische Positionen der DKP und bezieht im Schlußwort Stellung zu den in der Forumdiskussion aufgeworfenen Fragen. Hauptredner dieser de facto kaum eintägigen Veranstaltung waren 130 BRD-Theatermacher von kommunalen etc. Bühnen wie freien Theatergruppen.

„Wir fangen hier erstmals an, Ideen zusammenzutragen und eine Kooperation herzustellen“, eine Kooperation „fortschrittlicher Theatermacher und organisierter Arbeiterschaft.“ Dieser Charakter des Forums prägt die Diskussion: Es mangelt — noch — an exakten Problemanalysen und ausgearbeiteten Lösungsstrategien. Diskutiert und auf mögliche Lösungsansätze befragt wird ein Spektrum jener Schwierigkeiten, die fortschrittlichen Theaterpraktikern in ihrer täglichen Arbeit zu schaffen machen, etwa der bundesweite Versuch, kommunale Theaterensembles aufzulösen und die Kommunen durch Tournéetheater mit konfektioniertem Allerweltstheater abzufüttern, oder der an den meisten kommunalen Theatern gültige Intendanten-

vertrag, der die Alleinverantwortung des Intendanten festschreibt und damit Mitbestimmung und inhaltliche Veränderung am Theater blockiert. Gegenstand der Diskussion war auch das Verhältnis von kommunalen und freien Gruppen: statt beide als konkurrierende Alternativen zu begreifen, gilt es, Kooperation zu entwickeln und Solidarität gegen eine Subventionspolitik, die beide gegeneinander ausspielt.

Positiver Grundzug der meisten Beiträge ist die Einsicht, daß „linke Dramaturgie“ und ein nur im Kopf bezogener Standpunkt der Arbeiterklasse nicht ausreichen, diese Probleme zu lösen und eine fortschrittliche Alternative zum bestehenden Theaterkulturbetrieb aufzubauen, sondern daß es notwendig ist, sich selbst etwa in der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger (GDBA) zu organisieren und diese bislang wenig effiziente und geschätzte Organisation als eigene gewerkschaftliche Interessenvertretung zu stärken. In diesem Bereich den Standpunkt der Arbeiterklasse praktisch zu beziehen heißt auch, bei ihr in die Lehre gehen, kontinuierliche Arbeit in und mit den Gewerkschaften, mit Lehrlingsgruppen, SDAJ und DKP aufnehmen. Das Forum selbst ist ein erster Schritt dazu.

Gelingt dies, so ist zu erwarten, daß auch an Kontur und konkreten Inhalten gewinnt, was jetzt noch zu nebelig mit „fortschrittlicher Theaterkultur“, „Orientierung an den kulturellen Bedürfnissen der werktätigen Bevölkerung“ u. a. umschrieben wird.

Urs Bircher (Berlin/West)

Soziologie

Milhoffer, Petra: Familie und Klasse. Ein Beitrag zu den politischen Konsequenzen familialer Sozialisation. Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt/M. 1973 (271 S., br., 5,80 DM).

Die Familie wird in der Arbeit Milhoffers mit den analytischen Kategorien des historischen Materialismus einerseits und den Kategorien der Psychoanalyse andererseits untersucht.

Die Autorin gerät damit sogleich in den alten Streit um die mögliche Vereinigung von historischem Materialismus und Psychoanalyse. In einer historischen und wissenschaftstheoretischen Kritik des Freudschen Ansatzes fragt sie: „Welchen historischen Verhältnissen entwächst der Freudsche Denkprozeß als ‚Naturprozeß‘, inwiefern ist der kategoriale Ansatz der Psychoanalyse zur Erfassung der Formen, in denen sich die Naturgesetzlichkeit menschlicher Bedürftigkeit und Antriebe ausdrückt, ein ‚wirklich begreifender?‘“ (23). In der Auseinandersetzung mit dieser Frage, die wesentlich die Ergebnisse von Horkheimer und Adorno einbezieht, kommt Milhoffer zu einer Kritik, die schon Marx, ausgehend von der Charakterisierung des Menschen als tätigem Subjekt, als sinnlich praktischem Wesen bei Feuerbach als anschauenden Materialismus kritisiert. Diese Kritik trifft auch Freud.

Wenn also die Psychoanalyse als Kritik zivilisatorischer Lebensbedingungen nicht symmetrisch zur Kritik der politischen Ökonomie zu verstehen ist, so kann sie, nach Milhoffer, doch den in der Familie vorhandenen strukturellen Zusammenhang analysieren. Die Frage, ob dies eine materialistische Psychologie, vgl. Hiebsch/Vorweg, Rubinstein, kürzlich auch Sève oder der Versuch A. Lorenzers, die Freudsche Theorie auf ihren materialistischen Kern zu reduzieren, nicht auch leistet, stellt die Autorin nicht.

Empirische Untersuchungen, die im wissenschaftstheoretischen Kontext von Milhoffers Arbeit liegen, also historisch-materialistische oder psychoanalytische Untersuchungen zur familialen Situation, liegen kaum vor. Insbesondere in der Darstellung der aktuellen Situation muß die Autorin deshalb wesentlich auf Material zurückgreifen, das aus einem anderen theoretischen Zusammenhang stammt (aus dem Statistischen Jahrbuch, Berichte der Bundesregierung und Analysen von Neidhard, Pfeil u. a.). Sie versucht zwar aus diesem Material für ihre Fragestellung Ergebnisse zu gewinnen, einerseits gibt das Material dafür kaum etwas her, andererseits erliegt Milhoffer auch gänzlich den Details der empirischen Untersuchungen. So wenn sie feststellt, daß protestantische Hausfrauen häufiger eine Schulausbildung haben als katholische, daß Protestanten häufiger der Mittelschicht angehören als Katholiken, „ferner erstere häufiger in Städten und Stadteinzugsgebieten, letztere mehr in ländlichen Regionen beheimatet sind.“ (96) Hier liegt wohl näher, die durch die Stadt-Land-Trennung bedingten Unterschiede zur Interpretation heranzuziehen als bloß die Religionszugehörigkeit.

Die an den empirischen Teil anschließende Untersuchung der familialen Sozialisationsfunktionen, die eine materialistische Anbindung dieser Funktionen an den Produktionsprozeß versucht— „Der Sozialisationsprozeß ist vordringlich von der Form materieller Tätigkeit, nicht von geistigen Prozessen, symbolischer Aktion und Reflexion an sich gesteuert“ (115) —, verknüpft dann wieder Ergebnisse der materialistischen und psychoanalytischen Familienforschung. Es wird deutlich, daß entgegen dem subjektiven Empfinden auch die menschlichen Beziehungen in der Familie durch die kapitalistische Aneignungsform bestimmt ist. Diese Art der familialen Beziehung wird nicht zuletzt von den ideologieproduzierenden Massenmedien kaschiert, z. B. in Familienserien u. ä. Familiäre Sozialisation trägt so dazu bei, die Erfahrung des gesellschaftlichen Widerspruchs nicht in politisches Handeln umzusetzen, sondern zu umgehen und als individuelles Problem anzusehen, die Familie als frei von kapitalistischen Zwängen zu empfinden und sie als Enklave zum Rückgang von den Ansprüchen der Arbeitswelt zu begreifen.

Es wäre allerdings idealistisch, von einer Veränderung der familialen Situation die Veränderung des kapitalistischen Gesellschafts-systems zu erhoffen. Milhoffer will lediglich zeigen, „daß die Grenzen, die familiäre Erziehung gesellschaftlicher Bewußtwerdung und

klassenbewußtem Engagement setzen, in historischem und systematischem Zusammenhang mit der Formbestimmtheit des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses als kapitalistischem stehen und daher das kapitalistische Gesellschaftssystem in seiner unmenschlichen ‚Verwertung‘ sinnlicher Bedürfnisse und Dispositionen . . . , nicht aber die klassenspezifische Borniertheit von Eltern und Erziehern anzugreifen ist.“ (260)

Jörg Bohnsack (Berlin/West)

Krecker, Lothar: Frauen im Lehrerberuf. Aspekte der Feminisierung und Fluktuation. Verlag Rohr-Druck-Hildebrand GmbH, Kaiserslautern 1974 (175 S., br., 17,40 DM).

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine quantitative empirische (Pilot-)Studie über die Tendenz zur Feminisierung des Lehrerberufes. Bereits 1971 waren über die Hälfte aller im Schuldienst der BRD beschäftigten Lehrer Frauen (10). Nahezu zwei Drittel aller Lehrerstudenten im Wintersemester 1971/72 waren weiblichen Geschlechts (11). Zu Problemen, die sich hieraus ergeben (Motive der Berufswahl, Präferenzen für bestimmte Schulstufen und Unterrichtsfächer, Schwierigkeiten im Beruf, Kritik am Lehrerberuf, Fluktuation der weiblichen Lehrkräfte etc.), wurden drei unterschiedliche Personengruppen befragt:

- Lehrerstudenten an der EWH Rheinland-Pfalz, Abt. Worms;
- ausgeschiedene sowie ausgeschiedene, aber wieder berufstätige Lehrerinnen in allen Schulaufsichtsbezirken des Landes Rheinland-Pfalz;
- Schulleiter an Grund- und Hauptschulen des Regierungsbezirks Rheinhessen-Pfalz mit mindestens vier Lehrkräften und Präsenz beider Geschlechter im Kollegium (15—28).

Die Erhebung wurde zum überwiegenden Teil schriftlich, zum geringeren mündlich mit Hilfe von Fragebögen durchgeführt (157—168). Hierbei überwogen offene Fragen, also Fragen ohne Antwortvorgabe. Nicht alle Ergebnisse können als repräsentativ im wahrscheinlichkeitsmathematischen Sinne gelten. So konnten z. B. nicht alle Anschriften der in Frage kommenden Lehrerinnen ermittelt werden. Damit ist die Gefahr einer selektiven Zusammensetzung der Stichprobe nicht auszuschließen (20 f., 24).

Als Motive (28—32, 132) für die Wahl ihres Berufes gaben die befragten Lehrerinnen an (Mehrfachnennungen): „Kontakte und Liebe zu Kindern“ 51,1 % der Lehrerinnen; „Freude am Beruf“ 38 %; „kurze und billige Ausbildung“ 33,1 %; „Einflüsse durch Erfahrung, Eltern, Vorbilder“ 24 %; „günstige Arbeitszeit“ 8,6 %; „Idealismus und soziale Verpflichtung“ 7,7 %; „finanzielle Gründe, sichere Existenz als Beamter“ 6,6 %.

96,6 % der wieder Berufstätigen und 86,3 % der Ausgeschiedenen üben bzw. übten ihren Beruf gern aus (32 f., 132). Als Gründe (35 f.,

133) wurden angeführt (Mehrfachnennungen): „Kontakt und Umgang mit Kindern“ von 72,6 % aller befragten Lehrerinnen; „Freude am Fach und Erfolg im Unterricht“ 32,9 %; „vielseitiges und selbständiges Arbeiten“ 26,3 %; „Aufgabe des Erziehens und Bildens“ 23,4 %; „Selbstbestätigung im Beruf“ 23,1 %; „soziale Kontakte“ 22,3 %; „günstige Arbeitszeit“ 17,4 %; „finanzielle Gründe“ 14 %.

In der Bevorzugung bestimmter Schulstufen zeichnet sich ein Wandel ab. Zwar geben 69,1 % der befragten Lehrerinnen die Grundschule als bevorzugte Schulstufe an; diese Vorliebe ist bei den jüngeren unter ihnen aber weniger ausgeprägt als bei den älteren. Dieser Trend scheint sich fortzusetzen. So entschied sich die Mehrheit der in der Untersuchung erfaßten Studentinnen an der EWH Rheinland-Pfalz, Abt. Worms für die Hauptschule (55, 138). Geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Lehrerstudenten zeigen sich bei der Wahl der Hauptfächer und im Wahlpflichtfach (so bevorzugen männliche Studenten z. B. eindeutig Politikwissenschaft, weibliche hingegen Theologie); ähnliche Schlüsse können für die bereits im Beruf stehenden Lehrer wegen der geringen Zahl der erfaßten Fälle und wegen der unterschiedlichen Bedingungen der Berufsausübung kaum oder nur sehr vorsichtig gezogen werden (57—69).

Die Kritik der Lehrerinnen an ihrer beruflichen Situation bezieht sich, geordnet nach der Häufigkeit ihrer Nennung, auf folgende Faktoren (134): zu große Klassen; Arbeitsklima; mangelhafte Ausstattung (Lehrmittel, Lernmittel, Räume); Beziehung zu Vorgesetzten und zur Schulverwaltung; Tempo der Reformen, Reformexperimente; außerschulische Einflüsse; nervliche Belastung; systembedingte Vernachlässigung der Erziehungsaufgabe; Disziplinschwierigkeiten; zu viel Verwaltungsarbeit; Stundenplan und Fächerverteilung; mangelnde Fortbildungsmöglichkeiten; Organisationsmängel; Innovationshemmnisse; zu wenig Aufstiegsmöglichkeiten; Einschränkung in der Wahl des Dienstortes. Die Disziplinschwierigkeiten werden z. T. biologistisch (der Mann habe mehr natürliche Autorität; er sei nervlichen Belastungen gegenüber nicht so anfällig und auch sonst physisch im Vorteil), z. T. soziologisch begründet (die patriarchalische Einstellung vieler Eltern übertrage sich auf die Kinder; deshalb haben Lehrerinnen öfters Disziplinschwierigkeiten). Hinzu komme die Doppelbelastung der Frau durch die Haushaltsführung, unter der manchmal die Vorbereitung des Unterrichts leide (46 f., 98 f.). Mit diesem Argument wird übrigens oft die Bevorzugung des Mannes bei Beförderungen legitimiert (106—112). Einer Entlastung der Lehrerin von ihrer Doppelrolle durch Teilzeitbeschäftigung steht entgegen, daß sie nach wie vor eine Planstelle inne hätte und trotz geringerer Stundenzahl als volle Lehrkraft zu Buche schließe. Und welcher Schulleiter verschlechtert schon gern die Stundenbilanz an seiner Schule, wenn es auch anders geht (90).

Den Katalog (angeblich spezifisch weiblicher Kritikpunkte) setzt Krecker in Beziehung zu der Liste von Störfaktoren im Berufs-

leben des (männlichen) Volksschullehrers, wie sie von Fritz Schuh 1962 veröffentlicht wurde, und stellt Abweichungen in der Rangfolge vor allem bei den Faktoren „Arbeitsklima“, „Beziehung zu Vorgesetzten und Schulverwaltung“, „Tempo der Reformen“, „Sozialprestige“ und „Aufstiegsmöglichkeiten“ fest (37—45). Ein solcher Vergleich mutet aber schon deshalb problematisch an, weil die Untersuchung von Schuh weit über zehn Jahre zurückliegt.

Trotz der von den Lehrerinnen geäußerten Kritik würden 67,7 % der wieder Berufstätigen und 60,7 % der Ausgeschiedenen den Lehrerberuf noch einmal ergreifen (53, 137). Die Vermutung liegt nahe, daß Berufsunzufriedenheit kein wesentlicher Fluktuationsfaktor sei. Und in der Tat wird in über 90 % der Fälle angegeben, die Fluktuationsgründe, die das Ausscheiden aus dem Schuldienst bewirken, lägen außerhalb des Berufes. Nur 4,9 % aller befragten Lehrerinnen machen schulisch-berufliche Gründe für ihr Ausscheiden verantwortlich; hingegen nennen 42,2 % die Geburt von Kindern; 32,9 % die Dreifachrolle als Berufstätige, Hausfrau und Mutter; 8,6 % Heirat; 4,3 % Beruf oder Berufsort des Ehemannes; 3,4 % gesundheitliche Gründe (77, 140). Dementsprechend ist es nicht verwunderlich, daß wesentlich mehr Lehrerinnen ihrer Tochter (78,8 %) als ihrem Sohn (50,8 %) empfehlen, den Lehrerberuf zu ergreifen, weil es ein schöner, typischer Frauenberuf sei, weil man in ihm Berufstätigkeit einerseits, Hausfrauen- und Mutterpflichten andererseits verbinden könne, weil die Ausbildungszeit relativ kurz sei und zugleich der Professionalisierung der Mutterrolle diene (48—53, 136 f.).

Bei der Interpretation all dieser Ergebnisse muß man sich stets über eines im Klaren sein: wiedergegeben werden nicht reale Situationen und begriffene Schwierigkeiten, sondern die Äußerungen und Einstellungen der Betroffenen. Zum Teil enthalten sie Rationalisierungen; andererseits lassen sich in ihnen ohne große Mühe gesellschaftliche und berufsspezifische Vorurteile wiederfinden. Sie zu durchbrechen, wäre Aufgabe einer Studie, die die genannten Probleme inhaltlich, qualitativ analysiert. Als Vorarbeit hierfür ist Kreckers Untersuchung nützlich.

Arno Bammé (Berlin/West)

Schildkamp-Kündiger, Erika: Frauenrolle und Mathematikleistung. Pädagogischer Verlag Schwann. Düsseldorf 1974 (120 S., br., 16,— DM).

Am Beispiel 13- und 14jähriger Schülerinnen eines Gymnasiums wird die Leistung in Mathematik in Abhängigkeit einiger Persönlichkeits- und Umweltvariablen untersucht. Ausgangspunkt: Intelligenz ist notwendig, aber nicht hinreichend für das Erlernen der Schulmathematik; Selbstvertrauen fördert die Mathematikleistung, emotionelle Störungen hemmen sie, Mathematik ist nach verbreiteter Auffassung Sache der Männer; Wertungen der Eltern beeinflussen die

Kinder stark. All dies soll, wenn man der Literaturübersicht (Kap. II) glaubt, seit nicht mehr als 25 Jahren bekannt sein — nämlich seit vorwiegend amerikanische und britische Sozialwissenschaftler den Problemen mit statistischen Verfahren zuleibe gerückt sind.

Diesen Vorbildern ist die Verfasserin verpflichtet. Das Staatliche Mädchengymnasium Saarbrücken ermöglichte ihr, ihre Untersuchung an 365 Schülerinnen der 7. und 8. Klasse durchzuführen. Festgehalten wurden Angaben über die Schulausbildung der Eltern, den Beruf des Vaters und die Zensuren in Mathematik. Darüber hinaus unterzogen sich die Mädchen zwei Einstellungstests (Wie wichtig ist Mathematik für die Gesellschaft? Wie schwierig ist es, Mathematik zu lernen?), einem Intelligenz- und einem Mathematiktest. Die Daten wurden einer Rechenanlage anvertraut, die zahlreiche Korrelationskoeffizienten zu liefern hatte. Die Beschreibung der Durchführung der Erhebung und die Darstellung der Ergebnisse mit spärlichen Kommentaren bilden den Kern der Arbeit. Viel erfährt man nicht:

- Die Leistung in Mathematik ist für beide Klassenstufen in gleicher Weise von der Intelligenz abhängig.
- Es gibt kaum Zusammenhänge zwischen den Einstellungen zur und den Leistungen in Mathematik.
- Schülerinnen mit ehrgeizigen Eltern, die selbst eine anspruchsvolle Ausbildung durchlaufen haben, nehmen in der Häufigkeitsverteilung der Mathematikleistung einen deutlichen höheren Rang ein als in der Intelligenzverteilung.

Die zuletzt erwähnten Schülerinnen sind solche, die intellektuelles Leistungsstreben in ihr Selbstverständnis einbezogen haben. Damit ist nach Schildkamp-Kündiger ein deutlicher Beweis gefunden, daß Mathematikleistungen bei Mädchen mit ihrem geschlechtsspezifischen Selbstbild zusammenhängen. Dieser Auffassung wird niemand widersprechen. Aber der Leser hätte über diesen Fragenkreis unvergleichlich mehr gelernt, wenn die Verfasserin — eine Naturwissenschaftlerin — ihre eigenen Erfahrungen und Überlegungen in die Arbeit hätte einfließen lassen.

Gianfranco Accardo (Berlin/West)

Goffmann, Erving: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1974 (503 S., br., 24,— DM).

In sieben Aufsätzen untersucht Goffmann nichtverbale und stereotype verbale Kommunikation, die bei persönlichen Begegnungen benutzt werden. In der traditionellen Sozialwissenschaft wurden solche Formen als „Abfallprodukte sozialen Handelns, als etwas Nichtiges und Triviales“ (99) betrachtet und daher so gut wie nicht untersucht. Goffmann fragt, was passiert, wenn sich Menschen in der Öffentlichkeit — etwa auf einer Straße oder im Aufzug — begegnen, und welcher Sinn hinter den meist unbewußten Verhaltensmustern steckt,

besonders in Bezug zur öffentlichen Ordnung. Warum und wie grüßen wir, welches Ritual halten wir dabei ein, was bedeutet die Verletzung dieses Rituals, welche Verhaltensmöglichkeiten gibt es überhaupt? Es ist Goffmanns durch viele Beispiele in allen Aufsätzen belegte These, daß Riten, mechanische konventionelle Handlungen, „zentrale Mittel zur Organisation öffentlicher Ordnung darstellen“ (98).

Auf Grund des ausführlich und geduldig beschriebenen Materials alltäglicher Kommunikation kann der Verfasser zwei Grundrituale herausfiltern: das bestätigende und das korrektive Ritual. Beide Grundmuster werden bei jeder Interaktion eingesetzt. Beim bestätigenden Ritual erwartet und erhält der Sender einer Interaktion, etwa beim Grüßen, eine positive Antwort, welche Kommunikationsbereitschaft signalisiert. Korrektive Handlungen sind Gesten, Erklärungen, Entschuldigungen und Ersuchen, die die eigene Handlungsweise, die als offensiv empfunden wird, uminterpretieren und verharmlosen soll. Durch die vorweggenommene Korrektur soll dem Interaktionspartner Kommunikation ermöglicht werden. Dem gleichen Zweck dienen Gesten. Wer sich auf einer Party mit übertriebenen Schwimgesten durch eine Menge durchboxt, erntet für seine Störung eher ein Lächeln als ein Schimpfwort.

Entscheidend ist nun, daß schon Kinder, besonders die der Mittelschichten, diese formellen Regeln des sozialen Lebens erlernen und ständig üben, daß alle Interaktionen durch bestätigende und korrektive Rituale umschlossen werden müssen und daß das Zurechtfinden im öffentlichen Leben vom Beherrschen dieser Grundrituale mit abhängt. Kinder der Unterschichten haben nicht nur ein Sprachdefizit, sondern auch ein „Ritualdefizit“, das ihnen Kommunikation erschwert. Goffmann kann weiter einsichtig machen, daß durch Rituale in der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht soziale Positionen zugeschrieben werden, um deren Erhaltung unmerklich aber ständig gekämpft werden muß, so oberflächlich solche Gesten, etwa der Gruß beim Vorübergehen, auch sein mögen.

In der im Anhang abgedruckten Studie „Die Verrücktheit des Platzes“ zeigt sich der Ertrag der mühsamen und scheinbar nutzlosen Mikrosoziologie, die allein die unsystematische naturalistische Beobachtung als Forschungsmethode benutzt. Goffmann kann, nachdem er die Kommunikationsformen normaler Kommunikation beschrieben und analysiert hat, eine Form abweichender Kommunikation, die manische Depression, neu deuten. Der manisch Depressive akzeptiert den ihm durch Rituale zugewiesenen sozialen Platz in einer Gemeinschaft, etwa einer Familie, nicht mehr. Er durchbricht die ungeschriebenen Kommunikationsregeln, weil er die soziale Mühe, den ihm zugewiesenen Platz durch regelgerechte und mühsame Kommunikation zu behaupten, nicht mehr aufbringt. Die seelische Krankheit hat eine soziale Seite, der manisch Kranke stört die soziale Ordnung durch die Obstruktion der Spielregeln, er nimmt seinen Platz nicht mehr ein und macht Kommunikation durch die Verweigerung ritueller Hand-

lungen unmöglich. „Wo immer er Beziehungen unterhält, entsteht Verwirrung.“ (503) Durch die Kenntnis der sozialen Komponente im Krankheitsbild wird eine Therapie möglich, die bewußt den sozialen Kontext des Patienten mit einbezieht.

Goffmanns Aufsätze überzeugen durch die breite Materialbasis und die vorsichtige Generalisierung, die sich der Grenzen der Methode bewußt ist.

Thomas Berger (Göttingen)

Psychologie

Duhm, Dieter: Warenstruktur und zerstörte Zwischenmenschlichkeit. Rosa Luxemburg Verlag, Köln 1973 (190 S., br., 9,— DM).

Duhm, Dieter: Revolution ohne Emanzipation ist Konterrevolution. Zwei Aufsätze. Rosa Luxemburg Verlag, Köln 2 1973 (30 S., br., 1,60 DM).

Duhms „dritter Versuch der gesellschaftlichen Begründung zwischenmenschlicher Angst“ (7) wird, soweit sich das abschätzen läßt, hauptsächlich von der „nicht-revisionistischen“ Linken rezipiert. Er stellt sich ein relevantes Problem: Wie individuelle mit gesellschaftlicher Emanzipation zusammenhängt und ob — und wie — Marxismus und Psychoanalyse miteinander „kombiniert“ werden können.

Daß Duhm nicht zimperlich (besonders mit der Linken) umspringt, zeigt die Vorbemerkung: „... denn die meisten Großgenossen der linken Wissenschaft gingen und gehen noch durch die Mühle bürgerlicher Gewalt und viele verwandeln sich dabei tatsächlich in Mehl, mit dem der Dreck bürgerlicher Wissenschaft pluralistisch gepudert werden kann ... Dieser linke Akademismus muß weg, wenn die Theorie nicht ein Mittel der privaten Konfliktlösung für Seminar-Marxisten, sondern ein Mittel wirklich revolutionärer Konfliktlösung für uns alle werden soll“ (8 f.). Merkwürdig nur, daß das, was Duhm dann entwickelt, mit dem leersten und abstraktesten Seminar-Akademismus durchaus wetteifern kann.

Im *ersten Teil* behandelt er die „Ware als kategoriale Grundlage für die Untersuchung der zwischenmenschlichen Beziehungen in der kapitalistischen Gesellschaft“ (25). Ausgehend von Lukács' Verdinglichungskonzeption behauptet Duhm: „Der Verdinglichungsbegriff ist gleichzeitig der unserem Denken ungewohnteste und erkenntnistheoretisch relevanteste Begriff der marxistischen Gesellschaftstheorie“ (27). Den Beweis bleibt er jedoch schuldig, da er diese Kategorie durch philologische Verdrehungen einschlägiger Marx-Zitate bis zur Unkenntlichkeit verflacht; überhaupt ist die Marx-Rezeption des ersten Teils als „naturalistische“ Verkürzung dialektischer Aus-

sagen zu charakterisieren. Damit ist ein eigenartiger Sachverhalt gemeint: Duhm interpretiert durchweg dialektische Zusammenhänge, die Marx oft in analogisierenden Bildern beschreibt — etwa Charaktermaske, Warenfetischismus usw. — *wörtlich*. So wird der „Wert“ als das „verdinglichte Verhältnis der Warenproduzenten“ (32) bezeichnet. „Auch die Wertgröße ist ein verdinglichter, zum Dingmerkmal geronnener Ausdruck der sozialen Beziehungen der Warenproduzenten“ (33). Und: „Nachdem der Verdinglichungszusammenhang erkannt, der Wert, bzw. das Wertgesetz auf seinen sozialen Ursprung zurückgeführt ist, ist das Warenrätsel gelöst. Der unter dem Verdinglichungsbegriff gefaßte Sachverhalt, nämlich die Verwandlung von sozialen Merkmalen in Dingmerkmale, von menschlichen Beziehungen in Dingbeziehungen, ist der Schlüssel für die Lösung der Aufgabe, die sich Marx mit seiner Warenanalyse gesetzt hat“ (34).

Es ist unmöglich, hier im Detail die Schiefheiten, gewaltsamen Interpretationen Marxscher Texte, die mechanistische Zerspaltung dialektischer Zusammenhänge zu analysieren. — Die konkret genommenen abstrakten Begriffe werden nachträglich psychologisiert. Charaktermaske wird unversehens zu einer psychologischen Kategorie, etwa C. G. Jungs „Persona“ verwandt, dem „modernen kapitalistischen Menschen“. Im übrigen tritt Duhm mehrfach als „Retter“ der u. a. von ihm mißbrauchten marxistischen Begrifflichkeit auf, eine Position, die schwer zu widerlegen ist: „Dem Begriff der Entfremdung geht es in der gegenwärtigen Marxismus-Diskussion noch schlechter als dem der Verdinglichung. In dem allgemeinen Schlamm von Mißverständnissen, Unterstellungen, Vorurteilen, Dogmen, Mystifizierungen, Ökonomistifizierungen, Mechanisierungen und Idealisierungen ist er gerade am Ersaufen. Weil er aber — als Begriff, nicht als Wort! — für die marxistische Sozialwissenschaft genauso unentbehrlich ist wie der Verdinglichungsbegriff müssen wir ihn retten“ (40).

Indem der Verkauf der Ware Arbeitskraft als „Sinnbild“ zwischenmenschlicher Beziehungen in der kapitalistischen Gesellschaft gedeutet wird, gelingt es dem so präparierten Bewußtsein leicht, Rücksichtslosigkeit, Neid, Mißtrauen, Angst als Ausfluß des auf Konkurrenz basierenden Leistungsprinzips zu entlarven, das wiederum „in der Warenstruktur“ begründet gefunden wird. In dürren Worten subsumiert Duhm die verschiedensten menschlichen Erfahrungen unter den künstlichen Begriff „Realisierungsangst“ — die Angst, die auftritt, wenn der isolierte einzelne sich psychisch auf dem „Markt“ der „anderen“ anbietet.

Der *zweite Teil* des Buches dient der „Füllung der kategorialen Grundlage mit psychologischen Inhalten“ (101). Ähnlich wie die Marx-Rezeption ist die Freuds bei Duhm dürftig. Es ist keine kritische Revision psychoanalytischer Begrifflichkeit und keine Überprüfung, inwieweit der gleiche Gegenstand, das menschliche Subjekt,

damit theoretisch begriffen werden kann, sondern eine willkürliche Zitatenammlung. Im Mittelpunkt steht der schiefe Begriff der „Über-Ich-Projektion“, der Fromm extrahiert wird. Dieser hatte in seinen Autoritäts-Studien 1936 die dialektische Struktur der Beziehung Über-Ich/Autorität beschrieben. Duhm verwendet diesen Grundgedanken und nennt nun alles, was die Hilflosigkeit des Kindes nachahmt, Über-Ich-Projektion. Vom Sprachlichen her ist schon Kritik angebracht, da Projektion in der psychologischen und psychoanalytischen Terminologie ein Vorgang des „Ichs“ ist, hier aber eine Aktivität des Über-Ichs suggeriert wird. — Es fehlt die Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse, sie dient — ganz unironisch — dem „Füllen“ der eingangs entwickelten Grundlegung. Interessanterweise umfaßt der Abschnitt „Reproduktion der Kindesangst in den zwischenmenschlichen Warenverhältnissen“ ganze zwei Seiten — gerade hier wäre ausführliche Konkretion vonnöten.

Im *Schlußteil* soll das Emanzipationsproblem angegangen werden. Durch semantische Übungen werden die eingeführten vieldeutigen Begriffe (Angst, Entfremdung etc.) jetzt „positiv“ gewendet und die politische Gruppe als tendenzielle Vorwegnahme konkreter sozialistischer Gemeinschaftlichkeit — im Gegensatz zur abstrakt-kapitalistischen — gelobt. *Revolutionäre Arbeit* (Duhm hütet sich, diese an bestimmten politischen Positionen zu exemplifizieren) sei „tendenzielle Aufhebung von Entfremdung“ und gleichzeitig individuelle Emanzipation.

Die psycho-bürgerliche Position Duhms wird vor allem in den kurzen Aufsätzen klar, die ausführlich zu besprechen sich nicht lohnt, da keine relevanten neuen Gedanken auftauchen. Eine gewisse Konkretion bietet nur der Aufsatz „Theorie und Emanzipation“, in dem Duhm einen Aufbau emanzipatorischer marxistischer Gruppen propagiert. In einer ersten „psychoanalytischen Phase“ sollen die intrapsychischen Widersprüche (Angst, Aggression, Dominanzverhalten, Objektverhalten) erfahren und in der „Schulungsphase“ in die gesellschaftlichen Widersprüche „eingelagert“ werden. Es folgt als dritte Phase: politische Praxis. Da Duhm auf jede konkrete Analyse verzichtet, insbesondere auch den gesamten Bereich der Erotik/Sexualität als Konfliktpotential faktisch ausklammert, bleibt die Lektüre oberflächlich und folgenlos. Das Reussieren bei manchen Gruppen liegt vermutlich an der Tatsache, daß Duhm *überhaupt* — wenn auch noch so flach — das Problem des Verhältnisses individuelle/gesellschaftliche Emanzipation angesprochen hat.

Ekkehard Ruebsam (Berlin/West)

Schneider, Michael: *Neurose und Klassenkampf. Materialistische Kritik und Versuch einer emanzipativen Neubegründung der Psychoanalyse.* Rowohlt Verlag, Reinbek 1973 (358 S., br., 12,80 DM).

Schneiders Buch ist einer der jüngsten von zahlreichen Versuchen, Psychoanalyse und Marxismus miteinander zu versöhnen. Sein Programm ist vielversprechend, er will das positive Element der bürgerlichen Psychoanalyse verbinden mit dem Marxismus. Aber schon nach der Lektüre des ersten Teils, in dem es mit Freud gegen „Vulgärmarxisten“ geht, ist der Leser enttäuscht. Schneider referiert die Einwände der von ihm so genannten „Vulgärmarxisten“ (es handelt sich dabei in der Hauptsache um sowjetische Psychologen der 20er und 30er Jahre); wobei seine Kritik gegen diese Einwände sich nur äußert in den Namen, mit denen er diese Kritiker belegt: Bolschewisten bzw. Stalinisten, bolschewistische, anarchokommunistische Orthodoxie, russische Parteikommunisten, russische Orthodoxie, Sowjetmarxisten und die ihnen hörigen kommunistischen Parteien, etc. Gegen Ende dieses Teils gibt er ihnen jedoch in allen wesentlichen Punkten recht; es bleibt allein der Vorwurf übrig, sie hätten die Subversivität der Psychoanalyse nicht erkannt. Subversiv ist bei Schneider das Gütezeichen für alles, was es für ihn zu verteidigen gilt.

Subversiv an der Psychoanalyse sei das „hedonistische Lustprinzip“, weil es die Moralgrundlagen der bürgerlichen Gesellschaft in Frage stelle oder, um mit Schneider zu sprechen, „subversiv kritisiert“. Zusätzlich diene es als „heilsame Provokation“ für die bürgerliche Sozialwissenschaft (79). Abgesehen davon, daß unklar bleibt, weshalb diese Gründe ausreichen, um an diesem Prinzip festzuhalten, muß klargestellt werden, daß das hedonistische Lustprinzip, also der Vorrang der Triebbefriedigung vor dem Realitätsprinzip, gerade nicht Teil der Freudschen Theorie ist. Freud hat vielmehr den Vorrang des Realitätsprinzips betont, die Notwendigkeit der Triebsublimierung, weil durch sie seiner Meinung nach die Errungenschaften der Zivilisation, die er durchaus bejahte, ermöglicht würden.

Im zweiten Teil des Buches („Mit Marx — gegen die bürgerliche Ideologie der Psychoanalyse“) werden bekannte Argumente gegen die Psychoanalyse wiederholt: Sie sei keine Wissenschaft, Freud habe die Erkenntnisse, die er an einer besonderen Schicht von Patienten zu einer bestimmten Zeit gewonnen habe, ungerechtfertigterweise auf die Menschen und die Gesellschaft schlechthin übertragen. Schneider macht es sich vergleichsweise einfach; er enthält sich jeglicher Beweisführung; dies hält er konsequent im ganzen Buch durch; statt dessen bedient er sich platter Analogien. Ein Beispiel: „Die phallische Konkurrenz (...) *scheint* eher ein sekundärer Niederschlag des bürgerlichen Konkurrenzmechanismus (...) zu sein. Die phallische Konkurrenz hat ihren eigentlichen Nährboden in den gesellschaftlichen Verkehrsformen der kleinen Warenproduzenten (des ‚Kleinbürgertums‘), die bis aufs Messer miteinander konkurrieren müssen, um ihre Produkte und damit ihre ‚Potenz‘ auf dem ‚freien Markt‘ durchzusetzen“ (98). Schneider ist offenbar klar, daß sich seine Kritik an der Psychoanalyse in die Nähe jener „Vulgärmarxisten“ begibt, die er doch zu bekämpfen sucht. Wie anders wäre

sonst eine geistige Akrobatik zu verstehen, wie die Behauptung, die klinische Theorie Freuds sei zwar *nur* eine „Theorie der Neurose der Kopfarbeit“, gleichzeitig aber (und dies richtet er ausdrücklich „nochmals an die Adresse der vulgärmarxistischen Freudkritik“) gelte sie *auch* für die „Psychologie der Handarbeit“ (95). Die Gründe gibt Schneider seinen Lesern nicht preis.

Im letzten Teil will Schneider „Freuds phänomenale Strukturbeschreibung“ der „bürgerlichen Seele“ aus den „ökonomischen Bewegungsgesetzen der bürgerlichen Gesellschaft selbst“ ableiten (9). Es handelt sich um seinen originären Beitrag zum Thema. Deshalb kommt hier auch seine Kardinalschwäche am deutlichsten zum Ausdruck. Schneider ist unfähig, widersprüchliche Verhältnisse zu begreifen, seine daraus erwachsende entweder-oder-Haltung, nach der er die Welt in Gut und Böse aufteilt, führt ihn auf allen Ebenen der Argumentation zu absurdesten Konsequenzen: Den Widerspruch zwischen konkreter und abstrakter Arbeit, zwischen Gebrauchswert und Tauschwert der Ware löst er dahingehend auf, daß es im Kapitalismus nur noch abstrakte Arbeit, nur noch Produktion von Tauschwerten gibt. Weil Abstraktion natürlich etwas Böses, abstrakte Arbeit gleich entfremdeter Arbeit sei, leitet er daraus die „psychischen Abstraktionsprozesse“ (165) ab, seine Wortschöpfung für Freuds Begriff der Verdrängung. Davon ausgehend, entwickelt er zwei Krankheitsbilder des „Spät“-Kapitalismus, das eine entsteht in der Produktionssphäre, das andere in der Konsumtionssphäre. Dabei verwickelt er sich in Ungereimtheiten, die die ganze „Analyse“ ad absurdum führen: Der Lohnabhängige als Produzent wird krank, weil seine Libido durch die abstrakte Arbeit, die er leisten muß, unterdrückt wird. Die Libido des Lohnabhängigen als Konsumenten wird dagegen in Kauflust verwandelt und als solche befriedigt. Ist die Krankheit des Lohnabhängigen als Produzenten positiv, weil sie Auflehnung gegen die Herrschaft des Kapitals bedeutet (Parteinahme für Gesundheit ist deshalb reaktionär), so gilt dies nicht für die Krankheit des Lohnabhängigen als Konsumenten, weil hier eine „perverse ‚Sozialpartnerschaft‘“ zwischen Lustprinzip und Realitätsprinzip stattfindet. Sind die Triebe also nicht mehr subversiv, kein Anknüpfungspunkt für den Kampf? Ganz so ist es nicht, antwortet Schneider, denn die Lohnabhängigen als Produzenten seien gegen falsche Gebrauchswertversprechen gefeit, weil sie als solche auf dem Gebrauchswertstandpunkt stehen! Dies nach Schneiders Eingangsvoraussetzung, auf der er seine ganze Ableitung der Psychoanalyse aus der Ökonomie aufbaut, nach der nur Tauschwerte produziert werden.

Welche politischen Konsequenzen zieht Schneider daraus? Die Krankheit wird zum „subjektiven Hebel“ der Politisierung. Ich-Schwäche wird zum Positivum hochstilisiert: „Die ‚freie Assoziation‘ der vielen ‚ich-schwachen‘ Individuen schafft so die Voraussetzung für eine neue kollektive ‚Ich-Stärke‘“ (320). Es ist, als wollte man die Gleichung $0 + 0 + 0 = 1000$ aufstellen. Durch einen defini-

torischen Trick wird aus kranken Individuen ein illusionäres revolutionäres Subjekt. Ist die Krankheit der „subjektive Hebel“ zur Politisierung, so erhält der politische Kampf natürlich eine entsprechende Form. Nicht der Kampf gegen ökonomische Ausbeutung und relative Verelendung soll im Mittelpunkt stehen, sondern die Therapie. Deshalb sind „überkommene politische Organisationsmodelle, etwa das bolschewistische, neu zu überdenken bzw. in Frage zu stellen“ (319). Indem er die psychische Verelendung in den Mittelpunkt stellt, wendet er sich gerade von der materiellen Basis ab, auf die er die Psychoanalyse stellen wollte. Er degradiert den politischen Kampf zur Spielwiese für die Suche nach neuen Kommunikationsformen. Was als Politisierung der Psychoanalyse anhub, endet als Psychologisierung der Politik. Man erkennt den Geist der Studentenbewegung, der ihm auch das politische Ziel diktiert: „Da der Warencharakter erst heute, im Spätkapitalismus, seinen ‚universellen Charakter‘ (Lukács) eingelöst hat, kann auch die *sozialistische* Revolution nur als universelle Umwälzung *aller* gesellschaftlichen Beziehungen, in denen sich der Warencharakter niedergeschlagen hat, begriffen werden“ (323). Angesichts der Forderung nach sofortigem unvermitteltem Übergang vom Bestehenden zum total Anderen können alle am Fortbestand des Bestehenden Interessierten beruhigt in die Zukunft schauen, weil damit die wirkliche gesellschaftliche Veränderung auf den Sankt Nimmerleinstag verschoben wird.

Gidon Freudenthal und Nora Rätzel (Berlin/West)

Hollitscher, Walter (Hrsg.): Aggressionstrieb und Krieg.
Symposium des Internationalen Instituts für den Frieden, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1973 (164 S., br., 18,— DM).

Aggressionsforschung ist in der BRD seit einigen Jahren so populär, daß wissenschaftliche Veröffentlichungen zum Thema zu Bestsellern werden konnten, so z. B. Hackers Schrift: „Aggression“ (1971 und 1973). Hacker bezifferte die Publikationen allein in englischer Sprache und für den knappen Zeitraum von fünf Jahren auf 6000, ungerechnet Zehntausende Zeitungs- und Zeitschriftenartikel. Die Breite des Interesses muß auch Beachtung in einem Zusammenhang finden, auf den Oskar Neumann verwies: der Menge von Büchern über Aggression stehen drei in der BRD greifbare Arbeiten über den Militär-Industrie-Wissenschaft-Komplex gegenüber. Einen recht eindrucksvollen Beleg besonders für die Funktion der Aggressionsforschung hierzulande lieferte Heft 10/1973 der „Information für die Truppe“, worin unter der Überschrift „Wehrmotiv“ Konrad Lorenz zu Wort kam: „Wie das Triumphgeschrei die soziale Struktur der Graugänse wesentlich beeinflusst, ja beherrscht, so bestimmt auch der Trieb zum begeisterten kämpferischen Einsatz weitgehend den gesellschaftlichen und politischen Aufbau der Menschheit.“

Das Symposium des Internationalen Instituts für den Frieden, Wien, am 31. August und 1. September 1971, das unter dem Thema stand: „Die sogenannte Aggressionstrieb-Theorie des Krieges“, hatte die Aufgabe, „den aktuellen Stand der Diskussion neu festzustellen“ (7).

Einige Ergebnisse sollen herausgehoben werden: Es bestand Einigkeit unter den Teilnehmern, daß es „für die Friedensforschung und die Bemühungen um Schaffung der notwendigen Bedingungen für den Frieden sehr von Vorteil“ wäre, „den Menschen in seiner realen historischen Situation“ zu erforschen, „natürlich auch unter biologischen Gesichtspunkten“, aber nie „nur von der Biologie her“ bzw. „nur aus dem menschlichen Individualverhalten“ (118). Der Mensch, dessen Entwicklung vor ca. 5 Millionen Jahren begann, verwendete während des größten Teils seiner Geschichte „keine selbst verfertigten Waffen“ und kannte den Krieg als Institution nicht; der nächste Schritt wäre, zu beweisen, „daß es auch in einer industriell hochentwickelten Gesellschaft möglich ist, die gute Tradition längst vergangener Zeiten fortzusetzen anstelle der zweifelhaften Tradition der letzten dreieinhalb Jahrtausende“. Gezeigt werden muß, daß eine Gesellschaft nicht „desto mehr kriegerischen Charakter“ besitzt, „je zivilisierter“ sie ist, leitet sich Krieg doch „nicht von der Zivilisationsstufe“ ab, sondern „vom ausbeuterischen Charakter der jeweiligen Gesellschaft“. Wohl gab es in primitiven Gesellschaften durchaus Konflikte von Individuen, Clans, Stämmen, Stammesgruppen, aber sie waren „nicht mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung notwendig verbunden“, d. h. „nicht im Produktionssystem dieser Gesellschaften verankert und institutionalisiert“ (Hollitscher 87 und 41).

Existiert keine „angeborene Aggression“, beim Menschen ebenso wenig wie bei Tieren (E. Moore 62; Montagu 57), so ist aggressives Verhalten „im wesentlichen, wenn nicht sogar ausschließlich, erlerntes Verhalten“ (Montagu 61), wobei „die Macht der Massenmedien“ von Bedeutung ist (E. Moore 94). Erforderlich wäre, „die richtigen sozialen Bedingungen zu schaffen, die ihrerseits wieder für die richtigen Schulen sorgen, in denen Kinder zur Kooperation in einer kooperativen Gesellschaft erzogen werden“ (Hollitscher 81). Die Aggressionstrieb-Theorien lenken „in Wirklichkeit nur von der eigentlichen Frage ab“ und haben „etwas mit dem Versuch zu tun . . . , der weitverbreiteten marxistischen Auffassung von den Ursachen von Krieg, Ausbeutung und anderen Dingen entgegenzuwirken“. Die „Prämie, die für diese Doktrin gegeben wird“, ist „auch eine Prämie für Anti-Marxismus“ (Hollitscher 120 f.). — In seiner Einleitung: „Zum gegenwärtigen Stand der Aggressionsforschung: Versuch einer Synthese“ gelangt Rolf Denker trotz gelegentlich fragwürdiger Begrifflichkeit („westliche Industriegesellschaften“) und idealistischer Grundhaltung (Überbetonung der Wichtigkeit einer „Entfaltung neuer Denkgewohnheiten“ und der „Einsetzung neuer Wertvorstellungen“, 29) zu einer Beurteilung der Aggressionstrieb-Theorien, die mit den Ansichten der meisten Symposiumsteilnehmer überein-

stimmt. Seine Darlegungen enthalten vor allem auch Kritik an den Auffassungen von Lorenz, wobei Denker resümiert, daß dieser „heute noch Relikte einer rassistischen Vergangenheit“ verwalte (12).

Im Anschluß an die Symposiums-Beiträge druckt der Herausgeber einen Aufsatz von W. P. Efroimson ab: „Die Genealogie des Altruismus (Die Ethik vom Standpunkt der evolutionären Genetik des Menschen)“, in russischer Sprache zuerst veröffentlicht in „Novi Mir“ (10/1971), worin der Nachweis versucht wird, „daß die Emotionen der Menschlichkeit, der Güte, des ritterlichen Verhaltens zu den Frauen, zu den Alten, zum Schutz der Kinder, das Streben nach Wissen, — eben jene Eigenschaften sind, die gezielt und unvermeidlich sich unter der Einwirkung der natürlichen Auslese entwickelten und in den Fonds der Erbmerkmale des Menschen eingingen“ (150). Diese Arbeit, obwohl sie reich ist an beachtenswerten Überlegungen, wirkt streckenweise allerdings wie eine mechanische Umkehrung der Aggressionstrieb-Theorie, als eine Art „Altruismustrieb-Theorie“ oder wissenschaftliche Variante des expressionistischen Aufschreis: „Der Mensch ist gut“.

Wolfgang Beutin (Hamburg)

Caruso, Igor A.: Soziale Aspekte der Psychoanalyse.
Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1972 (188 S., br., 5,80 DM).

Der Titel des Buches ist insofern trügerisch, als er eine — aufs Thema bezogene — Analyse „der“ Psychoanalyse suggeriert. Caruso legt jedoch etwas ganz anderes, Fragmentarisches und innerlich Widerspruchsvolles vor: erstens hat das Buch zwar den Titel mit dem 1962 erschienenen gemein, ist aber eine völlige Neubearbeitung. Inzwischen hat sich Caruso — zumindest terminologisch — marxistischen Einsichten mehr genähert, während die frühere Position als anthropologisch-existentialistische Variante der Psychoanalyse gekennzeichnet werden kann. Da einzelne Abschnitte noch aus der früheren Periode übernommen wurden, ergibt sich eine ständige immanente Widersprüchlichkeit. Zweitens handelt es sich *nicht* um einen systematischen, den soziologischen oder politischen Gehalt der (orthodoxen) Psychoanalyse abschätzenden Beitrag, zum dritten werden die Themen, da es sich mehr um einzelne, relativ abgeschlossene Essays handelt, immer wieder aufgegriffen, was die Lektüre nicht gerade erleichtert.

Die im Einleitungskapitel aufgestellten Ausgangsthesen Carusos sind interessant genug: Obzwar der Ausgangspunkt der Psychoanalyse idealistisch ist, münde diese in eine sozialpsychologische Theorie („latente Sozialpsychologie“); Freuds mechanistische Hypothesen enthielten alles, um dialektisch fortgeführt zu werden. Die psychoanalytische Therapie basiere auf konkreten und ganzheitlichen Beziehungen des Analysanden zur „Welt“ — was zu realistischer Praxis führe (also das Gegenteil von bloßer Introspektion, da der Patient sich und die Welt als veränderbar erfahre). Es folgt jedoch keine an-

nähernd den Thesen gleichwertige Beweisführung; Carusos kluge Formulierungen, oft in Marxscher Sprache, bringen wohl nur psychologisierenden Analytikern neue Aspekte. Etwa, daß der Kapitalismus keine Neurose sei, sondern ein gesetzmäßiges Stadium der Gesellschaftsentwicklung (24), und daß die soziale Struktur höchstens latent neurotisierend sei, aber nicht die Neurose selbst. Um eine Aussage über die Gesellschaftsstruktur zu gewinnen, führt Caruso die Kategorie des „psychosozialen Klimas“ ein. Zu dessen Merkmalen gehöre: „Entfremdung der Arbeit durch den Entzug der Rechte über das Eigentum der Werkzeuge und des Mehrwerts der Arbeit; das durch die herrschende Klasse geforderte ‚Leistungsprinzip‘ zu ihrer Erhaltung, die Notwendigkeit der Konkurrenz . . . Begünstigung des Egoismus und der Rivalität durch die Konkurrenz und Mangel an Solidarität, da allgemeiner Kampf zwischen den einzelnen und den Interessengruppen; die diesem Krieg aller gegen alle innewohnende Unsicherheit; die Unterdrückung der Besitzlosen durch die Besitzenden: Geldherrschaft, Kolonialherrschaft; individualistische Verabsolutierung des Besitzes und dadurch Käuflichkeit des Menschen und Besitzrechte über den Menschen, da Besitz das Ziel des Kampfes ist; kaptative, entfremdende und erniedrigende Beziehungen in allen Institutionen und in der Familie, Verdinglichung der Schwachen u. ä. m.“ (27/28). Solche „Merkmalsbeschreibung“ bleibt — abgesehen von der Unkenntnis der Marxschen Theorie — allemal an der Oberfläche und wird ergänzt durch einen latenten Existenzialismus: zwar bleibe eine gerechtere und sozialere Gesellschaftsordnung wünschenswert und relativ erreichbar, aber — abstrakte Gegenseite — andernfalls würde „die Kultur zerfallen und erstarren“, denn wo es keine Erneuerung gibt, herrscht der Tod (33). Hier verteidigt Caruso ernsthaft Freuds Todestribs-Theorie.

Carusos ideologische Position wird in den Kapiteln III und IV deutlicher, die über Entfremdung und deren Folgen handeln. „Entfremdung“ hat bei ihm eine anthropologisch-existentielle Wurzel (neben der „ökonomischen“) und wird mit der „Souveränität des konkreten Menschen“ konfrontiert. Da nirgends bestimmt wird, was dieser konkrete Mensch sei, verfällt Caruso dem Feuerbachschen Fehler, über derlei leere Abstrakta den alten bürgerlichen Menschen einzuschmuggeln. In diesem Zusammenhang wird auch die Ethologie rehabilitiert und die „Technik“ als Trieb-Dressur-Verschränkung vorgestellt. Aus der von Caruso selbst „radikal“ genannten anthropologischen Setzung des konkreten Menschen folgt notwendig die abstrakte, undialektische Gegensätzlichkeit: jede soziale Herrschaft wird als Erscheinungsform des Todestribs erkannt. Daß diese unhistorische Haltung nur zum kulturellen und politischen Pessimismus führen kann, ist beinahe selbstverständlich. Am Schluß des Buches konstruiert der Theoretiker einen fatalistisch-unüberbrückbaren Gegensatz von Progression des Wissensvolumens und der vernünftig koordinierten Verfügung des Menschen über dieses Wissen und nimmt auch den Marxismus nicht aus: „Es ist einfach jenseits

aller Wahrscheinlichkeit, daß die positive und humane Weltveränderung durch den Marxismus geschwinder vor sich gehen sollte, als die sich geometrisch beschleunigende Weltveränderung durch die tödlichen Abfallprodukte des Lebens und des Bewußtseins.“ (161). Carusos Rat am Ende des Buches schlägt ungewollt in Zynismus um: Jeder einzelne solle lernen, gut zu sterben (176).

Carusos Buch enthält doch mehr positive Einsichten, als sich bisher ablesen läßt: seine Reflexionen über die Beziehung Psychoanalytiker — Patient sind beachtliche Entmythologisierungsversuche. Er erkennt die „soziale Ferne“ des Psychoanalytikers nicht nur gegenüber dem Proletarier, sondern auch gegenüber den Vertretern des Großkapitals (da er viel in Lateinamerika lehrte und Analysen durchführte, kennt er das Problem aus eigener Anschauung), und wendet sich gegen jede Anpassungspsychotherapie, bleibt aber an der magischen Grenze zur revolutionären Praxis stehen: der Psychoanalytiker sei von Berufs wegen kein Revolutionär . . .

Ekkehard Ruebsam (Berlin/West)

Mussen, Paul H. (Ed.): Carmichael's Manual of Child Psychology. Vol. I und II. John Wiley & Sons Inc., New York — London — Sydney — Toronto ³1970 (Vol. I: 1519 S., Ln., 124,55 DM; Vol. II: 872 S., Ln., 82,25 DM).

Der Titel erweckt den Eindruck, es handele sich um eine revidierte Neuauflage des von Carmichael in 1. (1946) und 2. Auflage (1954) herausgegebenen Handbuches; seine Wahl ist jedoch wohl als Reverenz gegenüber Leonard Carmichael — oder aber als verkaufspolitisch motivierte Entscheidung des Verlages — zu verstehen. Tatsächlich hat Mussen ein völlig neues „Manual“ vorgelegt: Aus einem einzigen Band sind nun zwei Bände mit fast zweieinhalbtausend Seiten geworden, das Spektrum der aufgenommenen Themen hat sich erheblich erweitert, und auch die Schwerpunkte haben sich deutlich verlagert; von den früheren Autoren schließlich ist nur noch Carmichael selbst vertreten. Der Herausgeber verweist zur Begründung der Notwendigkeit eines ganz neuen Handbuches auf die Geschichte der Kinderpsychologie seit den frühen fünfziger Jahren, deren wesentliche Charakteristika er in der Abwendung von der Beschreibung und Hinwendung zur Erklärung von Entwicklungsprozessen, in dem intensiveren Bemühen um Theoriebildung, in der verstärkten Beachtung pädagogisch relevanter Probleme, in der zunehmenden Spezialisierung und in der Akkumulation einer Fülle empirisch bzw. experimentell gewonnener Daten sieht; ergänzend muß die Entwicklung und Anwendung eines immer verfeinerteren methodologischen Instrumentariums genannt werden — in fast jedem Aufsatz ist dieser Frage ein eigener Abschnitt gewidmet.

Das Handbuch ist jetzt in fünf Teile untergliedert; Band I umfaßt die Teile 1 bis 3, Band II die Teile 4 und 5. Im 1. Teil („Biological

basis of development“) gibt es neben Aufsätzen über das physische Wachstum und die physiologische Entwicklung auch Aufsätze über Ethologie und Genetik, entsprechend der wachsenden Bedeutung dieser beiden Gebiete für die Entwicklungspsychologie. — Der 2. Teil („Infancy and early experience“) enthält Aufsätze über die pränatale Entwicklung, die frühe Kindheit und die Bedeutung frühkindlicher Erfahrungen. — Der 3. Teil („Cognitive development“) stellt den einen der beiden Schwerpunkte des Handbuchs dar. Er beginnt mit drei Aufsätzen über die zur Zeit einflußreichsten theoretischen Ansätze: die Lerntheorie, die Piagetsche Konzeption (von Piaget selbst dargestellt) sowie der Ansatz von Werner. Ein Kapitel über Psychoanalyse war ursprünglich geplant, wurde aber nicht rechtzeitig fertiggestellt, wie Mussen im Vorwort schreibt; daß die meisten Autoren darüber nicht sonderlich unglücklich sein dürften, läßt sich zahlreichen Bemerkungen im Text entnehmen, die eine — für den Trend in der amerikanischen Entwicklungspsychologie wohl repräsentative — deutliche Abneigung gegen den psychoanalytischen Ansatz erkennen lassen. Nicht wieder aufgenommen wurde übrigens ein Aufsatz über die Theorie Kurt Lewins, die in den vierziger Jahren einen beträchtlichen Einfluß besaß. Hauptsächlich geht es in diesem Teil um die Entwicklung der kognitiven Funktionen; Themen sind die Entwicklung der Wahrnehmung, des Lernens, des Denkens, der Begriffsbildung, der Sprache und der geistigen Fähigkeiten. Diese Aufsätze sind teilweise umfassende Darstellungen des Forschungsstandes, teilweise stärker an einzelnen Theorien sich anlehrende Abhandlungen; so z. B. der Artikel von Flavell über Begriffsbildung, der sich an Piaget orientiert, oder der von McNeill, der die Sprachentwicklung ausschließlich unter linguistischen Aspekt à la Chomsky behandelt. Schließlich enthält der Teil noch Aufsätze zur Kreativität, zur kognitiven Leistung und zur Bedeutung der kognitiven Entwicklung für den Erziehungsprozeß.

Der 4. Teil („Socialization“) bildet den zweiten Schwerpunkt; er umfaßt sieben Aufsätze, die durchweg Datensammlungen darstellen. Ihre Themen sind die Geschlechtsrollenprägung, Bindung und Abhängigkeit, Aggression, moralisches Verhalten, Sozialverhalten sowie schichtenspezifische und ethnische Einflüsse und kulturvergleichende Studien. In diesem Teil vermißt man besonders den Bezug zur psychoanalytischen und soziologischen Theorie, der in Goslins „Handbook of Socialization Theory and Research“ (1971) wesentlich besser hergestellt wird. — Im 5. Teil („Psychopathology“) finden sich Aufsätze zur geistigen Retardation, über Verhaltensstörungen und über Psychosen im Kindesalter.

Wie alle amerikanischen Psychologie-Handbücher beeindruckt auch das „Manual“ in zweierlei Weise: durch die Unmenge an ‚positiven‘ Forschungsergebnissen und durch den Mangel an theoriegeleiteter Systematik. So ist es einerseits unentbehrlich, weil in ihm so umfassend wie in keinem anderen Buch so ungefähr alle Untersuchungen aufgelistet werden, die in den letzten zwanzig Jahren im Bereich der

Kinderpsychologie durchgeführt worden sind; es ist andererseits nur mühselig lesbar, da das Material im allgemeinen so wenig aufbereitet, so beziehungslos präsentiert wird, daß der Überblick verloren geht und eine Wertung einzelner Befunde sehr schwer fällt.

Gerechterweise muß allerdings gesagt werden, daß sich in dem „Manual“ immerhin ein Stand der Theorie und Forschung manifestiert, von dem die westdeutsche Kinderpsychologie nur träumen kann. Weder finden sich hier bedeutendere theoretische Beiträge — mit Ausnahme einiger Arbeiten in der Piaget- und Leontjew-Tradition —, noch läßt sich eine besonders interessante empirische und experimentelle Forschungstätigkeit beobachten. Die entwicklungspsychologische Literatur in Westdeutschland ist im großen und ganzen ein getreues Abbild dieser Situation.

Helmut Jungermann (Darmstadt)

Liepmann, Lise: *Your Child's Sensory World*. The Dial Press, New York 1973 (325 S., Ln., \$ 8,95).

Ziel des Buches ist es, Eltern und Erziehern, die beinahe schon das Gespür dafür verloren haben, daß Kinder vor allem *sinnliche* Wesen sind, den Sinn für die Sinne der Kinder zu öffnen. Dabei beachtet es sehr wohl, daß jedes Kind über eine ihm eigene Ausprägung der Sinne verfügt, die seine besondere Begabung ausmacht. Gerade sie, so lautet die These der Verfasserin, gelte es so früh wie möglich zu erkennen und zu fördern. Schon vor dem Vorschulalter solle das Spiel Medium einer gezielten Förderung sein. Denn in ihm werde durch die Bewältigung kleiner und kleinster Aufgaben eine verstärkte Sensibilisierung des Kindes in der Wahrnehmung seiner Umwelt erreicht. Den Hauptteil des Buches bilden eine Fülle von Sensibilisierungsspielen, die jeweils die Förderung einzelner Sinne zum Gegenstand haben. Sie sind ein nützliches Korrektiv zu pädagogischen Bemühungen, die sich (im Blick auf einen späteren Schulerfolg) allzu sehr auf die Förderung sprachlicher und kognitiver Leistungen im Vorschulalter konzentrieren und dabei übersehen, daß gerade diese Leistungen nicht zu trennen sind von den Sinnesempfindungen, auf denen sie aufbauen.

Weniger nützlich freilich ist das Buch als Versuch, die vor allem vom Esalen-Institute propagierte Theorie der Sensibilisierung auf die Pädagogik zu übertragen. Dieser Theorie zufolge ist eine Lösung zwischenmenschlicher Konflikte und neurotischer Symptome dadurch möglich, daß man sich anderen in einer Gruppe mit allen Sinnen öffnet. Die Hoffnung auf die heilende Macht der Sinne hat in den USA unterm Schlagwort „See me, feel me, touch me, heal me“ zu einer therapeutischen Massenbewegung geführt.

Wie leer diese Hoffnung ist, wird offenkundig, wenn man an das vorliegende Buch die Frage richtet, welchem Ziel denn nun die

propagierte Sensibilisierung des Kindes dienen soll. Auf diese Frage muß die Verfasserin die Antwort schuldig bleiben, weil sie über keine Theorie der Sinne verfügt, sondern einfach nur deren Befreiung fordert. Die größere Bewußtheit in der Wahrnehmung bleibt bei ihr richtungslos. So sieht sie zwar den Zusammenhang von Sinnlichkeit und Sinn (und es gehört zu ihren Verdiensten, daß sie ihn nicht einfach zerschneidet) (65), aber sie zieht aus ihm keine Folgerungen, obwohl gerade hier einige Ausführungen über die noch immer unglaublich tabuisierte kindliche Sexualität vonnöten gewesen wären. So sieht sie zwar in dem Kapitel über „Smell and Taste“, daß beide als „Stiefkinder“ (55) unter den Sinnen gelten, aber sie knüpft daran keine Überlegungen dazu, daß in unserem Kulturkreis Kindern schon sehr früh die Unterdrückung der Nahsinne durch die Fernsinne eingebläut wird. Dieser Mangel ist umso gravierender, als die meisten Kinder vermutlich gerade über die Nahsinne mehr Welterfahrung erwerben, als Erwachsene wahrhaben möchten.

Endlich bleibt als Mangel des Buches zu vermerken, daß es kaum oder gar nicht auf die soziale Wahrnehmung von Kindern eingeht. Unterm Aspekt kindlicher Vorurteilsbildung gegenüber rassischen Minoritäten, körperlicher Stigmatisierung oder sozialer Devianz wäre an der sozialen Wahrnehmung der Kinder ungleich mehr zu erkennen als an der bloßen Beobachtung von Farben oder Tönen. Die soziale Wahrnehmung aber scheint auch der Verfasserin zu mangeln; denn nirgendwo thematisiert sie, daß eine Sensibilisierung von Kindern kaum unabhängig von den sozialen (und das heißt stets auch: finanziellen) Handlungsmöglichkeiten der Eltern vor sich gehen kann, die wiederum Grundlage und Voraussetzung von deren eigener Sensibilität sind. Solange aber Sensibilität an einen bestimmten Sozialstatus gekoppelt bleibt, steht sie als Bildungsziel unter Ideologieverdacht.

Klaus Laermann (Berlin/West)

Geschichte

Gerstenberger, Heide: Zur politischen Ökonomie der bürgerlichen Gesellschaft. Die historischen Bedingungen ihrer Konstitution in den USA. Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1973 (231 S., br., 10,80 DM).

Der Gegenstand, „an welchem in besonderem Maße die Kategorien der Gesellschaftsanalyse zu erproben und weiterzuentwickeln sind“ (9), ist für Gerstenberger die Besonderheit der Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft und des bürgerlichen Staates in den USA. Ihre Untersuchung versteht sich darüber hinaus als Beitrag zur „historisch-materialistischen Theorie des bürgerlichen Staates“ (9).

Drei Problembereichen gilt das Interesse: der politischen Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft, der Theoriebildung der amerikanischen Gesellschaft „von sich selbst“ und der besonderen Bedeutung der Sklavenwirtschaft.

Die Konstituierung der nationalen Staatsmacht (der „Union“) findet in den USA unter den außergewöhnlichen Bedingungen einer „frühkapitalistische(n), allerdings noch vorwiegend agrarisch produzierende(n) bürgerliche(n) Gesellschaft“ (9) statt, ohne sich gegen Feudalismus und fürstlichen Absolutismus durchsetzen zu müssen. Eine ausführliche historische Aufarbeitung des Kampfes um die Unionsgründung und ihrer „formellen Konstituierung“ führt Gerstenberger zu der These, daß die nationale Staatsmacht wesentlich aus der Weltmarkt Konkurrenz resultiert. Dagegen „hat die Stabilisierungsaufgabe (Gerstenberger versteht darunter die repressive Sicherung der Ausbeutungsstrukturen — G. B.) für den Konstitutionsprozeß der Union nur sekundären Charakter“ (124). Für besonders bemerkenswert hält die Autorin die in den Verfassungsdebatten und noch in den Programmen der ersten federalistischen Regierungen zum Ausdruck kommende „Reflexion jenes Zusammenhangs zwischen ökonomischen Interessen und Regierungsformen, welcher seither nicht nur durch die bürgerliche Staatstheorie geleugnet, sondern auch in deren historisch-materialistischer Kritik kaum systematisch aufgegriffen worden ist“ (144). Die federalistische Theorie ist „die Theorie des siegreichen Bürgertums, welches daran gehen kann, seine Angelegenheiten nutzbringend zu ordnen, ohne sich bereits auseinandersetzen zu müssen mit einer zahlenmäßig gewichtigen Arbeiterklasse“ (156 f.). Die Ablösung der federalistischen Regierungen durch die „Jeffersonische Demokratie“ rechtfertigt für die Autorin eine „Verschiebung des methodischen Ansatzes zu einer stärker ideologiekritischen Fragestellung“ und „reflektiert jenen real historischen Prozeß, in welchem in der amerikanischen Union Gesellschaftstheorie und politische Programmatik die Form und Funktion von Ideologie angenommen haben“ (145). Die ideologische Verklärung der bürgerlichen Gesellschaft, die ausgehend von Jefferson unter dem Schlagwort vom „american dream“ sprichwörtlich wurde, ist nach Gerstenberger „Ausdruck jenes spezifischen Mehr an individueller Bürgerfreiheit, welches die Amerikaner den meisten ihrer Zeitgenossen voraus hatten“ (188). Das „reale Fundament“ des ‚american dream‘ aber war die Institution der Sklaverei als „einzig realer Ausweg aus der Proletarisierung von Bürgern“ (188). An der Entwicklung der „Jeffersonischen Demokratie“ läßt sich gerade wegen „ihres programmatisch ganz anderen Ausgangspunktes“ zeigen, daß die Herausbildung von Staatsfunktionen nicht etwa als bewußte politische Entscheidung mißverstanden werden darf, sondern Resultat der bürgerlich-kapitalistischen Grundstrukturen“ ist (188).

Zu bedauern bleibt bei der mit großer Sorgfalt durchgeführten Analyse, daß es Gerstenberger nicht gelungen ist, die Ursachen für den Übergang zur „Jeffersonischen Demokratie“ aus der Entwicklung

der ökonomischen und klassenstrukturellen Verhältnisse zu erklären; ein „spezifisches Mehr an Bürgerfreiheit“ ist jedenfalls keine befriedigende Erklärung für die Entwicklung hin zu einer Verschleierung der Klassenverhältnisse durch die bürgerliche Theorie. Hier wie auch in der Beschränkung der Staatsableitung auf die Weltmarktkonkurrenz und Interessengegensätze innerhalb des Bürgertums kann Gerstenberger ihrer Intention, „die Forschungsrelevanz des klassentheoretischen Ansatzes zu verdeutlichen“ (13) und „die Kategorien der Gesellschaftsanalyse zu erproben und weiterzuentwickeln“ (9), nicht genügen. Trotzdem ist die Arbeit ein wesentlicher Beitrag zur Untersuchung der Konstituierung des bürgerlichen Staates im Rahmen eines marxistischen Forschungsansatzes, nicht zuletzt auch angesichts des großen Mangels an Arbeiten, die sich nicht nur auf gelegentliche historisch-empirische Illustrationen beschränken.

Gert Bruche (Berlin/West)

Beard, Charles A.: Eine ökonomische Interpretation der amerikanischen Verfassung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1974 (392 S., br., 28,— DM).

Beard, der inzwischen zu den Klassikern der amerikanischen Politikwissenschaft zählt und dessen Bücher noch zu seinen Lebzeiten millionenfach aufgelegt wurden, erntete nicht nur begeisterte Zustimmung, als er 1913 „An Economic Interpretation of the Constitution of the United States“ veröffentlichte. Ein Teil der akademischen Zunft fiel entrüstet über ihn her, verleumdete und verketzerte ihn. Ganz zu schweigen vom „offiziellen Amerika“ — Big Business und Big Government —, das ihm, der zum Populismus und Progressismus neigte, vorwarf, ein nationales Symbol der Vereinigten Staaten entweiht zu haben, und ihn deshalb zum potentiellen Staatsfeind erklärte. Dabei bestand das Sakrileg, das Beard begangen hatte, einzig und allein darin, daß er die amerikanische Verfassung als ökonomisches Dokument apostrophiert und dafür eine umfängliche empirische Begründung geliefert hatte. Zwar wurde der Autor nicht zuletzt durch den Sozialliberalismus unter der Ägide des New Deal weitgehend rehabilitiert. Dennoch vergingen noch einmal vierzig Jahre, bis sein Werk in deutscher Übersetzung erschien. Dieses geradezu skandalöse Desinteresse hatte freilich eine ganz spezifische wissenschaftsgeschichtliche Ursache; das Faktum nämlich, daß die Politikwissenschaft quasi mit der amerikanischen Besatzungsmacht nach Westdeutschland zurückkehrte und zumindest sektoral — als Comparative Government — lange Jahre die Demokratisierungs-Ideologie und damit auch das idealistische Verfassungsverständnis reproduzierte. Es ist das Verdienst des Stuttgarter Politikwissenschaftlers Johann Baptist Müller, endlich dafür gesorgt zu haben, daß die Rezeption Beards in der Bundesrepublik den Kreis der Spezialisten überschreiten kann. Seine Einleitung, die den wissenschaftsgeschicht-

lichen Kontext erhellt und einen optimalen bibliographischen Überblick gibt, verdeutlicht, daß „Eine ökonomische Interpretation“ mittlerweile nicht mehr nur als Beitrag zur amerikanischen Verfassungsgeschichte gelten kann, sondern daß sie zugleich als zeitgeschichtliches Dokument betrachtet werden muß. Dies nicht zuletzt deshalb, weil Beard — wie er in seinem Vorwort zur Ausgabe von 1935 vermerkte — mit seiner Verfassungsinterpretation nicht unbedingt Gesellschaftskritik implizierte. Vielmehr wollte er nur „unparteilich“ (46) die ökonomischen Triebfedern der amerikanischen Verfassungsbewegung aufzeigen, ohne darüber selbst zu urteilen. Deshalb eignete sich sein Werk geradezu optimal, der Sozialreform des amerikanischen Kapitalismus im New Deal zu Legitimationszwecken zu dienen. Beards Methode und das sachliche Ergebnis, das er damit erzielt, sind durchaus ambivalent. Unbestreitbar liegt zunächst der Vorzug seines Werkes darin, daß es mit der von Generationen amerikanischer Staatsrechtler und Historiker überlieferten und tabuierten Vorstellung bricht, die amerikanische Verfassung sei einzig und allein dem staatsphilosophischen und verfassungsethischen Genius ihrer Väter, der Federalists, zu verdanken. Beard durchforstete mit ungeheurer Akribie die Archivbestände des Treasury Department und einschlägiger Zeitungen, um schließlich festzustellen, daß die Verfassungsväter in ihrer Mehrheit entweder Besitzer staatlicher Obligationen waren oder aber das Leih-, Handels- bzw. Industriekapital repräsentierten (z. B. 117 f.). Da all diese Formen des beweglichen Eigentums („personalty“), das gegenüber dem Grundeigentum („realty“) die dynamischere Komponente in der amerikanischen Verfassungsgeschichte darstellte, unter den Bundesartikeln der dreizehn Staaten keinen hinreichenden Schutz genossen (Moratorien zugunsten der Schuldner, Währungsverfall, Handelsrestriktionen etc.), nützten die Mitglieder des Konvents von Philadelphia diese Gelegenheit zu einem Coup d' état. Statt ihrem Auftrag gemäß nur die Bundesartikel zu revidieren, schufen sie — so eine der zentralen Thesen Beards, die er mit den „ökonomischen Biographien“ der Konventsmitglieder untermauert (129 ff.) — eine völlig neue Verfassung, die den Besitzinteressen durch die Konstruktion und Konzentration der positiven Gewalten zur Entfaltung verhalf und ihnen überdies aufgrund der checks and balances als Damm gegen populistische Emanzipationsforderungen (26) und demokratische Gleichheitsbestrebungen (9) dienen konnte. Die Crux der Beardschen Interpretation besteht nun allerdings darin, daß der Autor zwar den Gegensatz zwischen beweglichem und Grundeigentum als ökonomische Determinante der Verfassungsbewegung herausarbeitet — ihn zugleich allerdings auch relativiert (51, 106) —, daß er aber dies eben unter bewußtem Verzicht auf eine historisch-materialistische Analyse tut. So gerät seine Interpretation leicht in die Nähe einer personalistischen Betrachtung, die von der politischen Ökonomie der Konföderation (1787) abstrahiert und der amerikanischen Verfassungsbewegung unterstellt, aus den subjektiven Interessen ihrer Promotoren erwachsen zu sein. Diesen Eindruck kann Beard nur deklaratorisch, nicht aber analytisch

verwischen (128). Was heute, sechzig Jahre nach dieser Interpretation, nottut und zum Teil auch schon geleistet wurde (z. B. von H. Gerstenberger), ist ein exakter Nachweis, daß die amerikanische Verfassungskonstruktion mit ihrer starken Bundesgewalt auf die objektiven Bedürfnisse der frühkapitalistischen Gesellschaft antwortete, sich von den Fesseln der Fremdadministration zu befreien und die ursprüngliche Akkumulation von Industriekapital zu stimulieren.

Frank Niess (Heidelberg)

Wehler, Hans-Ulrich: Der Aufstieg des amerikanischen Imperialismus. Studien zur Entwicklung des Imperium Americanum 1865—1900. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1974 (426 S., br., 49,— DM).

Das antiimperialistische Pathos in der außenpolitischen Rhetorik der Vereinigten Staaten täuschte lange Zeit darüber hinweg, daß mit der Konstitution der Republik ein unaufhörlicher Expansionsprozeß begonnen hatte, der erst in jüngster Zeit zum Stillstand kam. Die kontinentale Expansion der ersten Jahrzehnte nach 1787 weitete sich während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur hemisphärischen aus, um dann von der Jahrhundertwende an auf Ziele jenseits des Pazifik auszugreifen. Im karibischen Raum, in Lateinamerika und in Ostasien begannen die Vereinigten Staaten mit den etablierten europäischen Kolonialmächten um strategische Positionen und Märkte zu konkurrieren; mit dem Erfolg, daß sie schließlich ein ausgedehntes „Informal Empire“ beherrschten. Mit größter Akribie rekonstruiert Wehler die zahlreichen militärischen Interventionen der Vereinigten Staaten auf dem Subkontinent, ihre Annexionspolitik im Pazifik und ihre außenwirtschaftliche Expansion, die von 1899 an als „Open Door“-Politik firmierten. Daß der amerikanische Verzicht auf formelle Gebietsherrschafft nur scheinbar antiimperialistisch war und die Kombination aus politisch-militärischen Repressalien und wirtschaftlicher Penetration nur einen „modernerer“ Typus des Imperialismus konstituierte, weist Wehler in seinen Fallstudien zur amerikanischen Expansion überzeugend nach. Da die bürgerliche Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik noch bis vor wenigen Jahren fast unisono das Credo der amerikanischen Außenpolitik nachbetete, das Freiheit, Selbstbestimmung und Demokratie für alle Völker verhiess, und darüber vergaß, außer den ideologischen und diplomatischen auch die wirtschaftlichen Komponenten dieser Politik zu erforschen, die erst ihren wahren Charakter erkennen lassen, ist schon dieser chronographische Teil der Studie ein beachtlicher Fortschritt. Doch läßt Wehler es keineswegs bei einer additiven Deskription der Ereignisse bewenden, die sich zum „Aufstieg des amerikanischen Imperialismus“ summierten. Er versucht vielmehr, auch die wirtschaftlichen, sozialen und ideologischen Ursachen dieses Prozesses zu ergründen. Der wichtigste Kausalzusammenhang, den er eruiert, ist der Nexus zwischen Krise und Expansion. Als nach dem Bürgerkrieg in den

Vereinigten Staaten die erste Phase der Hochindustrialisierung begann, setzte zugleich ein Konjunkturzyklus ein, der während der folgenden dreißig Jahre dreimal von stürmischer Hausse in tiefste Depression führte. Massenhafte Kapitalvernichtung in der Industrie und immense Absatzschwierigkeiten der Landwirtschaft kennzeichneten 1873—1879, 1882—1885 und 1893—1897 die wirtschaftliche Situation in den Vereinigten Staaten. Es waren jedoch nicht allein die katastrophalen Folgen der Depression, die Krisenängste stimulierten; die Zweifel an der Stabilität der amerikanischen Sozial- und Wirtschaftsverfassung wurden zusehends radikaler, als zwei säkulare Entwicklungen ins Bewußtsein traten. Zum einen zerstörte die rapide Konzentrationsbewegung, die die industrielle Revolution begleitet hatte, die Illusionen über den ökonomischen Liberalismus. Und zum anderen rief der Zensus von 1890, der das Ende der kontinentalen Expansion dokumentierte und die Schließung der „Frontier“ — des vielbeschworenen sozialökonomischen Sicherheitsventils — verkündete, eine panikartige Stimmung hervor. Im Spektrum der öffentlichen Meinung verdichteten sich diese Faktoren und die heftigen Klassenkonflikte der achtziger und neunziger Jahre zum Trauma, zur Vision einer um ihre „Manifest Destiny“ betrogenen, von sozialen Gegensätzen erschütterten und von bürgerkriegsähnlichen Unruhen heimgesuchten Gesellschaft. Nachdem ihnen die Geschichts- und Politikwissenschaft (Strong, Burgess, Fiske, Hosmer et al.) einen ganzen Kanon missionarischer Motive (darunter die *Providentia Americana*, der schicksalhafte Sendungsauftrag der Vereinigten Staaten) als Legitimationshilfe präsentiert hatte, einigten sich die maßgeblichen amerikanischen Unternehmer, Publizisten und Außenpolitiker binnen weniger Jahre auf den expansionistischen Ausweg aus der Überproduktionskrise. Wenn es der Außenpolitik der Vereinigten Staaten nicht gelänge — so prophezeiten sie —, äußere Märkte für überschüssige Waren und neue Anlagesphären für Surplus-Kapitalien zu erschließen, so sei nicht nur die Prosperität der amerikanischen Gesellschaft, sondern am Ende auch die Wirtschafts- und Sozialverfassung des Landes — schlicht: das „free enterprise“ — in Gefahr. In diesem Kontext, den der Autor aus einer geradezu überwältigenden Materialfülle — amtliche Akten, Kongreßdebatten, private Nachlässe und publizistische Quellen — herauspräpariert und als „Sozialimperialismus“ bezeichnet, wird eine fatale Schwäche des neueren nicht-marxistischen imperialismustheoretischen Ansatzes offenbar, den er exemplarisch vertritt: Da er nicht scharf genug zwischen den ideologischen Motiven und den ökonomischen Funktionen des Expansionismus unterscheidet, übersetzt er die Rhetorik der amerikanischen Außenpolitik in die Reduktion des Imperialismus auf seine „sozialimperialistischen“ Komponenten. Dagegen ist festzuhalten, daß die Wortführer der amerikanischen Expansion eher einem theoretischen Legitimationszwang als einem sozialen Zugzwang folgten, als sie jenes außenpolitische Dogma formulierten, wonach im Waren- und Kapitalexport die einzige Garantie für die Stabilität der amerikanischen Gesellschaft liegt. Und dieser Legitimationszwang resul-

tierte aus dem ökonomischen Interesse, den Staat — Diplomatie und Militär — für solche Ziele wie koloniale Extraprofiten, internationale Arbeitsteilung, lukrative Rohstoffversorgung etc. zu instrumentalisieren.
Frank Niess (Heidelberg)

Kühnl, Reinhard (Hrsg.): Geschichte und Ideologie. Kritische Analyse bundesdeutscher Geschichtsbücher. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1973 (350 S., br., 5,80 DM).

Die von Kühnl und einer Gruppe Marburger Studenten erstellte Repräsentativuntersuchung bietet breites Anschauungsmaterial für ihre These, daß der Geschichtsunterricht in den Schulen der BRD als ein entscheidender Vermittler bürgerlicher Ideologie fungiert. Mittels des historischen Stoffes erhalten vornehmlich die zukünftigen Produzenten in den für sie bestimmten Bildungseinrichtungen (Grund-, Haupt- und Berufsschulen) ein Orientierungsschema, das ihre politischen Denk- und Verhaltensformen in den Konflikten der Gegenwart maßgeblich in einem konservativen Sinne beeinflußt (9).

Allgegenwärtig ist das Bemühen der meisten Geschichtsschulbuchautoren, den Kapitalismus zur ewig-menschlichen, naturgegebenen Daseinsweise zu verklären und ihn damit jeglichem kritischen Zugriff zu entziehen. In den Unterrichtsmaterialien sind diverse Denkmuster und methodische Varianten vorherrschend; der Personalisierungsansatz, d. h. Geschichte als einsamen Kampf großer Männer zu interpretieren, behauptet auch weiterhin eine führende Stellung. Vielfach schrumpft die Historie zur reinen Ideengeschichte, wobei ökonomische und soziale Faktoren nicht einmal entfernt ins Blickfeld geraten. Gleichmaßen greifen die Schulbuchautoren auch sehr gern zur Anthropologisierung und Ontologisierung, die von der Annahme einer dem Geschichtsverlauf zugrunde liegenden unveränderlichen Menschennatur bzw. bestimmter Konstanten jedweder Gesellschaftsstruktur ausgehen. (183) Weiterhin kennzeichnend für die Darstellung historischer Prozesse in fast allen Schulbüchern ist die Dichotomie von Elite und Masse, wobei sich die unverhüllte oder latente Verachtung des Volkes und aller demokratischen Prinzipien mit einer manchmal geradezu grotesken Überschätzung der Philosophen, Literaten oder politischen Führerpersönlichkeiten paart.

Die gegenwärtige politisch-ideologische Funktion der westdeutschen Geschichtsbücher wird aber besonders dadurch erhellt — so die Marburger Studiengruppe —, daß bei der Behandlung zurückliegender Perioden häufig immerhin noch das Bemühen um eine den realen Prozessen adäquate Interpretation erkennbar ist, im Gegensatz dazu die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung spätestens seit der russischen Oktoberrevolution die Klassegebundenheit der Autoren ganz manifest zeigt. Die Fülle von Verzerrungen, Unterschlagungen und offener Verfälschungen wichtiger Fakten etwa über die marxistische Arbeiterbewegung und die sozialistischen Staaten lassen sich

nur bedingt mit der Beschränktheit des methodischen Ansatzes bürgerlicher Geschichtswissenschaft erklären. Während die Mehrzahl der in den Schulen der BRD verwandten Geschichtsbücher auch nach dem Abschluß von Normalisierungsverträgen mit sozialistischen Staaten ein wahres Schreckensbild bolschewistischer Wirklichkeit entwirft, geraten die Schulbuchautoren in der Regel geradezu in Verzückung, wenn es gilt, auf die Bundesrepublik und ihre wirtschaftlichen Machtträger eine Laudatio anzustimmen. Nur äußerst wenige wollen da der Behauptung widersprechen, daß es eine „soziale Frage im Sinne von Marx und Engels bei uns nicht mehr gibt“ und „für das heutige Unternehmertum nicht mehr der persönliche Vorteil, sondern vor allem das Wohl des Betriebes und seiner Mitarbeiter entscheidend ist“ (83, 198).

In zwei abschließenden Kapiteln über die Funktion der Schule im Kapitalismus und zu den gesamtgesellschaftlichen Voraussetzungen eines kritischen Geschichtsunterrichts verweisen die Marburger Autoren auf die Problematik, daß Lehrpläne, Richtlinien und die Zulassungsverfahren der Kultusministerien fortschrittlichen Geschichtsbüchern den Zugang zu den Schulen versperren.

Norbert Steinborn (Berlin/West)

Süssmuth, Hans (Hrsg.): Historisch-politischer Unterricht. Planung und Organisation. Anmerkungen und Argumente zur historischen und politischen Bildung, Bd. 7.1. Klett Verlag, Stuttgart 1973 (262 S., br., 14,20 DM). — zit. (a)

Süssmuth, Hans (Hrsg.): Historisch-politischer Unterricht. Medien. Anmerkungen und Argumente zur historischen und politischen Bildung, Bd. 7.2. Klett Verlag, Stuttgart 1973 (235 S., br., 14,20 DM). — zit. (b)

Mit den beiden Bänden knüpft der Herausgeber an die ersten Bücher dieser Reihe an, die sich mit dem Diskussionsstand der Geschichtsdidaktik in der BRD beschäftigten (rez. in Argument 91). Vor allem die Aufsätze von H. Süssmuth über politische Implikationen bei der Begründung von Lernzielen (a 11—28) und über politische Sozialisation als Determinante der Unterrichtsplanung (a 73—93) sowie von K.-E. Jeismann und E. Kosthorst über die Rahmenrichtlinien in Hessen und Nordrhein-Westfalen (a 29—72) und von W. Gagel über ein Strukturmodell für den politischen Unterricht (a 95—142) aktualisieren und konkretisieren die Lernzieldiskussion in den früheren Büchern. Der damals festgestellte Mangel — die unbefriedigende Ableitung der Lernziele — ist allerdings auch in den hier abgedruckten Versuchen nicht aufgehoben. Die eigentliche Absicht der drei erstgenannten Aufsätze, nämlich die Rahmenbedingungen des Unter-

richts zu bestimmen, wird nur ansatzweise erfüllt: Gerade die politischen Implikationen werden zu vorsichtig und unpräzise beschrieben (Süssmuth) oder eher unterschwellig als bewußt behandelt (Jeismann/Kosthorst, a 34: die Frage nach der „Parteilichkeit“ solle aus dem Spiel bleiben — was, wie der Artikel zeigt, gar nicht geht). Immerhin dürfte die Diskussion über die äußeren, auf sie einwirkenden und von ihr zu berücksichtigenden Faktoren der Geschichtsdidaktik durch die Artikel angeregt werden.

Die übrigen Aufsätze der beiden Bände beziehen sich stärker auf die Unterrichtsorganisation (Leistungsmessung, Team-Teaching, Rollenspiel, Lehr- und Lernmittel, geschichtliches Jugendbuch, Quellenarbeit, Lehrer erzählung, Kartenarbeit, Tafelanschrieb für Bild- und Filmarbeit), sind dabei allerdings von unterschiedlichem Wert. Die meisten Beiträge geben zwar nützliche Hinweise, sind aber noch unzureichend mit der Curriculum- und Lernzieldiskussion verbunden, mitunter sogar sachlich fehlerhaft (z. B. M. Dörr, b 133—184). Nur ein Artikel kann hier herausgehoben werden: Außerordentlich wichtig sind die Kriterien, die W. Hilligen zur Beurteilung von Lehr- und Lernmitteln aufstellt (a 211—235).

Er geht — dabei Ansätze von W. Schulz und W. Klafki aufgreifend — von den allgemeinen Kategorien Intentionalität (Entsprechung von Unterrichtsmittel und Lernziel), Kompetenz (Berücksichtigung des Standes der Fachwissenschaften) und Operationalisierung (Anregung für Prozesse, das Lernziel zu erreichen) aus (213). Diese versucht er dadurch zu konkretisieren, daß er zunächst nach Validierungskriterien in den einzelnen Lernzielbereichen fragt, z. B.: „Von welchen Gefahren, von welchen Chancen ist die Gesellschaft, ist der einzelne in Gegenwart und Zukunft betroffen?“ (217), welche Grundentscheidungen ermöglichen die freiheitliche Ordnung und ihre Entwicklung? (218), „welche Fertigkeiten und Qualifikationen sollen im Schulbuch vermittelt werden?“ (220). Zur Kategorie der Kompetenz zählt er die Kriterien sachliche Richtigkeit und Berücksichtigung kontroverser Standpunkte (220—225), zur Kategorie Operationalisierung die Kriterien Strukturierung, Kombination von Aussageweisen und Transfer (225—228). Hier ist die weitere Präzisierung bedeutend einfacher als bei der Kategorie Intentionalität. Hilligen versucht, dem auch hier geltenden Einwand gegen die oft unbefriedigende Ableitung der Kriterien dadurch zu begegnen, daß er auf übereinstimmende wissenschaftliche Publikationen verweist, aus denen er seine Kategorien gewonnen habe (a 232—233, Anm. 16). Die angeführten Publikationen sind jedoch nicht repräsentativ für die wissenschaftliche Diskussion, sie stimmen im übrigen auch nicht völlig überein. An sich führt der von Hilligen gewählte Ansatz wohl auf den richtigen Weg; es müßte aber sichergestellt werden, daß auch wissenschaftlich überzeugende Arbeiten, die nicht mit der überwiegenden Meinung übereinstimmen, bei der Lernziel- und Kriterienbestimmung berücksichtigt werden.

Heiko Haumann (Freiburg)

Soziale Bewegung und Politik

Miliband, Ralph: Der Staat in der kapitalistischen Gesellschaft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1972 (376 S., Ln., 22,— DM).

Das vorliegende Buch, 1968 in englischer Sprache veröffentlicht und 1972 ins Deutsche übersetzt, ist von der Zielsetzung her heute kaum noch auf dem Stand der Diskussion. Miliband distanziert sich von der pluralistischen Staats- und Gesellschaftsauffassung, wie sie Ende der sechziger Jahre in der bürgerlichen Gesellschaftswissenschaft noch en vogue war. Diese Auffassung ist aber inzwischen durch Sozialstaatskonzeptionen als neuerer Variante bürgerlicher Staatstheorie zurückgedrängt worden. — Ausgehend vom Antagonismus von Lohnarbeit und Kapital in den bestehenden kapitalistischen Gesellschaften, korrigiert der Verfasser die entscheidenden Postulate der Pluralismustheorie, vor allem durch die Berufung auf empirisch-soziologische Untersuchungen. Er stellt u. a. richtig, daß die wichtigsten Träger des Staatsapparates (Verwaltung, Justiz, Militär) und die Regierung selbst die Interessen der herrschenden Klasse mitorganisieren und absichern (Kap. III, IV); daß innerhalb so relevanter Bereiche wie Massenmedien, Schule, Universität und Kirche die proletarischen Interessen nur mangelhaft repräsentiert und durchgesetzt werden können (Kap. VII, VIII); daß die Kontroversen der bürgerlichen Parteien sich reduzieren lassen auf das jeweils zu praktizierende Wie des Regierens (98 ff.).

Mit seiner Kritik am Pluralismus-Verständnis will Miliband gleichzeitig noch einen Beitrag zur Diskussion der marxistischen Theorie leisten. Er bemängelt, daß die marxistisch orientierte Wissenschaft seit Lenin und Gramsci keine bemerkenswerten Versuche unternommen habe, „Fragen des Staates im Lichte der konkreten sozioökonomischen und politischen und kulturellen Realität heutiger kapitalistischer Gesellschaften zu behandeln“ (16). Dieser Vorwurf richtet sich vor allem gegen die Theoretiker des staatsmonopolistischen Kapitalismus (22 f.). Seinen Anspruch, die marxistisch-leninistische Theorie schöpferisch weiterzutreiben und insbesondere die politische und kulturelle Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft exakter zu fassen, kann Miliband jedoch nicht einlösen. Im Gegenteil, gerade seine mangelhafte Rezeption zentraler methodologischer wie inhaltlicher Aussagen der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus und seine Überbewertung der empirischen politischen Soziologie verstellen ihm an vielen Punkten eine differenzierte Beurteilung. Weder ist er in der Lage, die Verflechtung von Staat und Monopolen begrifflich exakt zu fassen, noch die Widersprüche innerhalb des bürgerlichen Lagers richtig zu bestimmen. Eine Konsequenz davon ist die Verfälschung des Faschismus zur bonapartistischen Herrschaftsform (126 f.) und die Überbetonung möglicher Differenzen zwischen Staat

und Monopolkapital (198 ff.). Auffallend ist generell seine Unsicherheit beim Versuch der Bestimmung der ökonomischen Triebkräfte der hochentwickelten bürgerlichen Gesellschaft.

Trotz seiner Vorbehalte gegenüber der kommunistischen Arbeiterbewegung (362, 262 ff.) fällt er jedoch nicht auf die Position eines Apologeten sozialreformistischer Politik zurück (131 ff.) und betont immer wieder die Notwendigkeit einer einheitlichen Arbeiterbewegung. Hervorzuheben ist auch, daß er sich der imperialistischen Funktion des bürgerlichen Staates und der daraus folgenden konträren Position zu den sozialistischen Staaten durchaus bewußt ist (117). Trotz seiner Mängel gibt das Buch wertvolle Hinweise für eine Kritik am bürgerlichen Pluralismusbegriff. Horst Löffler (Berlin/West)

Deutsch, Karl W.: Nationenbildung — Nationalstaat — Integration. Hrsg. v. A. Ashkenasi und P. W. Schulze. Bertelsmann Universitätsverlag, Düsseldorf 1972 (244 S., br., 19,80 DM).

Was an den Arbeiten von Deutsch — der Band enthält eine repräsentative Auswahl aus „25 Jahren wissenschaftlichen Schaffens“ — immer wieder frappiert, ist die Diskrepanz zwischen dem analytischen Aufwand, den der Autor treibt, und den Resultaten, die er erzielt. Wer sich von seinen Untersuchungen zum Nationalismus und Föderalismus Aufschlüsse über den Zustand und die Perspektiven des internationalen Systems erhofft, mag am Ende der Lektüre fragen, ob sich nicht die deduktiv-empirische Politikwissenschaft, die Deutsch in Anlehnung an die pragmatische amerikanische Sozialwissenschaft betreibt, auf l'art pour l'art beschränke oder allenfalls systemimmanente Sozialtechniken perfektioniere. Denn aus der Fülle der empirischen Daten, die der Autor vorlegt, um die Komplexität der Entwicklungsprozesse und Systeme zu erfassen, zieht er entweder so triviale Schlüsse (z. B. 19), daß die vorherige Untersuchung luxuriös erscheint, oder er leitet daraus lediglich Strategien ab, die das „Verständnis“ und die „Ansprechempfindlichkeit“ (z. B. 92 f., 130 f.) der Systeme optimieren und damit zu ihrer Selbsterhaltung beitragen sollen. Mitunter meint auch der Autor, die Ergebnisse seiner empirischen Arbeit, kaum daß er sie formuliert hat, durch entgegengesetzte politische Voten wieder revidieren zu müssen. Nicht zuletzt dieses Manko ist einerseits mit seinem begrenzten elite- und systemtheoretischen Erkenntnisinteresse und andererseits mit seinem methodologischen Eklektizismus zu erklären. Wenn er das Wachstum eines nationalen Systems oder „amalgamierter Sicherheitsgemeinschaften“ (Schweiz, USA, 85 f.) bzw. die desintegrativen Tendenzen untersucht, die sie zu bewältigen haben, bedient er sich quantifizierender Inhaltsanalysen, mathematischer Formalisierungen, ökonomischer Statistiken und traditionell historischer Methoden. So probat diese Kombination unter anderen Prämissen auch sein

könnte: bei Deutsch ist sie wenig einträglich, da er zu sehr auf Generalisierungen ausgeht. Unter dem Primat größtmöglicher Allgemeinheit der Aussage können die historischen Aspekte, die der Autor in die Darstellung einfließt, nur — mehr oder weniger punktuell und beliebig — paradigmatische Hilfsfunktionen haben. Hinzu kommt, daß Deutsch die ökonomische Analyse auf eine statistische Trend-Analyse reduziert, statt sich mit der politischen Ökonomie der Systeme zu befassen, die Gegenstand seiner Untersuchung sind. Wenn ihm keine Prognosen gelingen, die sich stringent aus seiner Analyse herleiten und mit seinem empirischen Befund vereinbaren ließen, so hängt dies sicherlich mit der Logik genereller Aussagen zusammen, die mit zunehmender Hypertrophie immer mehr jene historische und sozialökonomische Relationalität vermissen lassen, die eine kritische Friedensforschung, wie Deutsch sie immerhin versucht, eigentlich zu bewahren hätte. Ihm selbst scheint durchaus bewußt zu sein, daß die Resultate seines quantifizierenden und formalisierenden Verfahrens die Ursachen inter-gesellschaftlicher Antagonismen und internationaler Konflikte weder vollständig noch durchweg richtig wiedergeben. Gelegentlich füllt er deshalb seine Diagnosen mit Spekulationen auf, die teilweise allerdings genau das Gegenteil davon besagen und so stark von Vorurteilen — z. B. anti-kommunistischen — herzurühren scheinen, daß die wissenschaftliche Akribie, die er sonst an den Tag legt, aufgehoben wird. So schließt er — um nur das markanteste Beispiel anzuführen — anhand zahlreicher Datenreihen aus der Stagnation oder Abnahme des Verhältnisses zwischen dem Güter-Außenhandel der Industrieländer und ihrem Nationaleinkommen auf einen säkularen Trend zur Desintegration des internationalen Systems (z. B. 174), um gleich darauf eine „mehr integrierte Weltgemeinschaft“ als realistische politische Perspektive hinzustellen (183 f.; vgl. auch 49). Unschwer ist überdies zu erkennen, daß er sich die osteuropäische Föderation, die er propagiert (131), als antikommunistisches Bollwerk und die Weltgemeinschaft, die er entstehen sieht, als Universalstaat unter amerikanischer Suprematie vorstellt.

Frank Niess (Heidelberg)

Meister, Roland: Ideen vom Weltstaat und der Weltgemeinschaft im Wandel imperialistischer Herrschaftsstrategien. Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt/M. 1973 (107 S., br., 4,20 DM).

Die Idee einer auf Recht gegründeten und ewigen Frieden verheißenden Weltgemeinschaft entstammt dem Kosmopolitismus der bürgerlichen Aufklärung. Ursprünglich den Klasseninteressen der aufstrebenden Bourgeoisie verhaftet, wandelte sie sich mit ihrem gesellschaftlichen Substrat und büßte dabei ihren emanzipatorischen Charakter ein. Zwar richteten sich auch heute noch kleinbürgerlich-pazifistische Illusionen auf eine friedliche Weltordnung, die aus der

Destruktion der nationalstaatlichen Souveränität hervorgehen und auf der Souveränität des Rechts basieren soll. Und diese Zukunftsträume werden von einer Theorie wie der „Reinen Rechtslehre“ Hans Kelsens und anderen reichlich genährt, die zu dem Schluß verführt, der Weltfrieden könne sich gleichsam automatisch mit der Aufhebung der Souveränität einstellen, weil sie die Wurzel internationaler Konflikte und Kriege sei. Wie glaubwürdig auch die Intentionen sein mögen, die sich heute an die Weltstaatsidee heften, sie ändern nichts daran, daß diese Idee faktisch „zu einer probaten Hülle imperialistischer Herrschaftsprätentionen“ (20) degeneriert ist. Nicht zufällig fiel die Renaissance der Weltstaatsidee mit der schweren Wirtschaftskrise von 1893/97 in den Vereinigten Staaten zusammen, die den amerikanischen Expansionismus der folgenden Jahre stimulierte. Warum Meister, der in groben Zügen die Funktionalisierung der Weltstaatsidee für hegemoniale und imperialistische Ziele beschreibt, dieses symptomatische Ereignis ignoriert, ist um so unerfindlicher, als sich dieses originäre Zusammentreffen von Imperialismus und universalistischer Einigungsidee vorzüglich eignet, um die enge Verflechtung von Ideologie und Politik zu exemplifizieren. Es überrascht dann auch, daß er seine Darstellung der Metamorphose bürgerlicher Weltstaatstheorien mit einer Kritik der Europa-Konzeption Coudenhove-Kalergis beginnt. Auch wenn es zutrifft, daß die Paneuropa-Ideen wandlungsfähig genug waren, um im Kontext der amerikanischen Nachkriegsstrategie einen stärker kosmopolitischen Charakter als zuvor anzunehmen (22), so ist doch daran zu erinnern, daß andere europäische Einigungsbewegungen — allen voran die liberal oder sozialistisch orientierten wie die englische Federal Union und die Union Européenne des Fédéralistes — in der Frühphase ihres Bestehens viel dezidiertere weltföderalistische Programme mit ihren Europa-föderalistischen Plänen verschmolzen und daß sie sich auch den Organisationen der Weltföderalisten anschlossen. In den späten vierziger Jahren wurde deutlich, welcher Unterschied zwischen den kosmopolitisch angehauchten Europa-Föderationsplänen und der Weltstaatsidee bestand: daß die ersteren nämlich im Gegensatz zum Maximalismus der letzteren starke regionalistische Zwischenelemente enthielten, die endgültig dominierten, als der kalte Krieg seinem Höhepunkt entgegenging. Dem Gradualismus der europäischen Einigungsentwürfe hat sich die Weltstaatsidee — wie Meister vermerkt (62 ff.) — erst in den sechziger Jahren angenähert, als sie in Verbindung mit der Konvergenztheorie Auswege aus der innen- und außenpolitischen Labilität der Vereinigten Staaten markieren sollte, ohne allerdings die Zielperspektive der Pax Americana preiszugeben. Zwar wurde die Weltstaatsidee auch schon zu ihrer eigentlichen Blütezeit nach dem Ende des zweiten Weltkriegs benützt, um die Ziele des amerikanischen Hegemoniestrebens durch die Aussicht auf eine gleichsam systemneutrale Civitas Maxima zu kaschieren (35 ff.), obwohl dies dem Willen ihrer Verfechter und Anhänger häufig ganz und gar nicht entsprach. Weil reale Chancen für eine amerikanische Suprematie während dieser Jahre aufgrund des

Atomwaffenmonopols und der ökonomischen Stärke sichtbar wurden, fielen die Weltstaatsentwürfe damals perfektionistischer und radikaler aus als heute. Auch die Versuche mancher Weltstaatsanhänger, eine Revision der UN-Charta zugunsten supranationaler Strukturen in die Wege zu leiten (36 ff.), implizierte angesichts der damaligen Mehrheitsbedingungen in der Vollversammlung der Vereinten Nationen das Bestreben, die amerikanische Vormachtstellung auszubauen und sie zugleich als internationale Herrschaft des Rechts zu mystifizieren.

Alle diese Probleme schneidet Meister an, und er präsentiert dazu auch viele Belege — wengleich hier angesichts der Fülle und der Kontinuitäten weltföderalistischer Pläne und Organisationen zu monieren ist, daß er dies zu sparsam und mitunter auch zu unsystematisch tut. Desgleichen ist einzuwenden, daß er zu kurz und bündig auf die objektive Funktion der Weltstaatsidee schließt, ohne z. B. auch ihre immanente Logik zu zergliedern und ihre unvermeidliche geschichtsphilosophische Apologetik oder ihren blanken Zynismus herauszuarbeiten, der darin liegt, daß manche Weltföderalisten auch einen Weltbürgerkrieg zu akzeptieren bereit sind, um das Ziel des Weltstaats zu erreichen. Dadurch versperrt er dem Leser gerade Einsichten, die er ihm eröffnen wollte. Was die marxistische Ideologiekritik allgemein postuliert, gilt für die Weltstaatsidee in besonderem Maße: daß nämlich eine subtile bürgerliche Ideologie nur durch eine subtile sozialwissenschaftliche Destruktion um ihren Einfluß gebracht werden kann. Meisters Studie, die wohl auch nur als Einführung gedacht ist, dokumentiert, daß die marxistische Kritik der bürgerlichen Ideologie die Weltstaatsidee als einen wichtigen Faktor der Verblendung erkannt hat, daß die empirische Forschung hinter dieser Erkenntnis allerdings noch zurückgeblieben ist.

Frank Niess (Heidelberg)

Sweezy, Paul M., und Harry Magdoff (Hrsg.): *Revolution and Counter-Revolution in Chile.* Monthly Review Press, New York 1974 (169 S., br., \$ 2.75).

Diese von den Herausgebern der Monthly Review zusammengestellte Aufsatzsammlung ist wahrscheinlich die beste marxistische Interpretation über das Chile Allendes, die gegenwärtig in den USA vorliegt. Im Ganzen erweist sie sich als sehr gut informiert über bestimmte Aspekte der Politik und Geschichte Chiles. Die meisten Autoren stellten umfangreiche Forschungen über Chile an und lebten dort für längere Zeit. Zwei Artikel ragen als beispielhafte politische Analysen heraus: die Untersuchung von Petras über Allendes erstes Jahr (50) und der Artikel von Zimbalist und Stallings — nur wenige Wochen vor dem Putsch abgeschlossen — über die bevorstehende Kraftprobe (120).

Die theoretische Einheit dieser Sammlung, die durch Sweezys Artikel hergestellt werden soll, enthält jedoch einige schwerwiegende Mißverständnisse über die Situation in Chile. Nach Sweezy „bestätigt die chilenische Tragödie, was seit langem klar sein sollte und für viele auch klar war, daß es nämlich einen friedlichen Weg zum Sozialismus nicht gibt“ (11). Sweezys theoretische Gewißheit rührt von seinem Glauben, es sei eine offensichtliche Wahrheit, daß keine herrschende Klasse jemals ihre Privilegien aufgeben wird, ohne zu Kampfmethoden zu greifen, die in einem bestimmten Stadium unweigerlich die Form einer bewaffneten Konfrontation annehmen müssen. Da für Sweezy dieses *bestimmte Stadium* mit dem Wahlsieg der Linken 1970 erreicht war, scheiterte Allende, weil er nicht „die bewaffnete Konfrontation vorbereitete, die schließlich und unvermeidlich am 11. September 1973 kam“ (12). Zwar werden nur wenige Sweezys Ausführungen über das Verhalten einer bedrohten herrschenden Klasse bezweifeln, aber eine genauere Analyse seiner Argumentation deckt auf, daß er mehr daran interessiert ist, die Gültigkeit historischer Gesetze der Revolution zu bestätigen als daran, die chilenische Geschichte zu verstehen.

Nach Sweezy muß Allendes Fehlschlag darauf zurückgeführt werden, daß er nicht gewillt war, sich der Machtfrage zu stellen. Er schlägt vor, Allende hätte gleich nach der Amtsübernahme versuchen sollen, Kontrolle über die politischen Bereiche des Staates zu gewinnen, die sich in Händen der Opposition befanden. Nach Sweezys Ansicht bestand diese Möglichkeit während der ersten Stadien von Allendes Amtszeit. Zu jener Zeit hätte Allende ein Plebiszit verlangen sollen, das ihm erlaubt hätte, die Verfassung zu reformieren und damit vollständige Kontrolle über die Bereiche der Jurisdiktion und Legislative zu erlangen. Aber sogar diese vollständige Kontrolle der politischen Bereiche des Staatsapparates hätte nach Sweezy nicht den Erfolg von Allendes friedlichem Weg gewährleistet. Im Gegenteil, bedroht von der politischen Niederlage, hätte sich die Bourgeoisie unweigerlich der Armee zugewandt. Wäre die Linke aus dieser Konfrontation siegreich hervorgegangen, so wäre die Machtfrage gelöst worden und der Übergang zum Sozialismus hätte beginnen können.

Der von Sweezy vorgeschlagene Weg basiert auf seiner Einschätzung der ersten sechs Monate der Regierungszeit Allendes. Nach seiner Ansicht habe der anfängliche Erfolg der ökonomischen Politik Allendes, der sich in der Unterstützung durch 49,7 % der Stimmen für die Linke in den Gemeinde-Wahlen von 1971 widerspiegelt, der Regierung die „goldene Möglichkeit“ (17) gegeben, ein Plebiszit zu verlangen. Aber Allende habe das klare Mandat dieser Wahlen mißdeutet und nicht nach dem Plebiszit verlangt, sondern stattdessen fälschlicherweise beschlossen, auf eine ökonomische Politik zu bauen, die im wesentlichen kurzfristig gewesen sei. Ferner argumentiert Sweezy, Allende sei nicht gewillt gewesen, den Konsequenzen einer gewaltsamen Konfrontation entgegenzusehen, weil er dem Mythos der Demokratie aufgesessen sei und weil in der Unidad Popular viele

einfach Angst davor hatten, die gewohnte Umgebung der parlamentarischen Politik zu verlassen (16, 20).

Obwohl Sweezy zu Recht betont, die anfängliche ökonomische Politik der Regierung sei eine kurzfristige gewesen, führt er seine Leser doch irre, indem er behauptet, die Regierung habe diese Politik als dauerhaft eingeschätzt. Der Grund dafür, daß Allendes ökonomische Politik nie grundsätzlich geändert wurde, kann nicht der ökonomischen Naivität seiner Berater zugeschrieben werden. Das Problem war eindeutig ein politisches, das teilweise mit der Fähigkeit der Parteien der Unidad Popular zusammenhing, unter sich Übereinstimmung zu erzielen und nach einer langfristigen politischen Strategie zu handeln. Insofern Sweezy sich nicht mit den politischen Problemen auseinandersetzt, die eine Veränderung der ökonomischen Politik bedingten, kann er auch die komplexen Probleme außer acht lassen, die mit einer Entscheidung für ein Plebiszit zusammenhängen. Weil er es ablehnt, sich mit diesen Problemen im Kontext einer breiteren Interpretation der chilenischen Geschichte auseinanderzusetzen, erweist sich sein Vorschlag, Allende hätte die Arbeiter bewaffnen sollen, sogar als noch unrealistischer als das friedliche Ideal, das er angreift. Es ist bezeichnend, daß Sweezy, der seine Analyse mit der Behauptung beginnt, die historischen Gesetze der Revolution könnten erklären, warum Allende fehlschlagen mußte, letztlich gezwungen ist, auf die Begriffe Furcht und Mythos zu bauen, um erklären zu können, warum das Ergebnis nicht anders war. Es liegt eine Unvereinbarkeit in seiner Analyse: einerseits lehnt er den friedlichen Weg mit der Begründung ab, er sei keine historisch lebensfähige Möglichkeit; andererseits schlägt er bestimmte Schritte vor, die aus seiner Sicht die chilenische Revolution möglich gemacht hätten. Es gibt jedoch in Sweezys Theorie keinerlei sichtbare Verbindung zwischen diesen beiden Ebenen. Die fehlende Verbindung ist einfach die chilenische Geschichte.

Julio Faúndez B. (Coventry/England)

(Übersetzung aus dem Englischen: Holm Gottschalch)

Soares, Mário: Portugal. Rechtsdiktatur zwischen Europa und Kolonialismus. Rowohlt Verlag, Reinbek 1973 (136 S., br., 4,80 DM).

Das Buch beansprucht, ein Augenzeugenbericht zu sein, und enthält dabei über die Autobiographie des Verfassers hinaus viele Einsichten in das Funktionieren der portugiesischen Diktatur, die Soares auf verschiedensten Ebenen bekämpft hat. So erfährt man über seine Arbeit in kommunistischen Organisationen während seiner Jugend- und Studentenzeit und das spätere wechselhafte Verhältnis zur KP Portugals, darüberhinaus detailliert die Hintergründe der Ermordung Humberto Delgados, dessen Hinterbliebene Soares als Rechtsanwalt vor Gericht vertrat und dessen Fall heute wieder aufgerollt wird. Nichtsdestoweniger wird das Interesse des Lesers vor allem

der Einschätzung und Beurteilung des portugiesischen Faschismus gelten. Hier laufen Soares' persönliches Engagement im antifaschistischen Kampf und die Darstellung grundlegender Informationen über das System zusammen. Der große Vorteil des zuerst 1972 im französischen Original erschienenen Buches liegt darin, daß es authentisch zu einer Zeit über die portugiesischen Zustände Auskunft gibt, als die portugiesische Opposition auf die „Stunde der Entscheidung“ wartete, das nahe Ende des Regimes aber noch nicht abzu sehen war. Es berichtet über die Irrtümer und Illusionen der portugiesischen Oppositionellen, die überall dort den geringen legalen Spielraum ausnutzen zu können glaubten, wo das faschistische System ihn noch zugestand. Nach jeder gefälschten irregulären Wahl erschienen sie als die Betrogenen. Eine Illusion war gleichfalls die Annahme, der Zusammenbruch des deutschen NS-Regimes würde die Niederlage des spanischen und portugiesischen Faschismus nach sich ziehen. Man dachte in Kategorien politischen Unrechts, das nicht sein dürfe, ohne hinreichend den Zusammenhang von Kapitalismus und Faschismus zu bedenken. So hielt es Soares z. B. für Verrat, daß sich die Westalliierten 1945 mit dem Feind von gestern arrangierten und Salazar retteten (16). Die portugiesischen Antifaschisten nahmen gar eine zeitlang Salazars Versprechen ernst, Wahlen abzuhalten, die „so frei wie im freien England“ sein sollten. Wenn auch Soares anhand der Persönlichkeit Salazars beweist, daß sich in einer bestimmten Situation noch immer eine „ordinäre Blechfigur“ zur Rettung des Systems finde und daher die gesellschaftlichen Grundlagen, auf die sie sich stützt, näher betrachtet werden müßten, teilte auch er die Hoffnungen der portugiesischen Antifaschisten auf eine „Liberalisierung“ unter Caetano. Der Verfasser gesteht ein, daß der entscheidende Stoß gegen das faschistische Regime eher von seiten der afrikanischen Befreiungsbewegungen ausgegangen sei, die bereits seit 1960 an die Stelle des friedlichen Weges zur Erlangung der Unabhängigkeit den bewaffneten Kampf setzten und dadurch manchen Oppositionellen in der Metropole verwirrt hätten. „Die portugiesische Opposition hat . . . mit manchmal großem Heroismus Widerstand zu leisten gewußt. Aber sie hat sich darauf beschränkt, immer nur auf die jeweilige Augenblickssituation zu reagieren, ohne jemals einen Gesamtplan für die Eroberung der Macht zu haben“ (118). Auch Soares erklärt erst angesichts der Blockierung aller legalen Alternativen durch Caetano „die Anwendung von Gewalt nicht nur als Recht, sondern als eine Pflicht der Opposition, wenn sie mehr als bloß formale Opposition sein will“ (132). Insofern mag man es vielleicht für eine späte Einsicht Soares' halten, wenn er in seinem Buch die objektive Solidarität unterstreicht zwischen dem Kampf der afrikanischen Nationalisten und dem der portugiesischen Antifaschisten gegenüber einem gemeinsamen Gegner, der den Kolonialkrieg nur habe führen können „dank der diskreten, aber wirkungsvollen Hilfe der NATO-Länder und zum ausschließlichen Nutzen der herrschenden Klasse . . ., die eng mit dem ausländischen Kapital liiert ist“ (130). — Aus der Darstellung der Nutznießer und tragenden

Kräfte bzw. der Opfer und Gegner des faschistischen Regimes leitet der Verfasser — noch vor dem Umsturz — Aufgaben und Zielsetzung sozialistischer Politik im heutigen Portugal ab. Es wäre dabei angesichts der Bedrohung durch konterrevolutionäre Unternehmen heute wünschenswert, wenn sich Soares und die Sozialistische Partei nicht durch ausländische Schwesterparteien eine falsche Frontstellung aufzwingen ließen.

Hilmar Ruminski (Berlin/West)

Jura

Fiedler, Wilfried: Sozialer Wandel, Verfassungswandel, Rechtsprechung. Verlag Karl Alber, Freiburg-München 1972 (109 S., br., 18,— DM).

Der Verfasser untersucht, inwieweit sich „sozialer Wandel“ und „Verfassungswandel als Probleme der Verfassungsrechtsprechung darstellen“ (20). Aus der „Erkenntnis der Geschichtlichkeit von Staat und Recht“ (10) stellt sich die Frage nach der „Bestimmung derjenigen Faktoren, die auf die Verfassung modifizierend bereits eingewirkt haben oder denen die Verfassung — wie auch immer — ‚angepaßt‘ werden muß“ (11).

Den bedeutendsten Grund für die Fragestellung sieht der Autor „in der mit der modernen Entwicklung der industriellen Massengesellschaft einhergehenden zunehmenden Komplexität der Lebensverhältnisse, des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und der damit verbundenen sozialen, gesellschaftlichen Probleme“ (14) sowie in der Erkenntnis, „daß sich (diese) Entwicklung in immer steigender Beschleunigung vollzieht“ (15). Er benennt damit gewisse gesellschaftliche Erscheinungen, ohne sie jedoch genauer zu erfassen (z. B. der „Einfluß der Zeit auf Staat und Verfassung“ [10], „der Faktor ‚Beschleunigung‘“ [15]) und ohne daß deren spezifische Bedeutung für das Problem des Verfassungswandels klar wird.

Als Beispiel führt er die Meinungs- und Pressefreiheit an, die er „durch technische Neuerungen im Bereich der Massenmedien . . . gefährdet“ sieht, wobei die „technisch und finanziell bedingte Uniformierung von Informationen und Meinungen“ eine besondere Rolle spielt (15). Hier wird die Gefährdung der Verfassung aus der Einführung neuer Technologie erklärt, wogegen der Frage nachzugehen wäre, mit welchem Ziel und in wessen Interesse neue Techniken in den Massenmedien angewandt werden.

Zunächst geht der Verfasser in einem rechtshistorischen Überblick auf Arbeiten von Georg Jellinek, Paul Laband, Eugen Ehrlich, Rudolf Smend, Hsü Dau Lin und Hermann Heller zum Verhältnis von

Verfassung und sozialer Wirklichkeit ein, wobei er feststellt, daß Hermann Heller „mit dem Begriff der ‚dialektischen Zuordnung‘ (von Rechtsnorm und sozialer Wirklichkeit, C. S.) ein Höchstmaß ‚wirklichkeitsnahen‘ Normverständnisses“ erreicht habe (49).

Er fordert ein den „komplexen Sachzusammenhängen der entscheidungserheblichen Wirklichkeit angemessenes Normverständnis“ (50, 51). Vor „ideologisch vorbestimmten Denkmodellen oder überkommenen ‚Wirklichkeits‘schablonen“ warnend (51), plädiert er für „prinzipielle Offenheit der Norm gegenüber dem jeweiligen Faktenskomplex“, wodurch das „Eindringen gewandelter sozialer Maximen“ im Einzelfall gewährleistet sei (53). Da er der „Einbeziehung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse“ bei der „Normkonkretisierung“ wie allgemein bei der Rechtsanwendung zunehmende Bedeutung beimißt (60), wendet sich der Autor sozialwissenschaftlichen Definitionen des ‚sozialen Wandels‘ zu. Nachdem er zahlreiche Definitionen bürgerlicher Politologen und Soziologen referiert und dabei auf die unterschiedlichen methodischen Ansätze aufmerksam gemacht hat, konstatiert er eine „relative Unergiebigkeit von Theorien des sozialen Wandels“ für das Problem richterlicher Verfassungskonkretisierung (72), was sich gerade angesichts „grundsätzlicher Zweifel“ an herkömmlichen Interpretationsmaximen „in prekärer Weise“ auswirke (75). In dieser Situation erscheint dem Autor die „Besinnung auf das Erfordernis der Rationalität“ notwendig und damit „Skepsis gegenüber vermeintlich zeitnahen Leerformeln und Abwehr ideologisch angereicherter Grundbegriffe“ (77). — Deutlicher noch warnt der Autor im Anschluß an eine Untersuchung von Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts hinsichtlich der Verwendung der Begriffe ‚Verfassungswandel‘, ‚sozialer Wandel‘, ‚Gesellschaft‘, die ihn zu einem ähnlich unbefriedigenden Ergebnis bringt, vor anderen methodischen Ansätzen: „Die Beschränkung auf aktuell geltendes Verfassungsrecht verweist tendenziell norm- oder systemüberwindende Theorien auf die Möglichkeiten, die der politische Prozeß in legitimer Weise begründet“ (99).

Wenn der Verfasser angesichts der negativen Befunde gar die Frage stellt, ob nicht ein Verzicht auf die Begriffe ‚sozialer Wandel‘ und ‚Verfassungswandel‘ angebracht sei (73, 103), so hat dieses Ergebnis seine Ursache weniger in der „Konfusion innerhalb des Gesamtbereichs (der Sozialwissenschaften, C. S.)“ (73) als in dem Rechtsbegriff, der sich in den Ausführungen andeutet. Zwar betont der Autor einen engen Zusammenhang von Recht und Gesellschaft, was in Rechtsphilosophie und -theorie inzwischen gemeinhin anerkannt ist, ohne dessen Beschaffenheit aber näher darzustellen. Jedoch kann erst eine Begründung, die das Recht aus bestimmten klassenmäßig strukturierten gesellschaftlichen Grundlagen erklärt und damit die Bedingungen und Grenzen seiner Wirksamkeit erkennt, zu Aussagen über Bedeutung und Möglichkeiten verfassungsgerichtlicher Rechtsprechung zu ‚sozialem Wandel‘ gelangen.

Gerade in der Entgegensetzung von Recht und Ideologie, die der Verfasser häufig betont, bleibt dieser Zusammenhang außer Betracht. Wenn er abschließend hervorhebt, das Problem des Verfassungswandels sei „heute entscheidend durch die Aufgaben und Möglichkeiten des Bundesverfassungsgerichts geprägt“ (102), so verdeutlicht ein Blick auf Entscheidungen der letzten Jahre, daß das Problem des Verfassungswandels und dabei die Rolle verfassungsgerichtlicher Rechtsprechung nur im Kontext jener antagonistischen Gegensätze und Herrschaftsinteressen zu diskutieren sind, die das gesellschaftliche System insgesamt prägen und dessen Teil das Rechtssystem ist.

Christian Seeger (Bremen)

Grimm, Dieter (Hrsg.): Rechtswissenschaft und Nachbarwissenschaften. Band 1. Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1973 (287 S., br., 12,80 DM).

Zu begreifen sind Entstehung und Funktionszusammenhang rechtlicher Verhältnisse und Normen nur dann, wenn diese als Momente der wesentlich von den ökonomischen Beziehungen bestimmten Totalität der gesellschaftlichen Verhältnisse verstanden werden. Der spezifisch juristischen Methode, welche die bürgerliche Rechtswissenschaft seit dem Abschluß der revolutionären Phase in der Entwicklung des Bürgertums und der Abkehr von den diese theoretisch ausdrückenden modernen Naturrechtssystemen beherrscht, kommt es auf das Begreifen der Verhältnisse, mit denen sie zu tun hat, gerade nicht an. Diese Methode, am bewußtesten im Rechtspositivismus und der Begriffsjurisprudenz gegen Ende des letzten Jahrhunderts formuliert, begreift Rechtswissenschaft als von allen „Seinswissenschaften“, denen die Erkenntnis der Wirklichkeit überlassen bleibt, streng geschiedene „Sollenswissenschaft“. Nach eigenem Anspruch voraussetzungslos von der faktischen Existenz und Geltung von Rechtsverhältnissen und -normen ausgehend, beschränkt sie sich auf die Systematisierung, Interpretation und durch Präjudizien- und Lehrmeinungssammlung ergänzende Auslegung rechtlicher Regelungen, um diese auf konkrete Streitfälle anwendbar zu machen. Zur gesellschaftlichen Wirklichkeit verhält sie sich naiv-naturalistisch anschauend, von allen Verhältnissen nur die unmittelbare Erscheinung beachtend. So müssen denn alle verkehrten Erscheinungsformen, alle Mystifikationen, die die bürgerliche Gesellschaft produziert, in diese Wissenschaft eingehen und die unbezweifelte Grundlage bilden, von der sie ausgeht.

Wenn heute von der bürgerlichen Jurisprudenz selbst die bloße Systematisierung, Interpretation und Ergänzung rechtlicher Regelungen zunehmend als unzureichend bemängelt und immer häufiger eine „Integration der Sozialwissenschaften“ in die Juristenausbildung gefordert wird, so steht dahinter durchaus keine Kritik an den apologetischen Grundlagen der Rechtswissenschaft. Erfordert die juri-

stische Methode inhaltlich klar bestimmte, allgemeine Gesetze, die von vornherein die Voraussetzungen ihrer Anwendbarkeit sowie die zu erzielenden Rechtsfolgen präzise angeben, so ist diese Bedingung im Stadium des Monopolkapitalismus immer weniger gegeben. Die Aufweichung der Formalstruktur des Gesetzes ist Ausdruck der Funktionsveränderung des Staates, der nicht mehr nur die Funktion der politischen, rechtlichen und ideologischen Absicherung der Kapitalakkumulation mit außerökonomischen Mitteln wahrnimmt, sondern unmittelbar regulierend in den Akkumulationsprozeß eingreift. Die komplexen Steuerungsfunktionen, die der Staat damit übernimmt, lassen sich weitgehend nicht von den gesetzgebenden Institutionen von vornherein präzise normieren. Je mehr der Handlungsspielraum der „Rechtsanwender“, der Verwaltungsstäbe und der Gerichte, durch unpräzise Generalklauseln, Ermessensspielräume und unbestimmte Rechtsbegriffe anwuchs, umso mehr wurde die juristische Methode durch Billigkeitserwägungen, vulgärwissenschaftliche „wirtschaftliche Betrachtungsweisen“, routinemäßigen Sachverstand ergänzt. Der begrenzte Nutzen, die Unzulänglichkeit dieser Hilfsmittel zur Bewältigung der aktuellen Staatsfunktionen kann jedoch nicht lange verborgen bleiben. An den Aufgaben, die z. B. das Stabilitätsgesetz (BGBl. 1967 I, S. 582 ff.) umreißt, müssen sowohl die juristische Methode als auch der gesunde Menschenverstand scheitern. Ohne bildungsökonomische Grundkenntnisse etwa ist ein Gericht außerstande, Entscheidungen zum *numerus clausus* zu treffen. Recht als komplexes Steuerungssystem ist daher mehr und mehr darauf angewiesen, sich sozialwissenschaftlicher Methoden und Kenntnisse zu bedienen, soll es nicht an der Komplexität der zu steuernden Prozesse vorbeigehen.

Der vorliegende Band ist auf die Hindernisse abgestellt, auf die diese Notwendigkeit einer sozialwissenschaftlichen Fundierung juristischer Funktionen zur Zeit noch auf seiten der Juristen stößt. Das Buch „wendet sich ... in erster Linie an den Juristen, bei dem die Not besonders offenkundig, die fachliche Enge besonders gefährlich ist“, und soll zeigen, „wo Kooperation nötig und wie Kooperation möglich ist“ (Vorwort des Herausgebers, 8). Die Abwehrhaltung der Juristen gegenüber den Sozialwissenschaften hat vielfältige Ursachen. Eine gewichtige Rolle spielen sicher professionelle Interessen, die Angst, von Nichtjuristen aus traditionell juristischen Berufen, vor allem den Verwaltungsberufen, verdrängt zu werden. Dazu kommen Unkenntnis, z. T. dünkelfhafte und dümmliche Vorurteile. Diesen Schwierigkeiten gegenüber will das Buch „Ansätze und Formen, Chancen und Gefahren der Kooperation ... zeigen“ (8). Es enthält zwölf Einzelbeiträge zu den Themen Rechtswissenschaft und Soziologie, Staatsrechtslehre und Politikwissenschaft, Verwaltungsrecht und Verwaltungswissenschaft, Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaft, Strafrecht und Psychologie sowie Strafrecht und Kriminologie. Zu den einzelnen Themen nehmen jeweils ein Jurist sowie ein Vertreter der „Nachbarwissenschaft“ Stellung. Die einzelnen Aufsätze stehen dabei unverbunden nebeneinander. Weder ist eine

Gesamtkonzeption noch eine inhaltliche Abstimmung der jeweils gegenüberstehenden Aufsätze ersichtlich.

-Die Aufsätze sind fast durchgängig nach folgendem Muster aufgebaut: Eingangs werden die unterschiedlichen Methoden der gegenüberstehenden Wissenschaften skizziert. In diesem Vergleich wird die Rechtswissenschaft zunächst als normative mit der Bearbeitung von Rechtsnormen zum Zwecke der konkreten Streitentscheidung befaßte Wissenschaft charakterisiert, während die „Nachbarwissenschaft“ mit der empirischen Untersuchung und theoretischen Erklärung sozialer, ökonomischer, politischer, psychologischer etc. Sachverhalte zu tun habe. Dann wird diese Unterscheidung relativiert, indem auf Überschneidungen und Berührungspunkte, auf die Relevanz rechtlicher Vorgänge für die „Nachbarwissenschaften“, vor allem aber an zahlreichen illustrierenden Beispielen auf die Bedeutung einer genauen, wissenschaftlich fundierten Wirklichkeitskenntnis für Rechtssetzung und Rechtsanwendung hingewiesen wird. „Die gesellschaftlichen Prozesse komplizieren sich zusehends und sind einem so raschen Wandel unterworfen, daß Lebenserfahrung und Allgemeinbildung eines (nicht-sozialwissenschaftlichen) Akademikers kaum noch hinreichen, soziale Vorgänge adäquat zu erfassen. Hier ist die Soziologie unentbehrlich, sollen grobe Fehleinschätzungen gesellschaftlicher Realität vermieden werden“ (Lautmann, 42). Auf diesen Hinweis auf die Notwendigkeit interdisziplinärer Kooperation folgt sodann ein je nach Temperament mehr oder minder pessimistisch ausfallendes Lamento über die konkreten Schwierigkeiten der Realisierung derselben, etwa über Differenzierung und Polarisierung in den Gesellschaftswissenschaften, die eine juristische Rezeption erschweren (Grimm, 66; Sontheimer, 76), über Verständigungsschwierigkeiten, vor allem aber über die mangelnde Kooperationsbereitschaft und -fähigkeit von Juristen (Struck, 25 ff.; Lautmann, 44 ff.; Sontheimer, 70 ff.; Dammann, 126; Raisch/Schmidt, 162 ff.; Kaiser, 203). Propagiert werden dagegen der „skeptische“ oder „kritische“ (Struck, 29), der „gutwillige“ (Lautmann, 44), der wirtschaftswissenschaftlich (Raisch/Schmidt, 167), psychologisch (Müller-Luckmann, 230) ausgebildete, der die „Begrenztheit und Bedingtheit der eigenen Tätigkeit“ erkennende (Krauß, 256) Jurist. Ferner werden „Spezialisten der Vermittlung“ gefordert (Grimm, 67).

Über dieses allgemeine Aufzeigen von Möglichkeiten sozialwissenschaftlicher Fundierung juristischer Tätigkeiten gehen die Aufsätze praktisch an keiner Stelle hinaus. Trotz einiger lesenswerter Exkurse, etwa bei Dammann zur Geschichte der Verwaltungswissenschaft (112 ff.), muß dieses Buch für den, der konkrete gesellschaftswissenschaftliche Analysen rechtlicher oder rechtlich relevanter Vorgänge sucht, eine Enttäuschung sein. Enttäuscht wird erst recht der, für den Gesellschaftswissenschaft mehr ist als ein Instrument der Effektivierung des bestehenden Rechtssystems: Mittel der Erkenntnis und Kritik des Klassencharakters des bestehenden Rechts.

Friedhelm Hase (Gießen)

Lautmann, Rüdiger: *Justiz — die stille Gewalt. Teilnehmende Beobachtung und entscheidungssoziologische Analyse.* Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1972 (207 S., br., 7,80 DM).

Lautmanns bahnbrechende rechtssoziologische Pilotstudie gehört zu den entscheidungssoziologischen Justizanalysen, die sich mit den Vorgängen befassen, welche sich im Dunkelfeld „zwischen der Präsentation des Falles und der Verkündung des Urteils“ (13) abspielen. Schon die Schwierigkeiten bei der Auswahl der Untersuchungsobjekte (zwei westdeutsche Landgerichte) und der Materialgewinnung sind aufschlußreich für den Widerstand der Justiz gegen eine sozialwissenschaftliche Erforschung ihrer selbst. Auf sehr hohem theoretischen Niveau und mit kritischem Sinn für die Problematik seiner eigenen Funktion als Beobachter und mitentscheidender Jurist entfaltet der Verfasser unter Anwendung entscheidungsimmanenter Kriterien die Strategien juristischer Faktensammlung und Normenfindung für die Festlegung und Darstellung des Urteils (50). Er zeigt, mit welchen Mitteln (formalisierte und informelle Faktengewinnung, Alltagstheorien) bestimmte Fakten zur Entscheidungsgrundlage gemacht oder eliminiert werden. Die Folgen des Urteils sind für die Entscheidungsfindung weit weniger relevant, als es im Selbstverständnis der Richter erscheint (75). Prozessuale und empirische Wahrheit kollidieren mehr oder weniger latent miteinander (75 ff.). Selektionsstrategien werden auch bei der Ermittlung der Normen angewendet (77 ff.). — Ein zentrales Kapitel befaßt sich mit dem „Ermessen“, d. h. der Situation, bei der der Entscheider nach formellem Programm unter mehreren Alternativen wählen kann (107 ff.). Für die These, daß Ermessenssituationen der Ansatz für Klassenjustiz sind, gibt Lautmanns Material noch zu wenig her (141). Sehr interessant ist, daß nach Lautmann prekäre Ermessensfragen durch Faktinterpretation im Sinne der Ergebnisstrategie substituiert werden (147). Eine andere Strategie kann allerdings — nicht nur im Bereich der politischen Justiz — darin bestehen, durch Fakten- und Normenselektion in den „Ermessensbereich“ zu gelangen, um ein angepaßteres Entscheidungsverhalten zu ermöglichen. In dem Abschnitt über das „Ermessen“ wird Lautmanns von ihm selbst problematisierte Fakten-Normen-Dichotomie, gewiß von heuristischem Wert, fragwürdig. In der Arbeit selbst und in der Methode spiegelt sich die spezifische Problematik juristischer Faktensammlung und Entscheidungsfindung; denn es gehört zu den Illusionen der bürgerlichen juristischen Dogmatik, Tat- und Rechtsfrage seien stets säuberlich zu trennen. Lautmann sah sich hier der besonderen Schwierigkeit ausgesetzt, Erkenntnisse über Fakten in ihrer Bewegung und inneren Wechselwirkung anhand eines Materials zu entwickeln, das irrtümlicherweise den Anspruch logischer Analyse empirischer Tatsachen erhebt.

Der manipulative Charakter justizieller Machtausübung wird deutlich: „Ihr informelles Verfahrensprogramm erlaubt es den Richtern,

die Normen und Fakten als oftmals beliebig verschiebbare Versatzstücke bei der Aufführung des Rechtsschauspiels zu verwenden. Statt nach Fakten wird tendenziell nach passenden Rechtsnormen gesucht; was aber als ‚passend‘ akzeptiert wird, das bestimmt — im Rahmen des Darstellbaren — das informelle Sachprogramm. Die hierbei verwendeten Abstraktionen und sonstigen Strategien der Realitätskonstruktion deformieren den sozialen Sachverhalt“ (154/155).

Auch für die Strategien der Verwendung von Zeit bei der Urteilsfestlegung kann man der Analyse einige sehr aufschlußreiche Hinweise von allgemeinerer Bedeutung entnehmen (171). Die Bedeutung der Zeitdimension für richterliches Handeln ist ohnehin in jüngerer Zeit allzu einseitig auf die Beschleunigungsfrage fixiert worden. Lautmann zeigt schließlich, in welchem Ausmaß das positive Recht weniger die Herstellung als die Darstellung von Entscheidungen zur Legitimierung von Machtausübung regelt (175 ff.).

Albrecht Götz von Olenhusen (Freiburg)

Ökonomie

Linder, Marc, unter Mitarbeit von Julius Sensat und George Caffentzis: Der Anti-Samuelson. Kritik eines repräsentativen Lehrbuchs der bürgerlichen Ökonomie. Band 1. Politladen Erlangen, Gaiganz 1974 (276 S., br., 17,— DM).

Der „Anti-Samuelson“ wird insgesamt vier Bände umfassen, die bis Frühling 1975 erscheinen sollen. Wenn nun dieser erste Band schon einen verlässlichen Eindruck des ganzen Werkes vermittelt, so läßt sich feststellen: es liegt eine beachtliche Leistung vor, die unglücklicherweise nur in bescheidenem Maße verwertbar ist.

Die Verfasser bekennen sich zur Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie und sind der Ansicht, daß sie die Neoklassik, wie sie in Samuelsons Lehrbuch für das Volk kanonisiert wird, genau trifft. Daß sie recht haben, liegt auf der Hand: immer noch geistert hier der homo oeconomicus, rechenhaft seinen größtmöglichen Nutzen erheischend; und immer noch sorgt der Markt dafür, daß alles Denkbare optimiert wird. Der Unterschied zwischen Neoklassik und der älteren kapitalistischen Apologetik besteht hauptsächlich darin, daß nach der Keynesischen Reformation die staatliche Wirtschaftspolitik für Vollbeschäftigung und die Glättung der Konjunktur sorgt (neoklassische Synthese).

Linder und seine Freunde stehen also auf festem Boden, aber eine übersichtliche Darstellung ihrer Position ist ihnen nicht gelungen. Ihre Kritik hält sich zu eng an Samuelsons Aufbau. Überspitzt ließe sich sagen, daß sie ihn Zeile für Zeile kritisieren. Und man muß zu-

geben, daß sie Erstaunliches vollbringen. Sie haben die neun amerikanischen und die fünf deutschen Auflagen des Lehrbuchs genau verglichen und eine Fülle von Ungereimtheiten, Schlampereien, opportunistischen Umformulierungen und irreführenden Statistiken ausfindig gemacht (Beispiele auf S. 47, 67, 81, 102, 139). Sie sind auch nicht beim bloßen Aufzählen geblieben, sondern haben selbst neue statistische Daten angeführt, Widersprüchliches geklärt und zwi- schendurch entlarvende Äußerungen amerikanischer Politiker, Ma- nager und Journalisten eingestreut (Beispiele auf S. 54, 117, 123, 143 ff., 162). Sie haben gründlich gearbeitet und verdienen alle Ach- tung für die Tausende von Arbeitsstunden, die sie in ihren kritischen Kommentar gesteckt haben. Der Nachteil des Werkes liegt anderer- seits darin, daß es äußerst langatmig und überladen ist: man sieht den Wald nicht vor lauter Bäumen! Grundsätzliche Kritik wird ge- legentlich durch fettgedruckte Stichworte hervorgehoben, aber im Rahmen der Darstellung ist sie genauso gewichtet wie marginale Kritik. Der Hinweis auf S. 24/26 sollte daher beachtet werden: der „Anti-Samuelson“ ist gedacht für besonders motivierte Studenten und für Dozenten, die die Auseinandersetzung mit der Neoklassik suchen. Dies um so mehr, als der Kommentar nicht lediglich Kennt- nis des Lehrbuchs von Samuelson voraussetzt, sondern praktisch dessen gleichzeitige Lektüre verlangt.

Für mögliche Interessenten hier noch einige Inhaltsangaben: Es wird zunächst der ahistorische Charakter der neoklassischen Theorie herausgestellt. Kap. 3 befaßt sich mit Einkommensverteilung und bietet viel empirisches Material. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Gewerkschaften in den USA rückt im Kap. 6 der kapitalistische Staat in den Vordergrund (Staatsausgaben, soziale Leistungen, Steuern). Die angekündigten Bände 2—4 des Anti-Samuelson werden noch behandeln: Makroökonomie (Fortsetzung), Mikroökonomie, Imperialismus und Weltmarkt.

Gianfranco Accardo (Berlin/West)

Kregel, J. A.: The Reconstruction of Political Eco-
nomy. An Introduction to Post-Keynesian Economics. Macmil-
lan, London 1973 (XVIII, 218 S., Ln., £ 4,95).

Einen gewissen Sinn fürs Geschäft kann man dem Verfasser nicht absprechen. 1971 hat er „Rate of Profit, Distribution and Growth“ veröffentlicht, 1972 „The Theory of Growth“, 1973 nun die hier ange- zeigte „Reconstruction“. Es ist im Grunde immer derselbe wach- stumstheoretische Stoff, wenn auch jeweils mit unterschiedlichem Schwerpunkt und in unterschiedlicher Ausführlichkeit behandelt. Die Wachstumstheorie hat in den 60er Jahren eine erbitterte Schlacht erlebt. Joan Robinson, die hierbei stark beteiligt war, mußte erleben, daß sie mit ihrer eigenen Theorie nicht im entferntesten soviel Erfolg hatte wie mit ihrer Kritik. Ihr Schüler Kregel versuchte schon in

seinem Buch von 1971 dem abzuweichen, jetzt unternimmt er einen zweiten Versuch.

Die ökonomische Theorie der Klassik kannte noch Klassen und Klassenkonflikte. Diese Erkenntnisse gingen jedoch später bei den Neoklassikern, welche nur nutzenberechnende Individuen und Gleichgewichte kannten, verloren. Mitte der 30er Jahre dieses Jahrhunderts erschütterte zwar die Weltwirtschaftskrise und in deren Gefolge die Keynesische Theorie diese Gleichgewichtsträume, nach dem Krieg stellte jedoch die „neoklassische Synthese“ die alte Ordnung wieder her. Nun übernimmt der Staat als wirtschaftspolitischer Lenker die Rolle, die bisher das Saysche Gesetz in der Theorie spielte, und die alte Theorie kann — sonst unverändert — weiterhin Gültigkeit beanspruchen. Sie kann sogar mit einer schmucken Wachstumstheorie ausgestattet werden, die ein goldenes Zeitalter (wo sich alles gleichmäßig und harmonisch entwickelt) verheißt, das unauffällig mit den heutigen Zuständen gleichgesetzt wird.

Der erste Teil des Buches berichtet ausführlich über diese Dinge und erklärt, worin für Kregel die zu leistende Rekonstruktion der Politischen Ökonomie besteht: es soll eine dynamische Theorie aufgebaut werden, die an die Klassiker und Keynes anknüpft und Nutzenbegriff und Grenzproduktivitätstheorie umgeht. Diese Rekonstruktion beginnt im Teil 2. Dort wird ein Zwei-Sektoren-Modell diskutiert, in dem der Konsumgüter-Sektor zwar von dem anderen Investitionsgüter, aber keine Vorleistungen im Sinne der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung bezieht, so daß seine Kosten nur aus Abschreibungen und Lohnkosten bestehen und die Bestimmung des Profits besonders einfach ist. Die Preise werden in beiden Sektoren durch Aufschlag gebildet, wobei diese Aufschläge bei unvollkommener Konkurrenz unterschiedlich hoch sind. Wie hoch sie ausfallen, bestimmen nicht nur die Bilanzgleichungen der Sektoren, sondern auch die Wünsche der Kapitalisten. Von den in dieser Diskussion beliebten Themen fehlen weder Pasinettis positive Sparquote der Arbeitnehmer noch das Reswitching bei der Auswahl der Produktionstechnik. Im Wirbel der Märchen über goldene und nicht-goldene Zeiten sollte allerdings eine Merkwürdigkeit nicht untergehen: Kregel kritisiert zwar die Ein-Gut-Welt des R. M. Solow; der von ihm definierte Ausstoßvektor Q der Konsumgütermengen stellt aber im Prinzip nichts anderes dar, da es sich um ein Güterbündel mit festen Mengenrelationen handelt. Der Teil 3 bietet zunächst eine gute Übersicht über die Probleme bei der Messung des Kapitalstocks (Kap. 9). Im gleich darauffolgenden Kapitel werden die soeben erwähnten Probleme allerdings wieder vergessen, um ein „aggregate price level“ zu diskutieren. Kap. 11—12 bauen Geld und Außenhandel in das Modell ein und bieten eine Reihe brauchbarer Bemerkungen, die nicht unbedingt an das hier formulierte Modell gebunden sind. Eine davon, die mir interessant erscheint, gebe ich wieder, auch wenn sie im Buch nicht in dieser Richtung diskutiert wird. Da die Investitionsentscheidungen unabhängig von den Sparentscheidungen getroffen werden, kann es sein, daß die gewünschten Investitionen

zu hoch sind und dann durch Preissteigerungen zusätzliches Sparen erzwungen wird. Die „inflation barrier“ ist dann erreicht, wenn sich die Arbeitnehmer gegen diesen Zwang zur Wehr setzen und Lohn-erhöhungen verlangen. „[The inflation barrier] underlines the crux of the problem of inflation in the struggle over income distribution“ (160). Ein Verteilungskampf ist das sicher, aber der Erklärungszusammenhang mit einer zu starken Investitionsnachfrage ist trivial, denn spätestens seit Rosa Luxemburg ist in der Politischen Ökonomie die Meinung verbreitet, daß im Kapitalismus, gemessen an seinen Absatzmöglichkeiten, zuviel investiert wird und nicht zu wenig. Der abschließende Teil 4 behandelt neben zwei zusammengefaßten Kapiteln aus Kregels Buch von 1971, die hier ziemlich überflüssig sind, die Frage, wie es weitergehen soll. Kregel beantwortet diese Frage damit, daß erstens die neokeynesianische Theorie auf mikro-ökonomischem Gebiet ausgebaut werden soll, um herauszufinden, wie die Preisbildung in Wirklichkeit aussieht; zweitens ist ein systematischer Vergleich zwischen Theorie und Wirtschaftsgeschichte zu leisten, und drittens soll die Bedeutung der Dynamik grundsätzlich überdacht werden. „Once this is done, economics can again become political economy and cease treating human relations as though they were interchanges between atomic particles“ (209). Also in Kregels eigenen Worten: die angekündigte Rekonstruktion hat nicht stattgefunden.

Gianfranco Accardo (Berlin/West)

Gerfin, Harald, Wolfgang Kirner und Jürgen Wulf: Entwürfe für disaggregierte Modelle zur Arbeitsmarktprognose für die BRD. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Sonderheft 9, Duncker & Humblot Verlag, Berlin/West 1972 (120 S., br., 36,— DM).

Dieses Buch ist in dreifacher Hinsicht interessant. Es enthält eine Zusammenstellung der wichtigsten empirischen Arbeiten und Modelle über den Arbeitsmarkt der Bundesrepublik; es bringt kritische Argumente zur Beurteilung der bisherigen Arbeiten; und es ist eine forschungsstrategische Expertise für die westdeutsche Arbeitsmarktforschung. Die Autoren legen zwei sich ergänzende Studien vor: eine über den Arbeitsmarkt der Bundesrepublik insgesamt, die andere über regionale Teilarbeitsmärkte. Als Ziele der Untersuchungen geben sie an, „Methoden zur Erklärung und möglichst detaillierten Prognose der Arbeitsmarktentwicklung zu entwerfen, die beim gegenwärtigen Stand der statistischen Information in der Bundesrepublik anwendbar sind. Ferner galt es zu klären, welche Probleme auf diese Weise lösbar erscheinen und welche theoretischen, analytisch-technischen und statistischen Voraussetzungen geschaffen werden müßten, damit die Arbeitsmarktprognostik die an sie gestellten Forderungen hinreichend erfüllen kann“ (7). Unter diesen arbeitsmarkt-prognostischen Anforderungen wäre der Bedarf an Informationen für die Planung des gesamten Bildungssektors ebenso zu nennen wie für den Einsatz wachstumspolitischer Instrumente (Be-

einflussung der Erwerbsquote, der Ausländerbeschäftigung, der Art des technischen Fortschritts, der Branchenstrukturpolitik, der Regionalpolitik).

Der Entwurf eines gesamtwirtschaftlichen Arbeitsmarktmodells skizziert zuerst ein Modell der Nachfrageseite. Von einer vorgegebenen Wachstumsrate ausgehend, werden die Komponenten des Endnachfrage-Vektors und die verschiedenen Prognosetechniken für sie diskutiert. Aufgrund von Input-Output-Matrizen lassen sich daraus die intermediären Produktionsstrukturen im Unternehmensbereich ermitteln. Aus diesen wiederum ergibt sich der Arbeitskräfte-Bedarf (Manpower-Ansatz), der nach Wirtschaftsbereichen, Tätigkeitsmerkmalen (Berufen) und Ausbildungsmerkmalen aufzuschlüsseln ist. Dem wird die Skizze eines Arbeitskräfte-Angebotsmodells gegenübergestellt. An ein Modell der demographischen Entwicklung wird ein Bildungsverlaufsmodell angehängt, das die Nachfrage nach und die Inanspruchnahme durch Bildungsprozesse erfaßt (Social Demand-Ansatz). Daraus ergeben sich die Neuzugänge am Arbeitsmarkt. Die für ein Prognosejahr getrennt ermittelten Nachfrage- und Angebotsgrößen werden sodann in einer dritten Stufe in Form einer Arbeitskräfte-Bilanz konfrontiert. An die Feststellung der sich daraus ergebenden Über- oder Unterdeckungen kann sich dann eine Diskussion der Möglichkeiten, die beiden Modelle konsistent zu machen, anschließen. Dieses erfolgt in erster Linie durch den Einsatz arbeitsmarkt-politischer Instrumente. Auch die zweite Studie für regionale Arbeitsmärkte bedient sich dieses Grundmodells, lediglich erweitert um einige zusätzliche Probleme, die sich aus der Abhängigkeit der Region von der Gesamtwirtschaft ergeben.

Die Grundstruktur des dargestellten Entwurfs entspricht damit dem Batelle-Modell, dem einzigen in der BRD zu diesem Sektor bereits existierenden Modell mit derart breiter Fragestellung, das es erlaubt, eine große Zahl relevanter Faktoren miteinander zu verknüpfen und Interdependenzen zu berücksichtigen. Die Darstellung ist sehr komprimiert und enthält zu den einzelnen Detailproblemen viele Hinweise auf vorhandene Modellansätze, auf vorhandenes Datenmaterial, dessen Eigenschaften und Unzulänglichkeiten, und auf Lösungsmöglichkeiten zu Einzelfragen, die in der theoretischen Literatur vorgeschlagen worden sind. Sie illustriert damit eine wirtschaftswissenschaftliche Position, welche empiriefernere Theoretisieren auf höchstem Aggregationsniveau ebenso zu überwinden versucht wie punktuelle politische Eingriffe ohne hinreichende Information über Folgen und Nebenwirkungen. Es ist eindrucksvoll zu sehen, wie sich die einzelnen Arbeiten auf dem Gebiet der Arbeitsmarktforschung im Rahmen des dargelegten Gesamtkonzepts wie Puzzlesteine allmählich zusammenzufügen beginnen und in zunehmendem Maße Voraussetzungen geschaffen werden für die Erklärung, Prognose und bewußte politische Beeinflussung dieses Sektors. (Ob, wie und inwieweit diese Informationsinstrumente dann politisch eingesetzt werden, ist natürlich eine andere Frage.)

Christoph Helberger (Frankfurt/Main)

**Ästhetik
und Kommunikation
Beiträge
zur politischen Erziehung**

20

H. Hartwig: Ein Vormittag in der Hauptschule. Zum Problem schulischer Aneignungs- und Lernformen

Materialien zur Hauptschule

D. Hoffmann-Axthelm: Didaktik und Psychologie

J. Richard: Phantasietätigkeit — Spielpädagogik

H. Döring, E. Spethmann, W. Stritter: Schülerladen- und Obdachlosenkinder filmen eine Tankstelle. Beobachtungen zum Problem schichtenspezifischer Wahrnehmung

E. Karrenberg: Künstlerisch-praktische Eigentätigkeit am Beispiel Comics

W. Gottschalch: Kinderunterhaltung: Phantasie und Märchen

G. Erler: Revolution und Kultur — Sozialistische Kulturrevolution, Kulturpolitik und kulturelle Praxis in Rußland nach 1917, Teil II

E. Hennig: Faschistische Öffentlichkeit und Faschismustheorien

6. Jahrgang, Juni 1975, Heft 2

Erscheint jährlich in vier Heften, — Doppelheft 12,— DM, im Jahresabo 10,— DM zuzüglich Porto. — Bestellungen über Buchhandel oder Scriptor Verlag, 6242 Kronberg/Ts., Schreyerstr. 2; Red.: 1 Berlin 46, Zietenstr. 32 G, Tel.: 030 / 7 73 38 90

**Demokratische
Erziehung**

4 '75

Politische Bildung

K. Priester: „Struktur“ und „Konflikt“. Bemerkungen zu zwei didaktischen Grundkategorien der politischen Bildung

H.-D. Strüning: Zu den „Richtlinien für den Politik-Unterricht“ in NRW

H. Werner: Das Prinzip des exemplarischen Lernens bei Oskar Negt
D. Brühl/H. Knake: Familie und politisches System

W. Beutin: Zur Behandlung des Bauernkrieges im Unterricht

W. Christian: Bedingungen fortschrittlicher Unterrichtsziele trotz politischer Disziplinierung

B. Degen: Nadelöhr Zweiter Bildungsweg

D. Pollmann: Alphabetisierungskampagne in Portugal

Projekt Automation und Qualifikation: Automation führt zur Höherqualifikation

S. Tschernik/A. Fotejewa: Zum sowjetischen Rahmengesetz über die Volksbildung

1. Jahrgang, Juli 1975, Heft 4

Erscheint alle zwei Monate. — Einzelheft DM 5,—; im Jahresabo DM 3,50, für Studenten, Schüler, Wehr- und Ersatzdienstleistende DM 3,—. — Bestellungen über Buchhandel oder Pahl-Rugenstein Verlag, 5 Köln 51, Vorgebirgstr. 115

Blätter für deutsche und internationale Politik

5 '75

E. Fried: Vietnam: Frieden und Sieg

N. Poljanow: Vertrauenskrise in der NATO

I. Kurz, E. Roßmann: Entscheidende Phase im Kampf gegen den neuen McCarthyismus

W. Krüer-Buchholz, A. Sörgel: Zur Entwicklung der Haushaltskrise in der BRD

M. Zöllmer: Möglichkeiten und Grenzen der Investitionslenkung als Element einer demokratischen Wirtschaftspolitik

G. Fülberth, J. Harrer: Zur Kritik der sozialdemokratischen Hausgeschichtsschreibung

M. v. d. Grün: Hans-Günter Sohl

P. M. Kaiser: Monopolprofit und Massenmord im Faschismus

F. Deppe: Das „Soziale Modell“ des Hanns-Martin Schleyer. Anmerkungen

J. Goldberg: Wirtschafts- und sozialstatistische Daten; G. Kade: Aus dem Alltag der Marktwirtschaft

6 '75

H. Ridder: Politisch-institutionelle Konsequenzen der KSZE

J. Ostrowsky: Zur Lage in Angola und Moçambique

D. Sölle: Die Peinlichkeit der Befreiung. Zum 8. März 1975

L. Knorr: NATO-Gipfel und NATO-Krise

J. Kuczynski: Die Weltwirtschaft des Kapitals. Vierteljahresübersicht

H. Schui: Ökonomische Stabilisierung durch Monetarismus?

K. Mannhardt, W. Schwaborn: Kriegsdienstverweigerung ohne Prüfungsverfahren?

G. Fülberth, J. Harrer: Zur Kritik der sozialdemokratischen Hausgeschichtsschreibung (II)

D. Halfmann: Lebensweg und Karriere des Franz Josef Strauß (IV)

G. Giesenfeld: Genres und Gebrauchswert (6); Der Realismus des Fernsehkrimis

20. Jahrgang, Mai 1975, Heft 5

20. Jahrgang, Juni 1975, Heft 6

Herausgeber: Hilde Bentele †, Wilfried Frhr. v. Bredow, Gerhard Gollwitzer †, Urs Jaeggli, Gerhard Kade, Reinhard Kühnl, Knut Nevermann, Reinhard Opitz, Manfred Pahl-Rugenstein, Hermann Rausching, Hans Rheinfelder †, Helmut Ridder, Robert Scholl †, Fritz Strassmann, Gerhard Stuby, Karl Graf v. Westphalen, Ernst Wolf †. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 5,— DM; im Jahresabo 3,50 DM, für Studenten, Schüler, Wehr- und Ersatzdienstleistende 3,— DM. — Bestellungen über Buchhandel oder Pahl-Rugenstein Verlag, 5 Köln 51, Vorgebirgstr. 183

DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE

4 '75

E. Hahn: Der Charakter der Gesetzmäßigkeiten des geistigen Lebens der Gesellschaft

G. Söder/G. Petruschka: Zu einigen Fragen der Dialektik von Philosophie und politischer Ökonomie

E. Albrecht: Weltanschauliche und methodologische Voraussetzungen sprachwissenschaftlicher Forschung

H. Metzler: Messen und Bewerten — erkenntnistheoretisch betrachtet

G. Rudolph: Thomas Müntzers sozialökonomische Konzeption und das Traditionsbewußtsein der sozialistischen Arbeiterbewegung

V. Herold u. M. Mráz: Johann Müllich von Kreamsier — ein ideologischer Wegbereiter des Hussitentums und des deutschen Bauernkrieges

A. Kolesnyk: Probleme einer philosophiegeschichtlichen Einordnung der Lehre Thomas Müntzers

H. Taubert: 8. Weltkongreß für Soziologie

K.-H. Gehlauf: Erforschung und Darstellung von Gesetzmäßigkeiten durch den wissenschaftlichen Kommunismus

W. Thimm: Gesellschaftsentwicklung und Wissenschaftsstrategie

5 '75

Zum 30. Jahrestag der Befreiung vom Hitlerfaschismus

D. Uhlig: Die weltgeschichtliche Bedeutung des Sieges der Sowjetunion im Großen Vaterländischen Krieg im Lichte des Leninismus

G. Handel: Die sowjetische Hilfe für die Entwicklung der marxistisch-leninistischen Philosophie an den Universitäten (1945—1949)

H. Ullrich: Der Kampf der KPD gegen die Ideologie des Hitlerfaschismus

O. Finger: Marx' Kritik am Gothaer Programm und Probleme des weltanschaulichen Parteienkampfes der Gegenwart

H.-J. Fieber u. W. Schneider: Zum Platz der „Randglossen“ in der Geschichte der Theorie des wissenschaftlichen Kommunismus

E. Kopf: Die reaktionäre Marxkritik nach dem Gothaer Programm der deutschen Sozialdemokratie

F. Rupprecht/W. Blumenthal: IV. Philosophiekongreß der DDR

A. Wirt: Die Dialektik von Nationalem und Internationalem in der Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft

X. Abelmann: Die Bedeutung des Vaterlandsbegriffes für die Erziehung zum sozialistischen Patriotismus

23. Jahrgang, April 1975, Heft 4

23. Jahrgang, Mai 1975, Heft 5

Erscheint monatlich. — Einzelheft 6,— DM, Jahresabo 72,— DM. — Bestellungen über Buchhandel oder Buchexport, DDR 701 Leipzig, Leninstr. 16

lendemains

**ZEITSCHRIFT FÜR
FRANKREICH-FORSCHUNG
UND FRANZÖSISCHSTUDIUM**

**MARXISMUS
DIGEST**

Theoretische Beiträge
aus marxistischen
und antimperialistischen
Zeitschriften

herausgegeben vom Institut für Marxistische Studien und Forschungen, Frankfurt/Main

2 '75**Werner Krauss**

M. Nerlich: Lettre de Contrebande
für Werner Krauss

W. Krauss: Das Ende der bürgerlichen
Philosophie

W. Krauss: Supplément I zum
Dictionnaire Philosophique

Brief an Werner Krauss zum 75.
Geburtstag

Kleinbürgertum in Frankreich

H.-G. Haupt: Kleinbürgertum im
XIX. Jhd.

H. M. Bock: Neopoujadismus

M. Engelbert: Saint-Exupéry

F. Wolfzettel: Die soziale Wirklichkeit
im Märchen Charles Perraults
„Le Chat Botté“

A. Paul: „In einer komplizierten
dialektischen Wolke“ — Raddatz
über Aragon

B. Coenen-Mennemeier: Zu einem
poetologischen Gedicht Guilevic'

1. Jahrgang, Juli 1975, Heft 2

Erscheint jährlich in 4 Heften in unregelmäßiger Reihenfolge. Einzelheft DM 7,— zuzügl. Porto. Jahresabonnement DM 24,—, für Schüler und Studenten DM 20,—. Bestellung über Verlag und Vertrieb Sozialistische Politik GmbH, 1 Berlin-41, Büsingstr. 17, Postfach 410 269

22**Allgemeine und zyklische Krise
des Kapitalismus**

Autorenkollektiv: Probleme der
allgemeinen Krise des Kapitalismus

H. Heiniger: Methodologische Fragen
der Analyse des gegenwärtigen
Entwicklungsstandes der allgemeinen
Krise des Kapitalismus

Autorenkollektiv: Die Situation
der kapitalistischen Weltwirtschaft
zur Jahreswende 1974/75

V. Rymalov: Das Allgemeine und
das Besondere in der zyklischen
Entwicklung der kapitalistischen
Weltwirtschaft

O. Bogdanov: Die Währungser-
schütterungen und die kapitalistische
Weltwirtschaft

S. V. Safronov: Krisengeschüttelte
US-Wirtschaft

M. Ellmann, B. Rowthorn, R.
Smith, F. Wilkinson: Großbritanniens
ökonomische Krise

P. Duharcourt: Fortschreitende
Krise und Rezession in Frankreich

E. Peggio: Die Wirtschaftskrise in
einer entscheidenden Phase

6. Jahrgang, April-Juni 1975, Heft 2

Erscheint vierteljährlich. — Einzelheft DM 6,—, im Jahresabo DM 22,—, für Studenten, Schüler, Lehrlinge, Wehrdienst- und Ersatzdienstleistende DM 18,— zuzügl. Porto. — Bestellungen über Buchhandel oder Institut für Marxistische Studien und Forschung, 6 Frankfurt, Liebigstr. 6

psychologie heute

5 '75

Psychologie des Sports

H. Rieder: Psychologie des Sports

J. Werner: Spaziergänge mit Sepp Herberger und Begegnung mit Pelé

J. R. Nitsch: Sportliches Handeln — Grundmodell für eine allgemeine psychologische Handlungstheorie

A. H. Ismai/L. E. Trachtmann: ... mal wieder

U. Lehr: Familie als partnerschaftliche Aufgabe

M. B. Clynes: Empfindungskreise

I. O. Reich: „... man liest heute viel von ‚neuen‘ Dingen, aber niemand spricht von Reich.“

H. Dahmer: Erinnerungen an Wilhelm Reich

F. Schulz v. Thun: Verständlichkeit

W. Schurian/A. Holländer: Konrad Lorenz und die Jugend

G. Staines/T. E. Jayaratne/C. Tavis: Das Bienenkönigin-Syndrom

6 '75

Wähler-Psychologie

G. Keller: Wähler-Psychologie

H. E. Lück: Wann Menschen Menschen helfen

R. Rosenthal: Der Pygmalion-Effekt lebt

E. L. Quarantelli/R. R. Dynes: Wenn die Katastrophe kommt

J. Klug/E.-R. Rey: Hirnorganische Störungen

G. Kühn: Prüfer auf dem Prüfstand

C. Rogers: Psychologie als subversive Wissenschaft

E. Baur: Vorschulfernsehen

S. Keleman: Wir haben keinen Körper, wir sind Körper

2. Jahrgang, Mai 1975, Heft 5

2. Jahrgang, Juni 1975, Heft 6

Er erscheint monatlich. — Einzelheft DM 5,— (sfr 7,—) + DM 1,— Versandkosten. Jahresabo DM 45,—. Bestellungen über Buchhandel und Beltz Verlag, 694 Weinheim, Postfach 1120

MARXISTISCHE BLÄTTER

ZEITSCHRIFT FÜR PROBLEME
DER GESELLSCHAFT, WIRT-
SCHAFT UND POLITIK

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

3 '75

30. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus

Das Pariser Abkommen und der Friede in Südvietnam

K. Bachmann: 1945 — Chance des deutschen Volkes für Demokratie, dauerhaften Frieden und gesellschaftlichen Fortschritt

S. Stemenko: Internationale Großtat der Sowjetarmee

R. Riemeck: Antikommunismus und Angsthysterie als faschistisches Propagandamittel

J. C. Rossaint: Nie wieder Faschismus und Krieg!

G. Hautsch: Neofaschismus in unserer Zeit

R. Badstübner: Befreiung vom Hitlerfaschismus und der Triumph des Sozialismus in der DDR

F. Krause: Die Zeitschrift „Das III. Reich“ — ihr Anspruch und die Wirklichkeit

P. Schütt: Der Kampf der emigrierten deutschen Schriftsteller gegen den Hitlerfaschismus

R. Steigerwald: Sozialismus und Kommunismus und das Problem der Verteilung des Erzeugten

13. Jahrgang, Mai/Juni 1975, Heft 3

Erscheint alle zwei Monate. — Einzelpreis 4,— DM. Auch im Abo erhältlich. Bestellungen über Buchhandel oder Verlag Marxistische Blätter, 6 Frankfurt/M. 50, Hedderheimer Landstr. 78a

101

Zur Befreiung vom Faschismus am 8. Mai 1945

R. Hiepe: Faschismus-Widerstand-Demokratische Kunst

Kunsterziehung

T. Liebner: Am Ende aller Bildungsreformen?

E. u. A. Lachauer: Kunsterziehung mit oder ohne Kunst?

C. Nissen: Berufliche Bildung und ästhetische Erziehung

C. Nissen: Aneignung der Arbeitswelt

Studentenkollektiv an der PH München: Aschenbrödel der Kunsterziehung. Realschulen in Bayern

A. Schönemann: „Romantik“ — ein Unterrichtsversuch

C.-W. Kottnik u. W. Kirschner: Situation der Kunsterzieherstudenten an der HfbK Hamburg

F. Kröll: Kunstsoziologie

T. Kaiser: Kunst gegen den Faschismus in Chile

H. Raum: Zur Willi-Sitte-Ausstellung im Kunstverein Hamburg

M. Brandes: Großes Thema Natur, große Erwartungen der Menschen. Aus der Diskussion auf dem Tendenzen-Gespräch 1974 in Hamburg

Erscheint alle zwei Monate. Einzelheft 6,50 DM; Jahresabo 35,— DM, Stud.-Abo 27,— DM. Bestellungen über Buchhandel oder Darnitz-Verlag, 8 München 40, Kaiserstr. 54

Demokratischer Sozialismus in Theorie und Praxis

Günter Grass, Eberhard Jäckel und Dieter Lattmann geben ab Herbst 1975 in der EVA die Schriftenreihe DEMOKRATISCHER SOZIALISMUS IN THEORIE UND PRAXIS heraus. In ihr werden Veröffentlichungen vorgelegt, die für jeden von Interesse sind, der an der politischen Auseinandersetzung unserer Tage engagiert teilnimmt.

Willy Brandt, Bruno Kreisky, Olof Palme
Mut zur Verantwortung

Briefe und Gespräche 1972 bis 1975
Ca. 200 Seiten, kartoniert ca. 16,- DM
Drei führende europäische Sozialdemokraten legen hier das Dokument eines mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausches vor.

Volker Hauff, Fritz W. Scharpf
Modernisierung der Volkswirtschaft
Technologiepolitik als Strukturpolitik
Ca. 180 Seiten, kartoniert ca. 15,- DM

Horst Helmann
Theoriediskussion in der SPD
Ergebnisse und Perspektiven
Ca. 200 Seiten, kartoniert ca. 19,80 DM
Hier wird erstmals der Versuch unternommen, die Ergebnisse der heftig umstrittenen Theoriediskussion in der SPD seit 1968 im Überblick darzustellen.

EVA

Europäische Verlagsanstalt - 5 Köln 21 - Postfach 210140

In dem Aufsatz von

Thomas Metscher: Ästhetische Erkenntnis und realistische Kunst
in: *Argument* 90, S. 229—258,

fehlt auf S. 236 die zweite Zeile. Das vollständige Lenin-Zitat lautet: „*Das Bewußtsein des Menschen widerspiegelt nicht nur die objektive Welt, sondern schafft sie auch.*“ Es findet sich in Lenin Werke, Bd. 38, S. 203 (nicht 207).

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Henn, Beate: Einführung in die generative Transformationsgrammatik (E. Bense)</i>	708
<i>Kanngießer, Siegfried: Aspekte der synchronen und diachronen Linguistik (U. Quasthoff)</i>	710
<i>Wunderlich, Dieter (Hrsg.): Linguistische Pragmatik (J. Ellerbrock)</i>	713
<i>Ueding, Gert: Glanzvolles Elend. Versuch über Kitsch und Kolportage (R. Schröder)</i>	715
<i>Kuttenkeuler, Wolfgang (Hrsg.): Poesie und Politik. Zur Situation der Literatur in Deutschland (J. Ruckhäberle)</i>	718
<i>Theaterfragen von heute. Theaterforum der DKP in Recklinghausen (U. Bircher)</i>	719

Soziologie

<i>Millhoffer, Petra: Familie und Klasse (J. Bohnsack)</i>	720
<i>Krecker, Lothar: Frauen im Lehrerberuf (A. Bammé)</i>	722
<i>Schildkamp-Kündiger, Erika: Frauenrolle und Mathematikleistung (G. Accardo)</i>	724
<i>Goffmann, Erving: Das Individuum im öffentlichen Austausch (Th. Berger)</i>	725

Psychologie

<i>Duhm, Dieter: Warenstruktur und zerstörte Zwischenmenschlichkeit (E. Ruebsam)</i>	727
<i>Duhm, Dieter: Revolution ohne Emanzipation ist Konterrevolution (E. Ruebsam)</i>	727
<i>Schneider, Michael: Neurose und Klassenkampf (G. Freudenthal u. N. Rätzzel)</i>	729
<i>Hollitscher, Walter (Hrsg.): Aggressionstrieb und Krieg (W. Beutin)</i>	732
<i>Caruso, Igor A.: Soziale Aspekte der Psychoanalyse (E. Ruebsam)</i>	734
<i>Mussen, Paul H. (Ed.): Carmichael's Manual of Child Psychology (H. Jungermann)</i>	736
<i>Liepmann, Lise: Your Children's Sensory World (K. Laermann)</i>	738